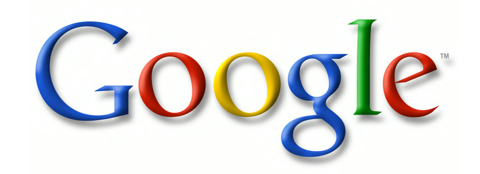
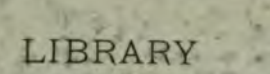
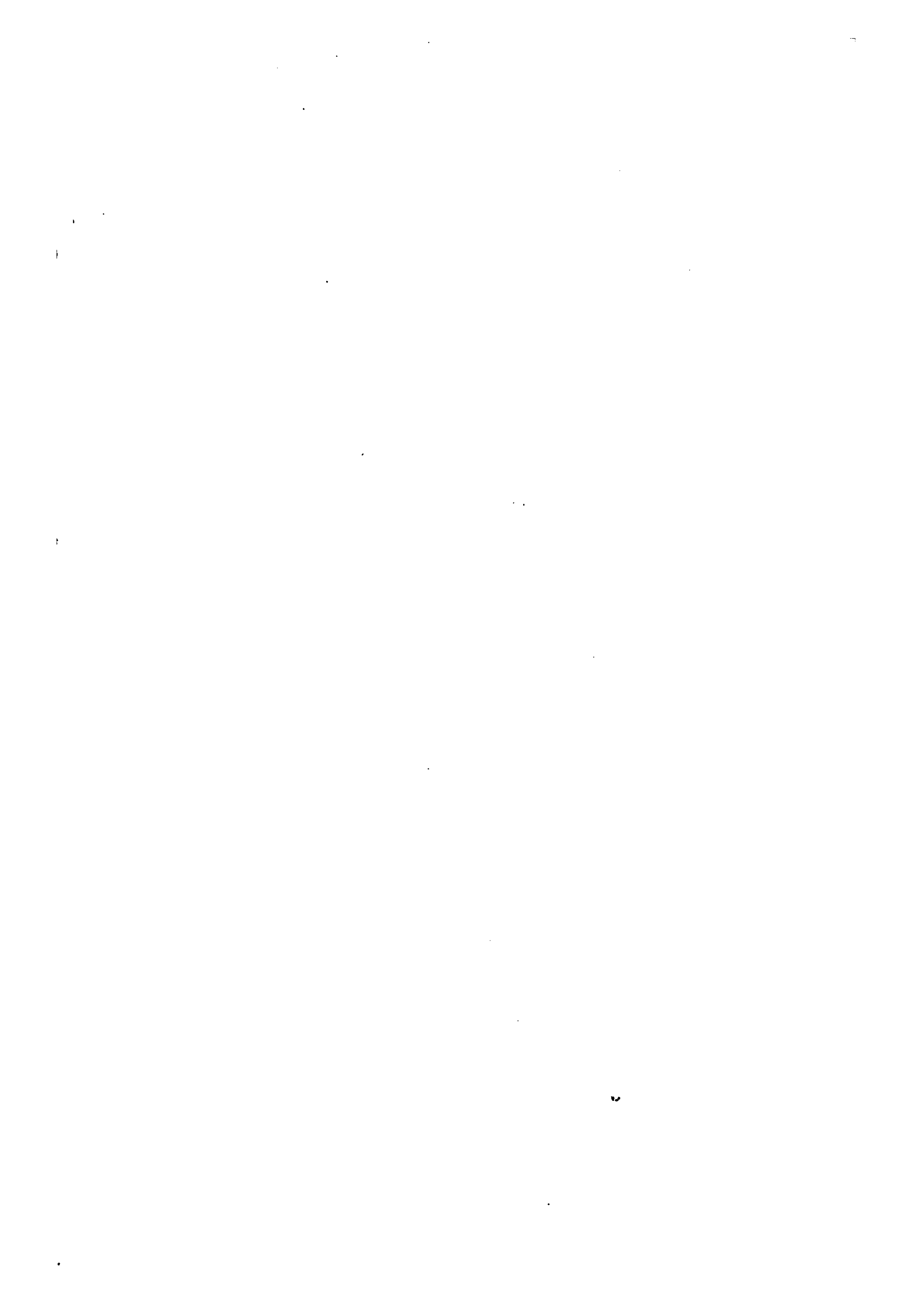








Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band V

Im neuen Jahrhundert

1801—1807



Berlin 1904
Verlag von Otto Elsner


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



J. W. v. Goethe

Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury

Im neuen Jahrhundert

1801 – 18[illegible]7

[illegible] nach
[illegible]



[illegible]
[illegible]

Im neuen Jahrhundert

1801—1807

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury





Berlin 1904
Verlag von Otto Elsner

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

Einleitung.

Der vorliegende fünfte Band unserer Briefausgabe führt die Entwicklung Goethes in den Jahren 1801—1807 vor. Er umspannt einen etwas kürzeren Zeitraum als die früheren Bände, denn diese Jahre sind reich nicht nur an inneren Erlebnissen Goethes. Der Sturmwind, der im neuen Jahrhundert durch Deutschland dahinfegte, verschonte auch Weimar nicht; in die Stille der dem Musendienst geweihten Stadt grellt und schrillt der Kriegslärm hinein, und nach der Unglücksschlacht bei Jena wird die Litteratenstadt Weimar die Beute der französischen Sieger. Bis dahin hatte Goethe und sein Kreis den Wirren der neueren Zeit wie von einem still umfriedeten, dem Lärm der Welt fernen Eiland zugesehen — jetzt aber droht auch für Weimar der Zusammenbruch aller Verhältnisse.

Und in diesen Weimarer Schreckenstagen nun treten zwei Frauen, die bisher im Dunkel gestanden haben, heldenhaft in den Vordergrund: Herzogin Luise und Christiane Vulpius. Die Herzogin, die immer überstrahlt gewesen von dem Glanze der Herzogin-Mutter Anna Amalie und ihre Geistes- und Charaktergröße bisher nur in vornehmer Resignation hatte erkennen lassen, wird die Retterin Weimars und des Fürstenhauses, erweist sich — wie Knebel es treffend bezeichnet hat — als „Heldenengel". Als einzige des ganzen Hofes in Weimar zurückgeblieben, tritt sie Napoleon ent-

gegen; ihre Frauenhoheit erzwingt sich Achtung bei dem grollenden Sieger, der um ihretwillen Weimar und die Weimarer Fürstenherrschaft fortbestehen läßt. Und Christiane Vulpius, die von der Weimarer Gesellschaft Verlästerte und Vielgekränkte, wirft sich beherzt und mutig den trunkenen Franzosen entgegen, die Goethe anzufallen wagen, und rettet ihn vor Kränkungen und Fährlichkeiten. Wenige Tage darauf hat Goethe sich mit Christiane trauen lassen und seiner Gewissensehe die gesetzliche Weihe gegeben.

Die Briefe aus den Jahren 1806 und 1807 nehmen naturgemäß einen großen Raum ein in dem neuen Bande, in dem der Mensch Goethe uns mehr als sonst als Kämpfer erscheint, in dem mehr als sonst die Härten des Lebens auch diesem Götterliebling fühlbar werden. Der Beginn des neuen Jahrhunderts bringt ihm eine schwere Erkrankung: „eine schreckliche Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien." Und wenige Jahre später, da er wiederum krank darniederliegt, trifft ihn der schwerste Schlag — Schiller stirbt. Das ergreifendste und schlichteste, was Goethe über diesen unersetzlichen Verlust geäußert, sind seine Worte an Zelter: „ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr." Und es wird herbstlich im Goethekreise. Herder stirbt und die Herzogin-Mutter, und das lustige Hoffräulein v. Göchhausen folgt ihr bald nach — „manche Blätter des dreyßigjährigen Gesellschaftsstammes fallen ab und die Glieder der bisherigen Generation verlöschen." Es wird herbstlich um ihn und doch tauchen verheißungsvoll Keime auf, die auf neue Frühlingswunder hoffen lassen. Im letzten Briefe dieses Bandes spricht er von Minna Herzlieb und seiner Sonettendichtung. Ein Brief an Herrn v. Willemer führt unsere Gedanken auf

dessen spätere Gattin Marianne und auf die Suleikadichtungen. Ein Brief Goethes aus Karlsbad erzählt von Frau v. Broesigke und ihrer Tochter, der jugendlichen Frau v. Levetzow, der Mutter der damals zweijährigen Ulrike — es wird herbstlich um Goethe und doch sieht man die Sprößlinge keimen zu neuem Frühling.

Neue anregende Beziehungen Goethes eröffnet dieser Band in reichem Maße. Die jungen Romantiker treten an ihn heran und er fördert sie entgegenkommend. Als Theaterleiter erschließt er den beiden Schlegels die Bühne, wodurch Kotzebues Haß gegen ihn noch geschürt wird. Zwar vermag dieser seine Absicht, durch eine demonstrative Schillerfeier die beiden Großen einander zu entfremden, nicht durchzuführen, aber er erreicht doch nebenbei, daß Goethes litterarisch-geselliges Mittwochskränzchen gesprengt wird. In neue Beziehungen tritt Goethe, als er nach der Uebersiedelung der alten „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" von Jena nach Halle mit energischer Einsetzung seiner Kräfte für Jena ein neues Litteraturblatt schafft. Wie als Theaterleiter, so hat er auch als geistiger Leiter dieses Blattes nicht nur die großen Gesichtspunkte angegeben, sondern auch wiederholt mit Einzelheiten, wenn sie ihm prinzipiell wichtig erschienen, sich eingehend beschäftigt. Ihn als Oberredakteur an der Arbeit zu sehen, ist von großem Interesse und darum sind aus den Briefen an Eichstädt mehrere Einzelheiten in diesem Bande wiedergegeben. Der Briefwechsel mit Zelter wird inniger und immer mehr ein Bedürfnis für Goethe — aus ihm wie aus vielen andern Kundgebungen wird hier ersichtlich, wie schnell und wie entschieden Goethe nach jedem Schicksalsschlage immer wieder durch die Arbeit sich von dem Drucke der Verhältnisse zu befreien weiß. In die Totenklage um Schiller klingt bald das Verlangen hinein, das Gedächtnis des Freundes dichterisch zu verherrlichen —

und es entsteht der Epilog zu Schillers Glocke, zunächst gedacht im Anschluß an die dramatische Vorführung des Schillerschen Glockenliedes. Dem Theater gilt Goethes Interesse nach wie vor, wie aus den Briefen an Christiane, an Kirms, an Rochlitz besonders ersichtlich wird; und auf diesem Gebiete erträgt er weniger leicht Widerspruch als auf litterarischem — er setzt Bertuch gegenüber seine ganze Autorität ein, um die Aufnahme einer hämischen Kritik Böttigers, des Herrn Ubique, in das „Journal des Luxus und der Moden" zu verhüten. Mit besonderer Freude sieht er, wie Iphigenie und Götz sich nun die Bühne gewinnen.

Kann er in der Ungunst des Augenblicks die Poesie nicht kommandieren, so bethätigt er sich in Uebersetzungen — Voltaire wird übersetzt und „Rameaus Neffe" aus Diderots Manuskript — die letzte Arbeit, zu der ihn Schiller angeregt hat. Dann wird an der Farbenlehre fleißig gearbeitet und „Eugenie" (die natürliche Tochter) einem vorläufigen Abschluß entgegengeführt. In Karlsbad entstehen einige kleine Novellen, die dann in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" Aufnahme gefunden haben. Sorgsamer Durchsicht werden die bisherigen Arbeiten unterzogen für die neue Cottasche Gesamtausgabe seiner Schriften.

Es ist wiederum ein an Offenbarungen reiches Stück Goethebiographie, das in diesem Bande sich uns bietet — und wohl mehr noch als in den früheren Jahren zugleich ein Kultur- und Zeitbild. Zur Ergänzung habe ich vielfach Berichte von Zeitgenossen, besonders Briefe von Goethes Mutter, herangezogen. Letztere sind auch bedeutsam für die Charakteristik und Wertschätzung von Goethes Gattin, die seit Oktober 1806 den Namen trägt, der ihr gebührt: Christiane v. Goethe.

Philipp Stein.

Inhalt.

Seite

Seite

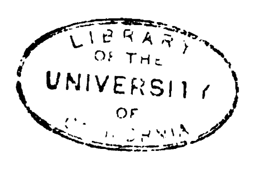
Seite

Seite

Seite

Seite





952.

An Elisa Gore.[1]

Nach einer schrecklichen Krise der Natur,[2] in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehen Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht der Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Übels erinnerte. Doch behaupten die Chirurgen, daß auch das Auge sich bald wieder in seinem natürlichen

---

[1] Tochter von Charles Gore (Bd. III, S. 58).

[2] Ueber Goethes schwere Erkrankung hatte Frau von Stein am 12. Januar ihrem Sohn geschrieben: „Entweder meldet dir mein Brief seine (Goethes) Besserung oder seinen Tod; eher laß ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen." In den „Tag- und Jahresheften" erzählt Goethe, daß ihn zu Anfang des Jahres 1801 eine „grimmige Krankheit" überfallen — er führt die Erkrankung auf eine Erkältung zurück, die er sich im herzoglichen Schloß in Jena zugezogen. „Damals hatte das Brownische Dogma ältere und jüngere Mediziner ergriffen; ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand verursache und dem gefährlichen Verlaufe sich entgegensetze." Dieses Mittel hatte denn auch vorübergehend gewirkt, dann aber nach der Rückkehr aus Jena kehrte der Katarrh mit verstärkter Gewalt zurück, und Goethe geriet in einen „Zustand, der ihm die Besinnung raubte." Er berichtet dann weiter: „Die Meinigen waren außer Fassung, die Aerzte tasteten nur, der Herzog, mein gnädigster Herr, die Gefahr überschauend, griff sogleich persönlich ein und ließ durch einen Eilboten den Hofrat Stark von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu meinem völligen Bewußtsein zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hilfe mich selbst wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geschwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zustande." — Das Brownische Dogma, von dem Goethe hier spricht, ist das System des schottischen Arztes John Brown (1735—88), wonach das Leben auf Erregbarkeit beruht und nichts ist als Erregung, hervorgebracht durch Reize: Krankheit entsteht danach entweder durch Mangel oder durch Uebermaß an Reizen. Die deutschen Naturphilosophen, an ihrer Spitze Schelling, gestalteten die Lehre Browns zur Erregungstheorie aus; Goethes Beziehungen zu ihnen hatten diesmal seine Gesundheit arg gefährdet, so sehr, daß man am 7. Januar einen Gehirnschlag für ihn befürchtete.

Zustande befinden werde. Ich empfehle mich der verehrten Gorischen Familie und dem vielgeliebten Prinzen August von Gotha zu fernerer freundschaftlicher Theilnahme.

Weimar am 17. Jan. 1801.

953.*

An Cotta.

Das neue Jahrhundert hat sich nicht gut gegen mich erwiesen, denn ich bin in den ersten Tagen von einer sehr heftigen, obgleich nicht ganz unvorhergesehenen Krankheit überfallen worden, welche neun Tage lang, indessen ich wenig von mir selbst wußte, die Fortdauer meiner Existenz sehr zweifelhaft machte. Indessen habe ich mich in der letzten Hälfte dieses Monats wieder so ziemlich erholt und fange an, die Lebensfäden wieder anzuknüpfen.

... Übrigens ist es recht schade daß wir so weit auseinander wohnen; in der Nähe könnte man manche Gelegenheit, und wäre es nur zu artigen Kleinigkeiten, nutzen. Das kleine Drama,[1] das jetzt in dem Seckendorfischen Taschenbuche steht,[2] nebst einer englischen Übersetzung desselben, von Herrn Mellish,[3] und dem Kupfer, welches mit der Zeitung für elegante Welt ausgegeben wird, hätte, in eins gefaßt, und splendid gedruckt und mit einigen Scherzen und Galanterien noch verziert, einen artigen Artikel gegeben; allein über so was läßt sich nicht correspondiren, weil alles vom Augenblick abhängt, und so muß man es denn zerstreut hinfahren lassen ...

Weimar am 29. Januar 1801.

Goethe.

---

[1] „Palaeophron und Neoterpe".

[2] Neujahrs-Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801.

[3] Diplomat J. C. Mellish.

954.

An Katharina Elisabeth Goethe.

Diesmal, liebe Mutter, schreibe ich Ihnen mit eigner Hand, damit Sie Sich überzeugen daß es wieder ganz leidlich mit mir geht.

Das Übel hat mich freylich nicht ganz ungewarnt überfallen, denn schon einige Zeit war es nicht völlig mit mir wie es seyn sollte. Hätte ich im vorigen Jahre ein Bad gebraucht wie ich in früheren Zeiten gethan; so wäre ich vielleicht leidlicher davon gekommen; doch da ich nichts eigentliches zu klagen hatte; so wußten auch die geschicktesten Ärzte nicht was sie mir eigentlich rathen sollten und ich lies mich von einer Reise nach Pyrmont, zu der man mich bewegen wollte, durch Bequemlichkeit, Geschäfte, und Oekonomie abhalten, und so blieb denn die Entscheidung einer Crise dem Zufall überlassen.

Endlich, nach verschiednen katharralischen Anzeigen, zu Ende des vorigen Jahrs, brach das Übel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben.[1]

---

[1] Christiane hatte ihr geschrieben, worauf Frau Aja geantwortet hatte:

Liebe Tochter!

Preiß — Danck und Anbethung sey dem Gott! der vom Tod erretten kan, und der Hülfe gesendet hat, damit unser Glaube an Ihn auf neue gestärcket — und wir mit neuem Muth immer auf Ihn hoffen und Ihm allein vertrauen! Er stärcke meinem geliebten theuren Sohn! Schencke Ihm die verlohrne Kräffte, und setze Ihn ferner zum Seegen zur Freude uns und allen die Ihn lieb und werth haben Amen. Aber meine Liebe Liebe Tochter! wie soll ich Ihnen dancken, vor alle Liebe und Sorgfalt die Sie meinem Sohn erwießen haben — Gott sey Ihr Vergelter — Er hat Ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenckt — Sie werden jetzt ein neues Leben mit Ihm leben — und wird Ihr beyder Wohlseyn zu meinem größten Trost biß in die spätesten Zeiten erhalten Amen. Nun meine Liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich möchte gern (will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angst hinleben) ehestens wieder Nachricht haben, wie es außsieht — ob die Beßerung anhält — und was es denn eigendlich vor ein Übel war — das uns so schrecklich unglücklich hätte

Sobald ich mich wieder selbst fand ging die Sache sehr schnell besser, ich befinde mich schon ziemlich bey körperlichen Kräften und mit den geistigen scheint es auch bald wieder beym alten zu seyn.

Merckwürdig ist daß eine ähnliche Kranckheit sich theils in unsrer Nähe, theils in ziemlicher Entfernung in diesem Monate gezeigt hat.

---

machen können — Sie sollen nicht schreiben, erholen stärcken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst das sollen Sie, nicht Schreiben, auch mein Sohn nicht der soll sich pflegen und erholen — Aber entweder dictiren Sie Geisten — oder Augst oder laßen Sie Ihren Herrn Bruder die Mühe übernehmen — nur ein paar Zeilen mit der ersten Post!!!! Die Kranckheit, muß doch erst nach neujahr gekommen seyn, denn die Christtage habe ich Briefe die gut lauten von Ihnen und von Ihm — Nochmahls Tausend Danck vor alle Liebe — treue und Besorgung — auch vor den Brief an mich — wie leicht hätte ich es von Frembten auf die schreckhafteste art erfahren können.

Und am 31. Januar schrieb sie an Goethe:

Lieber Sohn!

Dancke meiner Lieben Tochter vielmahls vor Ihren Lieben Brief vom 22ten Jenner — Gott sey Lob und Danck! daß Er die dir gedrohte große Gefahr so gnädig und bald abgewendet hat — Ach was ist die Unwißenheit eine herrliche Sache! Hätte ich das Unglück das dich betrofen gewußt ehe die Beßerung da war, ich glaube ich wäre im Elend vergangen — so aber war ich gerade diese kritische Tage froh und vergnügt — nun war es aber wieder sehr gut, daß ich Nachricht von deiner Beßerung hatte, sonst wäre es noch erschrecklicher geweßt — denn der Brief meiner Lieben Tochter kam Sontags früh um 11 Uhr an — ich hatte der Syndicus Schlossern versprochen Sie Abens mit ins Schauspiel zu nehmen weil Johanne von Monfocon gegeben wurde — ich sagte nicht ein Wort von deinem Kranckseın — ein Unglück lauft gleich einem Lauffeuer — und sowas kan ich nicht ertragen — Aber nun kommts warum es so herrlich gut war, daß ich deine Beßerung erfahren hatte: Herr Handelsmann Friederich Schmidt mein Logen Nachbar fragte, was ich vor Nachricht von dir hätte, du müßest sehr kranck seyn — denn der Hertzog hätte einen Eilboten nach Jena geschickt um einen dortigen geschickten Artz um Hülfe zu rufen — Nun bitte ich dich überlege wenn ich den guten Brief deiner Beßerung nicht in Händen gehabt hätte, ich glaube der Schrecken wäre mir tödlich geweßen, so aber sagte ich gantz kurtz, daß du wieder beßer wärest, fragte aber doch woher er das wiße? ein Vetter von mir erwiederte er studirt in Jena — der hat es mir geschrieben. Innerlich danckte ich Gott vor meinen vor ein paar Stunden vorher empfangenen Brief — und war so zimmlich ruhig. Jetzt hoffe ich, daß du völlig wieder hergestelt bist — auch daß du mit deinem schönen braunen Auge Gottes Schöpfung wieder frölich anschauen wirst, und bitte sehr um baldige Nachricht, von den Fortschritten deiner Besserung, damit meine Seele mit freudigem Munde und Hertzen, Gott davor dancken könne! Ihro Hochfürstliche Durchlaucht lege meinen innigsten Danck zu Füssen vor alle die gnädige Sorgfalt und Liebe, die dieser vor-

Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine[1] bey dieser Gelegenheit erwiesen werden Sie Sich dencken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beyde machen mir, bey meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude.

Auch war mir der Antheil sehr tröstlich, den Durchl. der Herzog, die fürstliche Familie, Stadt und Nachbarschaft

trefliche Fürst in diesen Bößen und gefährlichen Tagen dir erzeigt hat — Gott! seegne den Besten Fürsten und das gantze Hochfürstliche Hauß zeitlich und ewig davor Amen. Lebe wohl! und laße mich balde wieder etwas gutes von dir hören — grüße meine Liebe Tochter — und den guten Augst von

Euerer treuen Mutter und Großmutter
Goethe.

Auf den vorstehenden Brief Goethes (954) vom 1. Februar antwortete sie am 7. Februar:

Lieber Sohn!

Dein wieder besserbefinden so gar ein Brief von deiner eigenen Hand, hat mich so glücklich so schreibeselig gemacht, daß ich dir mit umlaufender Post antworte. Der 6te Februar da ich deinen mir so theuren Brief erhült, war ein Jubel, ein Beth und Danckfest vor mich! ohnmöglich konte ich diese groẞe Freude vor mich behalten, Abens war ich bey Syndicus Schlossern theilte meine Freude mit — und erhilt von allen die hertzlichsten Glückwünsche, auch zeigte mir Schlossern einen sehr guten Brief von dem Braven Seidel — die Stockin hatte auch deßgleichen von Demoiselle Kapspers — wir waren den gantzen Abend froh und frölig und alle alle laßen dich hertzlich grüßen. Unsere gantze Stadt war über deine Kranckheit in alarm — so wie deine Beßerung in den Zeitungen verkündigt wurde — regnete es Zeitungen in meine Stube — jedes wolte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen — Herr und Frau Schöff von Wiesenhüten waren die ersten — gleich nach Tische kam Herr von Fleischbein — dann Tante Melbert u. s. w. Was ich gethan habe weiß niemand als — Gott! Vermuthlich ist dir aus dem Sinne gekommen was du bey deiner Ankunft in Straßburg — da deine Gesundheit noch schwankend war in dem Büchlein das dir der Rath Moritz als Andencken mitgab, den ersten Tag deines dortseyn drinnen aufschlugs — du schriebst mirs und du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppige deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst aus brechen, zur rechten und zur lincken. Jesaia — 54 v. 2. 3.

Gelobet sey Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat. Nochmahls hertzlichen Danck, vor deinen Lieben Brief — thue mir die Liebe, und laße von Zeit zu Zeit mir Nachricht geben wie es um dich steht — Grüße meine Liebe Tochter — den Lieben Augst und Gott stärcke dich ferner an Seele und Leib dieses ist mein täglicher Wunsch und das Gebeth

deiner treuen — frohen — Mutter
Goethe.

[1] Christiane.

bey meinem Unfalle bezeigten. Wenigstens darf ich mir schmeicheln daß man mir einige Neigung gönnt und meiner Existenz einige Bedeutung zuschreibt.

So wollen wir denn auch hieraus das Beste nehmen und sehen wie wir nach und nach die Lebensfäden wieder anknüpfen.

Ich wünsche daß Sie diesen Winter recht gesund und munter zubringen mögen und da ich weder gehindert bin Gesellschaft zu sehen noch mich zu beschäftigen; so dencke ich die Paar traurigen Monate nicht ohne Nutzen und Vergnügen zuzubringen.

Hier die Affiche des Tancred.[1] Kurz vor meiner Kranckheit war ich damit fertig geworden. Grüßen Sie alle Freunde.

Weimar d. 1. Febr. 1801. G.

955.*

An Schelling.

Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil an meiner Genesung, möge es sich doch recht bald schicken, daß ich das Vergnügen habe, Sie auf einige Tage wieder zu sehen; denn leider war, als wir Abschied nahmen, die Krankheit schon mit ziemlicher Gewalt eingetreten und ich verlor bald darauf das Bewußtsein meines Zustandes. Auch fühlte ich schon sehr während Ihres Hierseins, daß mir der völlige Gebrauch meiner Geisteskräfte abgehe.

Nach den Versuchen, die ich in diesen Tagen gemacht habe, scheint sich so ziemlich alles in seine alte Ordnung hergestellt zu haben. Doch wird sich das erst in der Folge zeigen. Meine körperlichen Übel nehmen täglich ab und

[1] Erstaufführung am 31. Januar.

meine Kräfte zu, und so wollen wir sehen, wie weit wir mit der Pflege Geistes und Leibes nach und nach gelangen.

Schreiben Sie mir ja von Zeit zu Zeit und nur gerade von dem, was Sie eben interessirt. Es werden auch dadurch in mir immer mehr Berührungspuncte erzeugt ...

Um wenigstens etwas zu thun, so habe ich in diesen Tagen[1] angefangen, das Büchlein Theophrasts von den Farben zu übersetzen. Es ist eine wunderliche und schwierige Aufgabe, welche aber aufgelöst zu haben nicht ohne Nutzen sein wird.

Leben Sie recht wohl und sagen Sie mir bald wieder ein Wort.

Weimar am 1. Februar 1801. Goethe.

956.

An J. F. Reichardt.[2]

Nicht Jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vortheil, als ich von meiner kleinen Abwesenheit.

Da ich von der nahfernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Überzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für Andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete, bezeigten mir ihr Wohlwollen und, wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht; so sollte ich auch bey meinem Wiedereintritt ins Leben dieses Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

---

[1] Laut Tagebuch am 19. Januar.

[2] In Berlin; es ist der erste Brief an Reichardt seit den Xenienkämpfen.

Wie angenehm Ihr Brief mir, in diesem Sinne, war, sagen Sie sich selbst, mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden. Um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Überzeugung es wieder herstellt.

Von dem was ich gelitten habe weiß ich wenig zu sagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich, kurz nach dem neuen Jahre, die Krankheit und bekämpfte meine Natur, unter so vielerley seltsamen Formen, daß meine Genesung, selbst den erfahrensten Ärzten, auf einige Zeit, zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieser Zustand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das glücklichste war, daß in dem Augenblicke, als die Besinnung eintrat, ich mich selbst ganz wieder fand.

Man erzählt von Hallern[1] daß, als er einmal eine Treppe herunter und auf den Kopf gefallen war, er sogleich, nachdem er aufgestanden, sich die Nahmen der chinesischen Kaiser nach der Reihe hergesagt, um zu versuchen, ob sein Gedächtniß gelitten habe.

Mir ist nicht zu verdenken, wenn ich ähnliche Proben anstellte. Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit in den vergangnen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich ans Leben, an Geschäfte, an Wissenschaft und Kunst knüpfen. Keiner ist abgerissen wie es scheint, die Combination geht wie vor Alters fort, und die Production scheint auch in einem Winkel zu lauren, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen.

Doch wollen wir uns indeß als Genesende behandeln und, zufrieden mit einer so baldigen Wiederherstellung, nach

[1] Dem bekannten Naturwissenschaftler und Dichter Albrecht von Haller (1708—1777).

einem so großen Übel, in geschäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenschlendern.

Das erste höhere Bedürfniß, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Musik, das man denn auch, so gut es die Umstände erlaubten, zu befriedigen suchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neusten Compositionen, ich will mir und einigen Freunden damit einen Festabend machen.

Empfehlen Sie mich dankbar bekannten und unbekannten Wohlwollenden und Theilnehmenden in Berlin.

Ich wünsche nichts mehr, als so vielen Freunden, die auf meine Existenz einen Werth setzen, auch künftig zur Freude und zum Nutzen zu leben.

Nehmen Sie wiederholten Dank für Ihre Annäherung in diesem Zeitpunct und genießen einer dauerhaften Gesundheit.

Weimar am 5. Februar 1801. Goethe.

957.

An Schiller.

Ich nehme die Lectüre[1] mit vielem Vergnügen an, um so mehr als ich Sie selbst ersuchen wollte mir wenigstens den Plan von vorn herein zu erzählen. Nur kann ich heute nicht ausfahren, weil Starke[2] heute früh eine etwas schmerzliche, ich hoffe aber die letzte Operation am Auge vorgenommen und mir das Ausgehen wegen der Kälte verboten hat. Ich schicke Ihnen daher um halb Sechs den Wagen und so können Sie auch nach Tische nach Hause fahren. Ich verspreche mir viel Gutes von dieser Lectüre sowohl für Ihr Fortschreiten als für eigne Production.

Weimar am 11. Febr. 1801. G.

---

[1] Der ersten drei Akte der „Jungfrau von Orleans".

[2] Der vom Herzog herbeigerufene Hofrat, Leib- und Garnisonarzt Professor Dr. Joh. Christian Stark in Jena.

958.

An Kirms.

Nachdem Dem. Matizek angezeigt, daß sie ein anderweitiges Engagement eingegangen und von dem hiesigen Theater abzugehen entschlossen sey; so hat man ihr beiliegende Berechnung ihrer Rückstände vorgelegt, worauf sie erklärte: daß sie bei ihrem Abgange darauf etwas zu bezahlen nicht im Stande sey, jedoch wolle sie sich von der an dem Ort ihrer neuen Bestimmung zu erhaltenden Gage vierteljährig zwanzig Thaler abziehen lassen; auch habe sie nichts einzuwenden, wenn man deshalb die Garantie der Hamburger Direktion wolle ausstellen lassen; doch müsse sie bemerken, daß sie daselbst nur auf ein Jahr Kontrakt habe. Und ist von ihr auf wiederholte Vorstellung keine andere Erklärung zu erlangen gewesen.

Weimar am 19. Febr. 1801. G.

959.

An Schiller.

Obgleich Florentin[1] als ein Erdgeborner auftritt, so ließe sich doch recht gut seine Stammtafel machen, es können durch diese Filiationen noch wunderliche Geschöpfe entstehen.

Ich habe ohngefähr hundert Seiten gelesen und conformire mich mit Ihrem Urtheil. Einige Situationen sind gut angelegt, ich bin neugierig ob sie die Verfasserin in der Folge zu nutzen weiß. Was sich aber ein Student freuen muß, wenn er einen solchen Helden gewahr wird! Denn so ohngefähr möchten sie doch gern alle aussehen.

---

[1] Roman von Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohns und späteren Gattin Friedrich Schlegels.

Dagegen sende ich Ihnen eine andere Erscheinung,[1] die, wie sie sagt, vom Himmel kommt; allein, wie mich dünkt, gar zu viel von dieser altfränkischen Erde an sich hat. Der Verfasser dieses Werkleins scheint mir sich wie im Fegefeuer zwischen der Empirie und Abstraction, in einem sehr unbehaglichen Mittelstande zu befinden, indeß ist weder an Inhalt noch an Form etwas über das sonst gewohnte.

Ich wünsche daß Schlegel von diesem Kampf einigen Vortheil ziehen möge, denn freylich habe ich seine Gabe als Docent, auch von seinen besten Freunden, nicht rühmen hören.

Ob wir gleich Ihre Abwesenheit hier sehr fühlen: so wünsche ich doch daß Sie so lange als möglich drüben bleiben. Wenigstens ist mir die letzte Zeit immer in der Einsamkeit die günstigste gewesen, welches ich Ihnen auch von Herzen wünschen will.

Keinen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freylich zusammen zu nehmen.

Hartmanns[2] erster Entwurf von dem angezeigten Bilde hat schon vieles zur Sprache gebracht. Wenn er das prosaisch reelle durch das poetisch symbolische erheben lernt, so kann es was erfreuliches werden.

Übrigens sagte ich neulich zu Meyern: wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christenthum, nur daß wir ein bischen klärer sind als wie er. Es ist recht sonderbar wie gewisse Denkweisen allgemein werden und sich lange Zeit erhalten können und so lange wirklich als ein Bestehendes der menschlichen Natur angesehen werden können. Es ist dieß einer von den Hauptpuncten auf den zu reflectiren ist, wenn die Preisfrage zur Sprache kommt.

---

[1] Herders „Adrastea", erstes Heft.

[2] Maler Ferdinand Hartmann (1774—1842).

Leben Sie recht wohl und genießen das akademische Wesen nach Herzenslust.

Weimar am 18. März 1801. G.

960.

An Rochlitz.*

Die Aufführung des kleinen Stücks[1] ward von Zeit zu Zeit, wie es bey Theatern zu gehen pflegt, aufgeschoben; desto angenehmer ist mirs daß ich gegenwärtig von einer sehr guten Aufnahme desselben sprechen kann, ohngeachtet ich mit der Darstellung nicht ganz zufrieden war. Daß ich den Verfasser verschwieg erregte von einer Seite Neugierde und ließ von der andern den Eindruck desto unbefangner. Das nächstemal soll es noch besser werden, indessen hat doch schon eine Liebhabergesellschaft, die sich hier befindet, sich das Stück ausgebeten, welches denn auch ein gutes Zeichen ist.

Das Original sende ich mit Dank zurück. Die wenigen Veränderungen die ich gemacht habe, betreffen einige harte Worte, welche man unter Personen einer gewissen Art, besonders unter Soldaten, mit Recht vermeidet, sodann einige Scherze welche sich auf Philosophie beziehen, die ich im doppelten Sinne nicht billigen kann, weil man entweder dadurch keine Wirkung hervorbringt, oder weil man die Menge veranlaßt über etwas zu lachen das sie nicht versteht und das sie wenigstens verehren sollte.

Verzeihen Sie diese Pedanterie; man weiß aber nicht eher als nach einem längeren Lebenslauf was ächte Maximen, die uns über das Gemeine heben, für einen hohen Werth haben, der so selten anerkannt wird ...

---

[1] Joh. Fr. Rochlitz, Dichter und Musikschriftsteller (1769 — 1842) hatte ein einaktiges Lustspiel „Jedem das Seine" eingesandt, das ohne Autornamen am 28. März zum ersten Male aufgeführt wurde.

Die Fragen wegen Wilhelm Meisters möchte ich am liebsten einmal mündlich beantworten. Bey solchen Werken mag der Künstler sich vornehmen was er will, so giebt es immer eine Art von Confession und zwar auf eine Weise von der er sich kaum selbst Rechenschaft zu geben versteht. Die Form behält immer etwas unreines und man kann Gott danken, wenn man im Stand war so viel Gehalt hinein zu legen, daß fühlende und denkende Menschen sich beschäftigen mögen, ihn wieder daraus zu entwickeln. Die Recension in der allgemeinen Litteraturzeitung[1] ist freylich sehr unzulänglich, für jeden, der selbst über das Werk gedacht hat; doch ist sie nicht ohne Verdienst, wenn man sie als die Meinung eines einzelnen ansieht, der seine Gedanken darüber äußert. Freylich hat man Ursache von einer Recension mehr zu verlangen, besonders von einer so späten ...

Weimar d. 29. März 1801.

Goethe.

961.

An Anna Elisabeth v. Türckheim geb. Schönemann.[2]

Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mich Frau von Egloffstein,[3] daß Sie meiner während Ihres Aufenthalts in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse.

---

[1] Jahrgang 1801, Nr. 1 und 2.

[2] Vergl. Bd. I, S. 241; als Gattin Bd. II, S. 125.

[3] Henriette Gräfin von Egloffstein.

Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabey, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht.

Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen.

Nun möcht' ich auch gerne etwas zu Ihrer Zufriedenheit beytragen, indem ich den Wunsch des Herrn Kochers[1] begünstigte: sein bey mir eingelaufenes Schreiben soll zwar bestens empfohlen werden, allein ich befürchte, theils daß man die Stelle eine zeitlang offen läßt, bis die neue Gestalt der deutschen Angelegenheiten zu mehrerer Bestimmtheit und Festigkeit gelangt, theils daß einige unter den mehreren Competenten durch nähere Verhältnisse einer Art von Anwartschaft darauf sich getrösten können. Dem ohngeachtet will ich nicht verfehlen, das, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich seyn sollte, zu bewirken.

Leben Sie recht wohl und gedenken meiner auch künftig. Genießen Sie mit den Ihrigen, nach so viel Stürmen, der Früchte des Friedens und einer neuen Ordnung der Dinge.

Weimar, den 30. März 1801.

962.*

An Schiller.

Ich wünsche Glück zu Ihrer Zurückkunft nach Weimar und hoffe Sie bald wieder zu sehen, entweder daß Sie mich besuchen, oder daß ich mich auch wieder nach der Stadt verfüge.

---

[1] Ein Erlanger Jurist, für den Lilli bei Goethe wegen der von den sächsischen Fürstenhäusern zu vergebenden Legations-Sekretärstellung in Nürnberg sich verwandt hatte.

Mein hiesiger Aufenthalt bekommt mir sehr gut, theils weil ich den ganzen Tag mich in freyer Luft bewege, theils weil ich durch die gemeinen Gegenstände des Lebens depotentiirt werde, wodurch eine gewisse Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit in meinen Zustand kommt, die ich lange nicht mehr kannte.

Was die Fragen betrifft die Ihr letzter Brief enthält, bin ich nicht allein Ihrer Meynung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube daß alles was das Genie, als Genie, thut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächste Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreyt werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. Jemehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das Einzelne gefördert.

Was die großen Anforderungen betrifft die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie, etwas das nun ein für allemal nicht Poesie ist. Wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden, und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja mit der Kunst im weitsten Sinne.

Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitere Ansprüche macht.

Von Ihrer neusten Arbeit[1] hoffe ich sehr viel Gutes. Das Werk ist gut aufgefaßt und wenn Sie sich genug Muße

[1] „Jungfrau von Orleans“.

geben, so wird es sich von selbst ründen. An Faust ist in der Zeit auch etwas geschehen. Ich hoffe daß bald in der großen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll, welcher denn freylich als ein eigenes Werk anzusehen ist und aus dem Stegreife nicht entstehen wird...

Oberroßla (3. oder 4. April.)[1]

G.

963.

An Marianne v. Eybenberg geb. Meyer.[2]

Nach einer bösen Prüfung gehöre ich wieder zu den Lebendigen und hätte wohl gewünscht auch wieder einmal ein Blättchen von Ihnen zu sehen. Nehmen Sie deßhalb diesen laconischen Gruß als ein Lebenszeichen eines beynahe verlornen Freundes günstig auf und lassen mir wissen wie Sie sich befinden und ob Sie noch geneigt sind in diesem Jahr unsere Gegend zu besuchen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 27. Apr. 1801.

964.

An Schiller.

Indessen Sie allerley außerordentliche theatralische Ergetzlichkeiten[3] genießen, muß ich auf dem Lande verweilen und mich mit allerley gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln,[4] Besuchen in der Nachbarschaft und sonstigen

---

[1] In der Handschrift ist der Brief versehentlich „6. März 1800" datiert.
[2] Vergl. Bd. IV, S. 61.
[3] Das Weimarer Gastspiel Gerns.
[4] Uebernahme des Landgutes.

realistischen Späßen unterhalten. Kann ich es möglich machen so komme ich Sonnabends. Sagen Sie mir doch ein Wort wie es mit Nathan[1] geht, und ob die tapfere Jungfrau sich weiters producirt hat. Von mir kann ich weiter nichts sagen als daß mir der hiesige Aufenthalt physisch nicht übel bekommt und daß ich wohl damit zufrieden seyn kann, da ich von meinem reconvalescirenden Zustand ohnehin keine Wunder erwarten darf. Leben Sie recht wohl und erfreuen mich bald mit einigen Zeilen.

Oberroßla am 27. April 1801. G.

965.

An Schiller.

Ich habe diese Tage gerade das Gegentheil von Gesang und Tanzkunst erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das eckelhafteste Mein und Dein im Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erst los geworden und nun giebt es so manches zu besorgen und zu bedenken, da der neue erst Johannis anzieht. Ich glaube daher kaum daß ich Sonnabends kommen werde. Nehmen Sie sich doch einer Leseprobe vom Nathan einstweilen an, bis ich eintreffe, denn ohne Leitung würden sich die Leute gar nicht zu helfen wissen, es ist ein sehr undankbares Geschäft, doch kann man es nicht ganz los werden.

Einer Vorstellung Ihrer Jungfrau möchte ich nicht ganz entsagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir schon große genug überwunden, aber freylich wird durch theatralische Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. Daß Sie persönlich etwas besseres thun können als sich einer solchen Didaskalie zu unterziehen bin

[1] Dessen Bühnenbearbeitung Schiller beschäftigte.

ich selbst überzeugt, es käme darauf an ob ich bey meiner jetzigen Halbthätigkeit dazu nicht am besten taugte. Doch davon wird sich reden lassen wenn wir wieder zusammenkommen.

Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können mir einen Spaziergang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trocknen thun konnte bey feuchtem Wetter und keinen im Schatten bey Sonnenschein. Nun hat mich das etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben bis die Anlage fertig ist, weil sie mir sonst zuletzt noch verpfuscht werden könnte. Leben Sie indessen wohl in einer bessern Welt und sinnen Sie auf neue Schöpfungen zu unserer Freude.

Oberroßla am 28. Apr. 1801. G.

966.

An Zelter.

Sie haben durch das Denkmal, das Sie Faschen[1] errichtet, ein sehr verdienstliches Werk vollendet und auch mir dadurch viel Vergnügen gemacht.

Das Andenken an ein vergangenes Menschenleben zieht sich so sehr ins Enge zusammen, daß die Neigung erst wieder die Asche palingenesiren und den verklärten Phönix unserm Auge darstellen muß. Jeder Biedermann darf wünschen auf diese Weise von dem Freunde, dem Schüler, dem Kunstgenossen dereinst geschildert zu werden.

Wie übel nehmen sich gegen ein so liebevoll wieder auferwecktes Individuum jene Nekrologen aus, die, indem sie das was Gutes und Böses, durch das Leben eines bedeutenden

[1] Der 1759 in Zerbst gestorbene Kapellmeister und Komponist Joh. Fr. Fasch, über den Zelter eine Studie veröffentlicht hatte, die Goethe im April zugegangen war.

Menschen, von der Menge gewähnt und geklatscht worden, gleich nach seinem Verscheiden, emsig gegen einander stellen, seine sogenannten Tugenden und Fehler mit heuchlerischer Gerechtigkeit aufstutzen und dadurch, weit schlimmer als der Tod, eine Personalität zerstören, die nur in der lebendigen Vereinigung solcher entgegengesetzten Eigenschaften gedacht werden kann.

Die Entstehung der sechszehenstimmigen Messe und der daraus hervorwachsenden Singgesellschaft hat mich besonders ergötzt. Wie sehr habe ich dem guten Fasch gegönnt daß er so glücklich war eine solche Idee zuletzt noch realisirt zu sehen.

In einem frühern Briefe, auf den ich Ihnen leider die Antwort schuldig geblieben, fragen Sie an, ob nicht etwas das einer Oper ähnlich sieht sich unter meinen Papieren befinde?

Von einem zweyten Theil der Zauberflöte werden Sie die ersten Scenen in dem nächsten Wilmannischen Taschenbuche finden, zu einem ernsthaften Singstücke, die Danaiden, worin, nach Art der älteren griechischen Tragödie, der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte, hatte ich vor einigen Jahren den Entwurf gemacht; aber keins von beyden Stücken werde ich wohl jemals ausführen. Man müßte mit dem Componisten zusammenleben und für ein bestimmtes Theater arbeiten, sonst kann nicht leicht aus einer solchen Unternehmung etwas werden.

Senden Sie mir doch von Zeit zu Zeit etwas von Ihren Compositionen, die mir viel Vergnügen machen. Übrigens lebe ich in keiner musikalischen Sphäre, wir reproduciren das ganze Jahr bald diese bald jene Musik, aber wo keine Production ist kann eine Kunst nicht lebendig empfunden werden.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 29. Mai 1801. Goethe.

967.

An Holcroft.[1]

Indem ich die mir mitgetheilte Übersetzung von Hermann und Dorothea mit Danck zurücksende erlauben Sie mir, werthgeschätzter Herr, einige Betrachtungen.

Man kann wie es mir scheint, nach zweyerley Maximen übersetzen, einmal wenn man seiner Nation den reinen Begriff eines fremden Autors überliefern, fremde Zustände derselben anschaulich machen will, wobey man sich denn genau an das Original bindet; man kann aber auch ein solches fremdes Werk als eine Art Stoff behandeln, indem man es, nach eignen Empfindungen und Überzeugungen, dergestalt verändert, daß es unserer Nation näher gebracht und von ihr gleichsam als ein Originalwerk aufgenommen werden könne.

In dem letzten Falle scheinen Sie sich zu befinden. Sie haben zwar im Ganzen den Gang meines Gedichtes beybehalten, aber durchaus, so viel ich beurtheilen kann, die Dramatisch charakteristischen, läßlichen Äußerungen meiner Personen strenger, auffallender, didacktischer überliefert, und die gemächliche Epische Bewegung in einen ernsteren gemeßnern Schritt verwandelt.

Nach meiner wenigen Einsicht in die englische Litteratur darf ich schließen daß Sie hierbey den Charakter Ihrer Nation vor Augen gehabt, und es ist mir um so angenehmer eine völlige Aufklärung hierüber in der Vorrede und den Noten, welche Sie Ihrer Arbeit beyzufügen gedenken, nächstens zu erhalten.

---

[1] Schriftsteller in Hamburg.

Übrigens kann ich die meisten Abweichungen vom Original aus meinem gefaßten Standpuncte ziemlich beurtheilen, nur vermag ich nicht einzusehen warum Sie die Stelle, vom 126. Vers Ihrer Übersetzung an, bis zum 142., auf den ehemaligen Brand des Städtchens gedeutet, da, im Original, dieser längst vergangenen Begebenheit nur im Vorbeygehen erwähnt und eigentlich die Beschreibung des Zuges der Ausgewanderten durch diese Stelle fortgesetzt wird. Doch erhalte ich wohl auch hierüber einige Belehrung und ergreife vielleicht irgend eine Gelegenheit über die vier,[1] nunmehr vor mir liegenden, Übersetzungen meines Gedichtes öffentlich meine Gedanken zu sagen.

Der ich recht wohl zu leben wünsche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Jena am 29. Mai 1801.

968.

An Henrich Steffens.[2]

Jedes Zutrauen das Sie mir unter vier Augen bewiesen hätten würde mich erfreut haben, um so mehr dasjenige womit Sie mich öffentlich beehren,[3] ich danke Ihnen aufs beste, daß Sie mich dadurch als Ihren Mitarbeiter anerkennen. Ich werde Ihr Werk fleißig lesen und wenn Zeit und Umstände es erlauben einige Bemerkungen dazu aufsetzen.

Daß uns die Betrachtung der Natur zum Denken auffordert, daß uns ihre Fülle mancherley Methoden abnöthigt, um sie nur einigermaßen handhaben zu können, darüber ist

[1] Eine dänische von Jens Smith (1799), eine französische von Bitaubé (1800) zwei englische von Mellish (nicht im Druck erschienen).

[2] Professor in Halle (Bd. IV, S. 290).

[3] Steffens hatte seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“ Goethe gewidmet.

man überhaupt wohl einig; daß aber beym Anschauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr selbst, ja eine größere zuschreiben, von denen wir uns dürfen leiten lassen, sowohl wenn wir suchen, als wenn wir das Gefundne ordnen, darüber scheint man nur in einem kleinern Zirkel sich zu verstehen.

Zur Zeit da ich den für mich einzig möglichen Weg die Natur zu studiren einschlug fand ich mich in der weiten Welt ganz allein, um desto angenehmer muß ich mich nun in späteren Jahren belohnt fühlen, wenn ich an jüngern Männern Gesellschaft finde, die sich in eben diesen Gegenden mit lebhaften Schritten bewegen und zu deren Übereinstimmung mit mir ich ein desto reineres Zutrauen haben darf, als sie aus ganz fremden Regionen, mit unerwarteten Schätzen bereichert, herankommen und mit mir ohne Verabredung zusammentreffen.

Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit Nachricht haben von Ihren Fortschritten und bleiben Sie meines lebhaften aufrichtigen Antheils gewiß.

Jena am 29. Mai 1801.

969.

An Christiane Vulpius.

(Göttingen, 6. Juni.)

Da wir glücklich angekommen sind wollte ich mit August, weil es noch heller Tag war um die Stadt gehen. Die Promenade hat uns viel Vergnügen gemacht. Geist hat indeß unsre Reise beschrieben[1] und ich habe nichts hinzuzusetzen als daß das Kind sehr gut und artig ist und daß

[1] Geists sehr anschaulicher Bericht lautet:

wir oft vom Mutterchen sprechen und uns freuen dich wieder zu sehen. Lebe wohl, die Reise bis hierher ist mir sehr wohl bekommen. Lebe recht wohl. G.

970.

An Christiane Vulpius.

Da eine Depesche an Herrn Hofkammerrath Kirms, in theatralischen Angelegenheiten, abgeht, so will ich auch ein Blättchen für dich beylegen.

Göttingen am 6. Juni 1801.
Abends 6 Uhr.

Wertheste Demoiselle.

So eben sind wir glücklich und gesund hier angelangt und finde es nun für meine Schuldigkeit Ihnen doch eine kleine Skizze von unserer Reise zu geben.

Am 5. Juni kamen wir zeitig in Erfurth an und hielten Mittag in Gräfin Tonna, einem artigen gothaischen Dorfe von da gingen wir durch Langensalze und kamen bey guter Tageszeit noch in Mühlhausen an, der Herr Geheimde Rath und Augustchen (welche auf das herzlichste grüßen) gingen sogleich miteinander ein wenig spätziren und als dieselben zurück ins Wirthshaus kamen, so sagte ich Augustchen daß sich auch ein Trupp Schauspieler hier aufhielte, und selbst diesen Abend das Stück: Die neuen Arkadier, aufgeführt würde, sobald er das von mir gehört hatte, so konnte er nich einmal, vor Begierde diese Gesellschaft zu sehen, diesen Abend ruhig essen und nach dem es der Herr Geheimde Rath erlaubt hatten, so gingen wir beyde diesem Spiel mit beyzuwohnen, aber dem Himmel seys geklagt. wie erbärmlich und elend fanden wir alles das Lokal war sehr schlecht in einem Hause wo kein einziges Fenster mehr ganz war. Terkalion hatte sein ganzes Gesicht Feuerroth gemacht und sich rund um mit Sand angefüllten Därmern behängt, welches Schlangen vorstellen sollten, so daß bey seinem Toben und Wüthen ein Darm davon aufging und den Musicis im Orchester in die Augen flog, auf einmal gerieth alles in Stocken und wenn die Schauspieler ihren Gesang nicht fort gewinselt hätten so hätten sie alle schließen müssen, Hier hat Augustchen ganz entsetzlich gelacht und sich sehr darüber lustig gemacht. Doch hiervon genug.

Heute als den 6. Juni gingen wir früh 5 Uhr wieder von Mühlhausen weg und kamen über Dingelstadt und hielten Mittag in Heiligenstadt von hier durch einige unbedeutende Dörfer bis wir endlich glücklich und gut Göttingen erreichten unser Logie ist in der Krone. Der Fuhrmann hat uns sehr gut gefahren und der Herr Geh. Rath sind sehr zufrieden mit ihm. So weit schreibe ich dieseßmal und empfehle mich mit aller Hochachtung Ihren gütigen Wohlwollen. Augustchen bittet recht sehr um Verzeihung daß er Ihnen nicht selbst ein Briefschen geschrieben hat, er verspricht aber alles noch nachzuholen.

Die Kur wird mir hoffentlich gut bekommen, ob sie mir gleich beym Gebrauch unbequem ist, indem sie mir den Kopf einnimmt und mich nicht das mindeste arbeiten läßt.

August ist sehr glücklich. Das lange schlafen, spazieren gehen, ein wenig Wasser trinken, Kirschen und Erdbeeren essen, baden u. s. w. bekommt ihm fürtrefflich.

Gestern waren wir auf einem Hügel 5/4 Stunden von hier, wo Versteinerungen und Krystallisationen angetroffen werden, deren Suchen und Auffinden das größte Fest war.

Das Wetter ist seit ohngefähr 8 Tagen sehr schön und der Aufenthalt deswegen recht angenehm, da sehr viele und schattenreiche Alleen sich ganz nahe hier mitten in dem Ort befinden.

Wegen der Leinwand habe ich meine Gedanken geändert, da in den letzten Tagen sehr schöne gedruckte Mouseline und Batiste angekommen sind, unter welchen ich dir wohl ein Kleid aussuchen werde. Man hat mir gerathen noch damit zu warten, weil noch einige Kaufleute fehlen, die noch vielleicht etwas neueres und geschmackvolleres mitbringen. Übrigens denken wir sehr oft an dich, und August trinkt täglich deine Gesundheit.

Unsere Lebensart ist sehr einfach. Früh um 6 Uhr wird aufgestanden, bis 8 Uhr Brunnen getrunken, um 9 Uhr gefrühstückt, bis 11 Uhr herumgeschlichen und diskurirt, dann über den andern Tag bis gegen 12 Uhr gebadet, um 1 Uhr zu Hause gegessen, ein Paar Stunden nach Tische zugebracht wie es gehen will, und des Abends in der Gegend bald da bald dorthin spazieren gegangen.

Die Lage um Pyrmont ist sehr angenehm und in der Nähe giebt es allerley Merkwürdigkeiten, Mineralien, Ruinen und was dergl. seyn mag.

Morgen bin ich nun schon 14 Tage hier und du sollst von Zeit zu Zeit hören wie es mir geht und was ich vor-

habe, damit du dich darnach einrichten kannst. Lebe wohl und gedenke unser.

Pyrmont am 26. Juni 1801. G.

971.

An Christiane Vulpius.

Ehe ich von Pyrmont gehe, will ich dir noch ein Paar Worte selbst schreiben, ich habe mich leidlich befunden und hoffe noch gute Folgen von der Cur. Das Beste dabey war die Bewegung und Zerstreuung. Ich habe viele Menschen gesehen, mit vielen gesprochen und kann auf mehr als Eine Weise zufrieden seyn. Nur war das Wetter gar zu schlimm und ist gegenwärtig am aller ärgsten. August hat sich gar artig betragen und hat mir viel Freude gemacht, du wirst dich über ihn verwundern wenn du ihn wiedersiehst.

Die Ausgaben waren mäßig, ich habe mich aber auch durchaus eingeschränckt. Einiges habe ich dir eingekauft. Einiges sollst du dir in Cassel selbst kaufen, wo alles sogut wie hier zu haben ist.

Mittwoch d. 15ten gehe ich nach Göttingen, wo ich noch einige Zeit bleibe und du sollst auf alle Fälle zur rechten Zeit hören wann du mich in Cassel triffst. Ich schreibe dir alles umständlich. Sage nur dem Herrn Professor:[1] daß er sich vorläufig einrichtet um mit dir kommen zu können. Wir freuen uns beyde recht herzlich darauf dich wieder zu sehen. Gustel wünscht nur daß wir in Cassel besser Wetter haben als hier.

Lebe recht wohl, beschäftige dich mit deinen Gärten, wo ich mit dir vergnügt bald herum zu wandlen hoffe.

Pyrmont d. 12. Juli 1801. G.

---

[1] Meyer.

Ich will noch ein Paar Worte hinzufügen und dir sagen daß wir beyde dich herzlich lieb haben und oft deine Gesundheit trincken. Ich wünsche nichts mehr als wieder bey dir zu seyn, wir wollen den Rest des Sommers vergnügt zusammen zu bringen. Auf Cassel freue ich mich besonders.

Von Augelchen war wohl manches artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen.

Der Herzog ist munter und lustig, dagegen war ich die letzte Zeit recht mißmuthig. Das Wetter zerstörte alles, Cur, und Spazierengehen und Geselligkeit, heute stürmts und regnets. Ich habe einheizen lassen.

Mit Freuden werde ich Koppenfelsens Scheungiebel wieder sehen und dich an mein Herz drücken und dir sagen daß ich dich immer fort und immer mehr liebe. G.

972.

An Christiane Vulpius.

Nun bin ich acht Tage hier und befinde mich ganz leidlich. Obgleich Pyrmont mich nicht gänzlich von meinen Übeln befreyt hat; so muß ich doch hoffen daß (wie die Ärzte sagen) die beste Wirckung nachkommt. Ich will mich hier noch einige Zeit in Ruhe halten und im Stillen fleißig seyn, wozu ich auf der Bibliotheck die beste Gelegenheit habe. Indessen, da die Briefe von hier aus manchmal so langsam gehen, will ich dir voraus meinen Plan sagen: Ich wünsche daß du Sonnabend d. 15ten August in Cassel eintreffest, ich werde an demselbigen Tage auch anlangen. Du kehrst im Posthause am Königsplatz, bey Mad. Goullon ein, wer zu erst kommt macht Quartier, so daß wir zwey Zimmer haben, eins für dich und Gustel, eins für mich und den Professor. Mache diesem mein schönstes Kompliment und sage ihm daß er ja

sich losmachen und mit dir kommen soll. Indessen sagt niemanden daß ich so lange ausbleibe. Bringe einiges Geld mit, etwa 100 rh. und laß dir von unserm Nachbar Goullon ein Briefchen mitgeben, das du aber erst in den letzten Tagen zu fordern brauchst.

Ich freue mich herzlich dich wieder zu sehen und mit dir in Cassel, unter soviel neuen und schönen Sachen, einige Tage zuzubringen. Ein recht zierliches Unterröckgen und einen großen Schaal, nach der neusten Mode, bring ich dir mit. In Cassel kannst du dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, sie haben die neusten Waaren dort sogut als irgendwo.

August ist gar lieb und gut und macht mit allen Menschen Freundschaft, du wirst dich recht freuen wie er zugenommen hat, wenn du ihn wieder siehst. Lebe wohl, behalte mich lieb und sey überzeugt daß meine Liebe gegen dich unveränderlich ist. Schreibe mir gleich wenn du diesen Brief erhältst, damit ich doch auch weiß wie dirs geht und setze auf die Adresse Bey Herrn Instrumentmacher Krämer, an der Allee.

Göttingen d. 24. Jul. 1801. G.

973.*

An J. H. Meyer.

Für die Nachricht von Ihren Zuständen danke ich zum schönsten. Von mir kann ich wenigstens gegenwärtig sagen daß es mir recht leidlich geht. Es sey nun daß die Bibliothek und das akademische Wesen, indem sie mich wieder in eine zweckmäßige Thätigkeit, nach meiner Art, versetzten, mir zur besten Kur gediehen, oder daß wie die Ärzte sagen die Wirkung des Brunnens erst eine Zeit lang hinterdrein kommt; denn ich kann wohl sagen daß ich mich in meinem Leben nicht leicht mißmuthiger gefühlt habe als die letzte Zeit in Pyrmont.

Zur Geschichte der Farbenlehre habe ich auf der Bibliothek recht viel und glücklich zusammengearbeitet. Wenn man eine Zeit lang hier bliebe, so würde die historische Behandlung der Wissenschaften für uns, wie für so viele andere, reizend werden. Wenn man nach allen Seiten hin so bequem erfahren kann was geschehen ist, vergißt man fast darüber was geschehen sollte . . .

Daß Schiller nach Dresden und nicht an die Ostsee geht ist mir herzlich lieb, grüßen Sie ihn, wenn er noch da ist, zum schönsten. Wir andern sollten uns niemals so weit in die Welt verlieren, daß wir nicht wenigstens mit Einem Fuß in der Region der Kunst oder Wissenschaft fest stünden, und ich müßte mich sehr irren, dort hinten ist in diesen Fächern wenig zu holen.

Leben Sie recht wohl und kommen Sie ja nach Cassel. Es wird für uns beyde sehr erquicklich und ersprießlich seyn.

Empfehlen Sie mich in Tiefurt zu Gnaden und sagen Herrn Gentz[1] meine schönsten Grüße.

Göttingen am 31. Jul. 1801. G.

974.*

An Georg Sartorius.[2]

. . . Mad. Unzelmann traf auch zu Ende Sept. hier ein und gab etwa sieben Vorstellungen. Ihr durchaus charakteristisches, gehaltenes, verständiges, gehöriges, ungezwungenes Spiel hat mir außerordentlich viel Vergnügen gemacht und wenn ich über das was sie leistet ins einzelne gehen dürfte; so würde ich an ihr rühmen daß sie, gegen die Mitspielenden, mit der größten Leichtigkeit, eine gefällige

[1] Bd. IV, S. 207.

[2] Professor der Geschichte in Göttingen.

Lebensart ausübt, auch, wenn sie nichts zu sprechen hat, jedem pantomimisch etwas artiges zu erzeigen und das Ganze dadurch zu beleben weiß.

Doch ich darf mich in diese dramaturgischen Bemerkungen nicht weiter verlieren.

Herr Tieck,[1] Bildhauer, der eben von Paris zurückkehrt, modellirt gegenwärtig an meiner Büste. Ich hatte dabey Gelegenheit mich viel mit ihm über jene wunderliche Hauptstadt der Welt zu unterhalten, wo er beynahe 3 Jahre studirt hat. Wenn seine Arbeit glückt, wie ich hoffen kann, so erlauben Sie ja wohl daß ich Ihnen gelegentlich einen gipsenen Freund ins Haus schicke . . .

Weimar am 10. Oct. 1801.

975.

An Henriette Gräfin v. Egloffstein geb. v. Egloffstein.

Ihr liebes Billet, verehrte Freundinn, habe ich mit nach Jena genommen, um mich daran, auch in meiner Einsamkeit, zu freuen und eine nicht ganz unfruchtbare Antwort zu übersenden.

Wenn wir unsern guten Wieland behaglich unter uns sehen wollen, so müssen wir unsre moralische Texte künftig etwas mehr versinnlichen. Nehmen Sie beyliegenden Versuch[2] günstig auf, in welchem ich das kühle Grab mit einer Lebensposse auszustechen suche und zugleich meine Wünsche für unsre Gesellschaft sinnbildlich ausdrücke.

Zeitig genug werde ich in Weimar seyn um, vor unsrer nächsten Zusammenkunft,[3] mit Ihnen und Ihren Freundinnen,

---

[1] Christ. Friedrich Tieck (1776—1851), Bruder des Dichters.

[2] Das „Stiftungslied".

[3] Die „Mittwochsgesellschaft". (Statuten, Goethe-Jahrbuch VI.) Seit Oktober hatte Goethe eine Gesellschaft von sieben bestimmten Paaren zu regelmäßigen

denen ich mich schönstens und bestens empfehle, noch manches bereden zu können.

Möge diese schöne Vereinigung, die sich so zufällig und doch so natürlich zusammenfand, recht lange dauern und ich dadurch meines alten Wunsches theilhaft werden recht oft in Ihrer Nähe zu seyn.

Jena d. 6. Nov. 1801.

Goethe.

976.

An F. H. Jacobi.

Das grüne Briefblatt, das ich lange nicht gesehen hatte, war mir höchst erfreulich, nur hätte ich demselben auch einen heitern Inhalt gewünscht. Es schmerzt mich daß dir ein gesundes und glückliches Alter versagt ist, das doch so manchem zu Theil wird, und wünsche nur daß deine Reise eine Wirkung haben möge, die du freylich selbst nicht zu hoffen scheinst.

Laß mir, wenn du von Paris zurückkehrst, wissen wie es dir ergangen ist; da du dort in Verhältnissen lebst, die dir eine nähere Einsicht in manche Zustände gewähren.

Zusammenkünften, als „eine cour d'amour nach der wohlbekannten Minnesängersitte" vereinigt. In dem für die Zusammenkunft am 11. November bestimmten „Stiftungslied" heißt es zum Schluß:

Und eins im andren freue sich
Der heil'gen Doppelzahl.

Es sollte das erste für die Gesellschaft gedichtete Lied „Zum neuen Jahre" (hier als das kühle Grab bezeichnet) als eine Lebensposse ausstechen. Für dieses Kränzchen hat Goethe mehrere Lieder gedichtet. Die sieben Paare waren: Goethe und Gräfin v. Egloffstein, Wolzogen und Charlotte v. Schiller, Schiller und Frau v. Wolzogen, Kammerherr v. Einsiedel und die Hofmarschallin v. Egloffstein, Hofmarschall v. Egloffstein und Frl. v. Wolfskeel, Hauptmann v. Egloffstein und Amalie v. Imhof, Prof. Meyer und Frl. v. Göchhausen. — Ueber das frühe Ende dieser Gesellschaft vergl. Brief 995.

Wenn du einen Freund hast, der auch ein Kunstfreund ist, wie du mir Quatremère de Quincy[1] (wenn ich recht lese), nennest, so verschaffe mir durch ihn eine kurze Anleitung, die man einem jungen Künstler, der nach Paris reist, mitgeben könnte, damit er sich in die dortigen Verhältnisse am schnellsten finde.

Es eilt gegenwärtig so mancher hin, den man seinem guten Glück überläßt, und doch ist hier und da einer für den man etwas zu thun wünscht. Erlaubte dein Freund daß man ihm einen solchen von Zeit zu Zeit addressirte und ihn seiner Vorsorge empföhle, so würde mir dadurch eine besondere Gunst wiederfahren, der ich mich jedoch nur mit der größten Bescheidenheit bedienen würde.

Es hält sich gegenwärtig ein Düsseldorfer Mahler, Nahmens Heinrich Kolbe, in Paris auf, einer von denen, die bey uns den Preis gewannen, der ein schönes Talent besitzt und eine gar gute Natur zu seyn scheint. Möchtest du ihn kommen lassen und ihm etwas Freundliches sagen, oder erzeigen, so würde deine dortige Gegenwart auch für diesen jungen Mann gesegnet seyn.

Übrigens wünsche ich dir zu deinem dortigen Aufenthalt alles Gute und Erfreuliche.

Was mich betrifft, so habe ich mich, nach meinem vorjährigen großen Übel, ganz leidlich erholt und diesen Sommer fünf, meist regnigte und unangenehme Wochen in Pyrmont; dagegen fünf sehr lehrreiche und zufriedene in Göttingen zugebracht.

Es ist gar zu angenehm, auf einem solchen Meere des Wissens, nach allen Gegenden, die uns interessiren, mit Leichtigkeit, hinsegeln zu können.

Das alte poetisch-wissenschaftliche Wesen, das du an mir kennst, fahre ich eben fort auszubilden. Man lernt

[1] Der bekannte Kunstforscher (1755—1849).

mehr einsehen, indem man weniger leistet, und so hat jede Jahreszeit des Lebens ihre Vortheile und ihre Nachtheile.

Die jährliche Kunstausstellung schafft uns viel Vergnügen und Nutzen, indem sie Gelegenheit zu einer, in ihrer Art, einzigen Unterhaltung giebt.

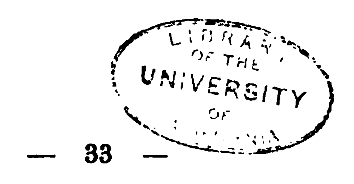
Die übrigen Geschäfte die ich treibe beziehen sich auch auf Natur, Kunst oder Wissenschaft.

Wie ich mich zur Philosophie verhalte kannst du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen und ich kann wohl sagen: sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung als seyen wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender *συγκρισις* und *διακρισις* wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen und du kannst meinen Antheil an deinen Arbeiten darnach berechnen.

Für den überschickten Aufsatz danke ich schönstens, der Almanach ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Seit Herr Himly in Jena ist bin ich einigemal drüben gewesen und habe ihn verschiedentlich gesehen. Er gefällt mir im Ganzen recht wohl, auch habe ich verschiedenes von ihm gelesen, wo er mir auf guten Wegen zu seyn scheint. Nur glaubte ich aus seinen Reden zu schließen, daß er einige Aversion für der Philosophie habe, welches ihm früher oder später zum Nachtheil gereichen muß.

Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der doch immer, wenn was tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le scavoir ist und bleibt, gegen die Philosophie, besonders wie sie in unsern Tagen erscheint, eine Art Apprehension, die aber nicht in Abneigung ausarten, sondern sich in eine



stille vorsichtige Neigung auflösen muß. Geschieht das nicht, so ist ehe man sichs versieht der Weg zur Philisterey betreten, auf dem ein guter Kopf sich nur desto schlimmer befindet, als er, auf eine ungeschickte Weise, die bessere Gesellschaft vermeidet, die ihm allein bey seinem Streben behülflich seyn konnte.

Deinen Enkel habe ich nur einige Augenblicke gesehen, etwas näher den Sohn unserer Freundin.[1] Die drey Schlosser und zwey Voße machen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen sind. Der jüngste Sohn des Schöff Schlosser ist ein kleiner Enragé für die neuste Philosophie und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unser Wunder daran sehn. Sein älterer Bruder ist eine ruhige verständige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena, zu der seligmachenden Lehre, gerufen hat. Der Sohn meines Schwagers scheint seinen Vater nicht zu verläugnen. Mir kommt vor daß er einen guten geraden Sinn hat, Lust an der Erfahrung. Nicht wenig scheint er betroffen zu seyn daß er alles, was man ihm an Philosophie eingeflößt, abschwören soll. Wozu ihn doch wahrscheinlich sein kleiner Vetter endlich nöthigen wird.

Von den Voßens scheint mir der eine etwas überspannt und der andere etwas dunkel. Wär es nicht die Neigung und das Verhältniß zu diesen jungen Leuten, so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf sie machen.

Unsere Schlosser hat mir geschrieben, ich denke ihr in diesen Tagen zu antworten. Grüße mir deine treue Schwester in deiner Nähe, und Klärchen, wenn du ihr schreibst, zum schönsten. In unserer Gegend kann ich kaum hoffen dich

---

[1] Eduard Schlosser, der Sohn von Johann Georg und Johanna Schlosser (letztere, geb. Fahlmer, vergl. Bd. I, S. 204).

zu sehen und wo wir uns sonst einmal treffen möchten — Lebe wohl und reize mich bald wieder dir ein neues Blatt anzufangen.

Weimar am 23. Nov. 1801. G.

977.

An Johanna Schlosser.

Die Ankunft deines Sohnes in Jena, liebe Freundin, hat mich um so mehr in die vorigen Zeiten versetzt, als er mit seinen Vettern zu mir kam und dadurch einen Familienkreis darstellte. Es ist recht wundervoll wie die jungen Leute mehr oder weniger ihren Vätern gleichen und untereinander Familienähnlichkeit haben. Da sich nun auch zwey Söhne von Voß dazu schlugen, so machen sie zusammen eine kleine Colonie aus, welcher es an Ernst sich auszubilden nicht zu fehlen scheint. Man sieht sie hier weder in der Comödie, noch bey sonstigen Lustbarkeiten und ich habe sie bisher immer nur in Jena gesprochen, ich werde von Zeit zu Zeit nach ihnen sehen und ihre Fortschritte beurtheilen.

Übrigens geht es jetzt in wissenschaftlichen Dingen so rasch und sonderbar zu, daß man von einer Seite die Jugend glücklich preisen muß, indem sie unglaubliche Vortheile genießt, von der andern Seite aber zu fürchten hat, daß sie sich eben dieser Vortheile unmäßig und zu ihrem Schaden bediene. Vielleicht kann ich, gerade in der Lage in der ich mich befinde, theils selbst, theils durch Freunde, auf diese jungen Leute etwas gutes wirken.

Es war ungeschickt vom Zufall daß er uns in Göttingen nicht zusammenbrachte. Da er sich so manchen abgeschmackten Spas macht, so hätte er uns wohl auch diesen artigen machen können. Ich erfuhr nicht ohne Verdruß daß wir uns um so weniges verfehlt hatten.

Von Jacobi, der nun in Paris seyn wird, hatte ich einen Brief von Aachen. Er ist leider mit seiner Gesundheit sehr unzufrieden. Gestern habe ich ihm wieder geschrieben, auch deiner dabey gedacht.

Mich freut es herzlich daß du, von deinen Kindern und Enkeln, den Dank für deine Sorgfalt so rein und reichlich genießest. Grüße sie alle und gedenke auch mein.

Auch ich habe Ursach mit meinem Schicksal zufrieden zu seyn, das mich durch manche gefährliche Zustände, denen meine Natur unterworfen war, glücklich hindurch geführt und auf den Beinen erhalten hat.

Nochmals ein Lebewohl.

Weimar am 24. Nov. 1801.

978.

An Johann Daniel Sander.[1]

Für die doppelte Attention,[2] womit Sie, sowohl meine Küche, als Büchersammlung versorgen, bin ich Ihnen zum schönsten verbunden, um so mehr, als Ihr beyderseitiges Andenken mir dabey, auf eine so gefällige Weise, entgegen kommt.

Was die Gevatterschaft betrifft, so weiß ich nicht recht was ich dazu sagen soll, wenn ich auch gleich dabey Ihre freundlichen Gesinnungen nicht verkenne.

Meine Nahmen sind von der Art daß man sie weder einem Knaben, noch weniger einem Mädchen aufbürden kann, welche letztere man, wegen künftiger Abentheuer, so lieblich

---

[1] Verleger in Berlin, den Goethe im Jahre vorher auf der Leipziger Messe kennen gelernt hatte.

[2] Teltower Rübchen und Kotzebues bei Sander erschienenes Werk „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“.

als möglich bezeichnen soll. Stört nicht z. B. die unglückliche Christel, in so mancher interessanten Scene des bedeutenden Lebensjahrs? Hätte die Gattin eines würdigen Verwiesenen etwa Emilie geheißen, welch einen andern Effect würde das thun! Wir Menschen sind nun einmal nicht anders und unser Ohr scheint, noch mehr als unser Auge, mit dem Schicklichen im Bunde zu stehen.

Wenn ich nun ferner bedenke wie wenig mein Zeugniß in der christlichen Kirche bedeuten kann; so muß ich, ohne weiteres Raisonnement, Ihnen eben ganz anheim stellen in wie fern Sie mich zu einem solchen Act einladen dürfen.[1] Mögen Sie meiner bey dieser geistlichen Verwandschaft in Liebe gedenken und überzeugt seyn, daß ich an Ihnen und den Ihrigen herzlichen Antheil nehme, so sehe ich davon für mich den besten Gewinn.

Leben Sie recht wohl.

Weimar am 25. Nov. 1801. Goethe.

979.*

An W. v. Humboldt.

Es war mir äußerst unangenehm Sie in Weimar[2] verfehlt zu haben. Wenn man so lange auseinander gewesen ist gehört eine mündliche Unterhaltung dazu, um sich wechsels-

---

[1] Sander, der seiner neugeborenen Tochter den Namen Emilie gab, antwortete u. a.: „Sie sagen: Ihr Zeugniß bedeute in der christlichen Kirche wenig. Uns, den Eltern, wäre es schon recht, wenn unser Kind gar nicht getauft zu werden brauchte; denn wir begnügen uns, wie Lessings Tempelherr, Menschen zu seyn; doch glücklicher Weise besorgt die Taufen in Cölln an der Spree, wo wir wohnen, ein sehr vernünftiger Geistlicher, der die Pathen der Kinder ihr Ja nur auf Fragen antworten läßt, die auch der Jude und der Mohammedaner unbedenklich beantworten könnte. Unser beider noch lebende Kinder sind in der That nicht auf das Christenthum, sondern auf reine Humanität getauft; und Emilie soll eben dieses Vorzuges genießen.“

[2] Wo Humboldt am 8. August gewesen war.

weise über die gegenwärtigen Zustände klar zu machen. Von Ihnen haben mir die hiesigen Freunde manches erzählt, aber mich nur um so begieriger gemacht auch an denen Schätzen, die Sie auf der Reise erbeutet, Theil zu nehmen, und die Hoffnung bald etwas davon zu lesen war mir um desto angenehmer.

Was mich betrifft so können Sie leicht denken, daß man in meinen Jahren nicht leicht etwas neues angreift, und mein Wunsch darf nur seyn, nach einiger Zeit, bey einem freundschaftlichen Examen, dergestalt zu bestehen daß man mich nicht stationair finde.

Daß Sie Herrn Gentz[1] bey mir einführen wollen dafür danke ich Ihnen bestens. So sehr ein Mann sich auch selbst empfiehlt, so sehr begünstigt die Empfehlung eines Freundes die ersten Augenblicke der Bekanntschaft . . .

Tieck[2] den Sie ja selbst näher kennen, ist eine Zeit lang bey uns gewesen, als Künstler und Mensch erregt er lebhaftes Interesse. Er besitzt ein schönes Talent, das er treulich ausgebildet hat; nur leidet er gar zu sehr an den affectionibus juventutis, indem er sich ein äußerst heftig absprechendes Urtheil erlaubt, das denn doch oft eine große Beschränktheit andeutet. Dieses schadet ihm nicht allein innerlich, indem es ihn für guten, fördernden Rath unempfänglich macht, wie ich bey verschiedenen Gelegenheiten bemerken können, theils äußerlich, in Bezug auf die Gesellschaft, indem er sich, ganz ohne Noth und Zweck, Widersacher, Feinde und strenge Richter aufregt.

Können Sie hierin etwas auf ihn wirken, so werden Sie ein großes Verdienst um ihn haben; denn er ist, wie ich merke, zugleich sehr empfindlich und mag nicht wohl ver-

[1] Der Staatsmann und Publizist Fr. v. Gentz, damals Kriegsrat.
[2] Der Bildhauer Chr. Fr. Tieck (1776—1851).

tragen, daß es aus dem Wald schalle, wie er hinein gerufen hat. Und freylich ist es eine ganz natürliche Folge, daß man demjenigen, der alle Menschen beurtheilt, als wenn sie unbedingt wirken könnten, wenn er selbst producirt, diejenigen Bedingungen auch nicht gelten läßt, welche ihn beschränken, sondern gleichfalls, bey Beurtheilung seiner, ein Absolutes zum Maßstab nimmt ...[1]

Weimar am 29. Nov. 1801.

980.

An J. F. Reichardt.

(1. December.)

Abermals Dank auch für die letzte Sendung![2]

Mögen Sie die Partitur von Jery und Bätely schicken, so werden Sie unsere Schuld, die wir dankbar abzutragen gedenken, vermehren und ich werde wenigstens dieses Stück in Bewegung bringen können.

Nun eine Anfrage: Hätten Sie wohl Zeit und Lust beykommenden Hymnus zu componiren? Er gehört zu einem

---

[1] Eine interessante Ergänzung dieser Stelle findet sich in einem durchstrichenen Konzept zu diesem Briefe, in dem es u. a. heißt: „Mit Tiek bin ich, betracht ich ihn als Künstler und als Mensch, recht wohl zufrieden, nur leidet er gar zu sehr an den *Affectionibus* der Jugend. Zwar wir waren auch etwas unleidlich da wir jung waren; ob wir aber so selbstsüchtig, so absprechend, so ohnbehof't, so grob und so empfindlich waren, weiß ich mich wirklich nicht zu erinnern.

Das schlimmste ist, daß er sich sein Leben von Grund aus zerstört, wenn ihm nicht bald ein Licht über seinen sittlichen Zustand aufgeht. Denn natürlich, wenn einer so selbstisch, rechthaberisch, ohne irgend eine Rücksicht, in den Wald hineinschreyt, so erwiedert ihm das Echo solche frazenhafte Töne, die ihm freylich zu keinem Ohrenschmaus gedeyen. Nun hat der Wald unrecht! und die Welt! und ein kränklich ombrageuses Menschenfeindchen ist fertig, das viele Jahre braucht um nur gegen sich selbst und gegen andere wieder eine vernünftige Positur zu fassen. Wer der Welt grad aus zu Leibe gehen will muß ein derbes Fell auf den Knochen haben."

[2] Klavier-Auszug von „Jery und Bätely". Das Singspiel war in Berlin in der Komposition Reichardts aufgeführt worden — die „Berliner Nachrichten von

Stücke Jon,[1] das ehestens auf unserer Bühne gegeben werden wird und das ich auch wahrscheinlich bald nach Berlin sende.

Ich sollte glauben wenn dieser Gesang blos für Stimme und Pianoforte behandelt würde, so sollte es ganz zweckmäßig seyn. Können Sie mir die Composition innerhalb der drey nächsten Wochen schicken so geschieht mir eine Gefälligkeit. Dem. Jagemann wird ihn singen, deren Talent Sie kennen.

Der ich recht wohl …

981.

An J. L. Tieck.

(17. December.)

Ich war in einiger Verlegenheit was ich Ihnen, werther Herr Tieck, auf Ihre Anfrage zu antworten hätte.[2] Indessen

---

Staats- und gelehrten Sachen" rühmten die „liebliche Musik". Die erste Aufführung am Weimarer Theater erfolgte im Juni 1804. Vorher hatten Seckendorf und Kayser (vergl. Bd. III, S. 76) das Stück komponiert, später Marx, Birey, Seidel und Reetz.

[1] Von A. W. Schlegel (Erstaufführung in Weimar 2. Januar 1802).

[2] Zu diesem Briefe liegt noch der erste Entwurf in einem Konzept des Schreibers Geist vor; er ist wesentlich wärmer gehalten als der dann abgesandte Brief. Es heißt darin: „Es ist an dem, werther Herr Tieck, daß man in Frankfurth am Main bey einer neuen Theatereinrichtung sich nach einem Regisseur umsieht, und so viel ich jene Verhältnisse kenne, braucht man dort einen Mann, der bey diesem Geschäft hergekommen ist, und das Mechanische desselben vollkommen inne hat. Es ist überhaupt ein Posten, an dem sich niemand, der nicht viel Routine und noch dazu ein gewisses Geschick hat, nicht halten kann.

Das Theater überhaupt, so lustig es dem Zuschauer dünkt, ist eines der mißlichsten Dinge und so sehr es von der einen Seite an das Ideale zu gränzen scheint oder gränzt, so sehr hängt bey der Einleitung und Behandlung dieser wonnereichen Erscheinung viel von gemeinen und viel von geringen Mitteln ab.

Ich glaube zwar, daß sich mancherley Ideen darauf realisieren lassen, aber nur durch den, der ganz Herr von dem realistischen Theil der ganzen Anstalt ist, so wie sie jetzt auf dem Strom der Zeit hinschwimmt."

ist Herr Frommann bey mir gewesen, ich habe ihm aufrichtig und weitläufig meine Meynung gesagt und ziehe mich nunmehr deshalb ins Kurze zusammen.

Ich würde Ihnen niemals rathen eine Stelle anzunehmen, die so viel routinirte Gewandtheit erfordert, wenn man sie mit einer gewissen Aisance bekleiden und nicht sein Leben darüber aufopfern will. Doch übernimmt die Jugend wohl manches in Hoffnung durchzukommen und nach einigen Prüfungsjahren zu einem erwünschten Genuß zu gelangen. Durchaus abrathen kann ich also auch nicht.

Was eine Empfehlung betrifft so darf ich damit wohl nicht hervortreten, weil ich, auf verschiedene an mich geschehene Anträge, verweigert habe an jenem Geschäft irgend einigen Antheil zu nehmen. Sollten Sie zu jenem Platz gelangen und ich kann Ihnen alsdann mit etwas dienen; so werde ich es mit Vergnügen thun. Ihren Herrn Bruder hoffen wir hier bald wieder zu sehen und beym Schloßbau zu beschäftigen.

Goethe.

982.

An Schelling.

Auf den Sonnabend wird Jon gegeben, den man bis jetzt nicht weniger als vier Verfassern zuschreibt. Meine Loge soll für Sie und Ihre Freunde bereit stehen. Mögen Sie nach der Comödie bei uns übernachten, so sollen Sie sehr willkommen sein. Mehr sage ich nicht, weil ich Sie bald mündlich zu begrüßen hoffe.

Weimar, am 30. December 1801.

Goethe.

983.

An F. J. Bertuch.

Ew. Wohlgeb.

erlauben mir, im Betracht unseres immer gut bestandenen Verhältnisses, den Wunsch, die Notizen, welche künftig, über das weimarische Theater, in das Mode Journal[1] eingerückt werden, im Manuscript zu sehen; damit ich nicht, bey meinen mannigfaltigen Bemühungen für solche Anstalt, zwar gewiß ohne Absicht Ew. Wohlgeb., aber doch durch Ihre Vermittelung, manches unangenehme erfahre, wie es mir noch neuerlich, bey dem Unzelmannischen Fall, ergangen ist.

Sie verzeihen eine Äußerung, die ich nur früher hätte thun dürfen, um von Ihrer Gefälligkeit eine angenehme Behandlung zu erwarten.

Weimar am 3. Jan. 1802.

Goethe.

984.

An F. J. Bertuch.

Was ich von einem niederträchtigen Menschen, wie der Verfasser Ihrer Theaterrecensionen ist, in einem solchen Falle zu erwarten hatte, schwebte mir vor, als ich Sie neulich freundschaftlich um künftige Mittheilung solcher Aufsätze ersuchte. Sie schicken mir ihn[2] gegenwärtig halb gedruckt,

---

[1] Der Theaterreferent von Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden" war C. A. Böttiger. Der Brief ist geschrieben, um den Abdruck der Böttigerschen Kritik über Schlegels „Jon" zu verhüten.

[2] Ueber „Jon" von A. W. Schlegel, aufgeführt am 2. und am 4. Januar. Herders Gattin schrieb darüber an Knebel: „Ein schamloseres, frecheres, sittenverderbenderes Stück ist noch nicht gegeben. Jena war wieder herübercitirt zum

und ich kann nur so viel sagen: daß wenn Sie nicht selbst geneigt sind, die Sache zu remediren, und den Aufsatz zu unterdrucken, ich sogleich an Durchl. den Herzog gehe und Alles auf die Spitze setze. Denn ich will entweder von dem Geschäft sogleich entbunden oder für die Zukunft vor solchen Infamien gesichert seyn. Mag der allezeit geschäftige Verzerrer seine Künste doch in der Allgemeinen Zeitung, oder wo er will, aufgaukeln, in Weimar werde ich sie nicht mehr leiden, in den Fällen wo ich als öffentliche Person anzusehen bin. Ich erbitte mir vor vier Uhr Ihre Erklärung[1] darüber; mit dem Schlage geht meine Vorstellung an Durchl. den Herzog ab.

Weimar, am 12. Jan. 1802.

J. W. v. Goethe.

985.

An Wieland.

Ich überwinde einige Bedenklichkeit, um dich, lieber alter Freund, auf einen Fall aufmerksam zu machen, woraus vielleicht für uns beyde einiges unangenehme entstehen könnte.

Daß, bey der Erscheinung des Jon, der Parteygeist des Herrn Überall[2] seine Flügel regen dürfte, war voraus-

---

Klatschen. Bei der zweiten Vorstellung waren wenige darin, zum drittenmale wollen sie's nicht wagen, denn da möchte das Haus ganz leer bleiben." Goethe berichtet darüber in den „Tag- und Jahresheften" 1802: „Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tiefsten beleidigt; deshalb trat schon am Vorstellungsabend Jons, dessen Verfasser kein Geheimnis geblieben war, ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor: in den Zwischenakten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich, etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Modejournal projektirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten."

[1] Böttigers Aufsatz wurde in Bertuchs Journal nicht veröffentlicht und erschien erst nach des ersteren Tode in seinen „Kleineren Schriften".

[2] Böttiger.

zusehen. Schon bey der ersten Vorstellung rannte dieser Tigeraffe im Parterre herum, durch pedantische Anmerkungen den Genuß einer Darstellung, wie sie Weimar noch nicht gehabt hat, zu stören. Da ihm dieß nicht gelang, so schob er eine Anzeige davon in das Modejournal ein, welche für die Direction äußerst beleidigend war und welche auszumerzen Bertuch noch zeitig von Rudolstadt zurückkehrte.

Jener Mißwollende überläßt sich, wie es scheint, um desto getroster seiner Wuth, als er gewisse stoffartige Urtheile vor sich hat, die du, dem das problematische Argumentum fabulae gar wohl bekannt ist, leicht wirst zu beurtheilen wissen.

Da ihm nun der Weg ins Modejournal verrannt ist, und er dießmal die Sache auf die Spitze setzen zu wollen scheint, so wünschte ich nicht, daß er den Merkur zum Gefäß seiner Unreinigkeiten ersehe. Mag er sich doch der auswärtigen Organe nach Belieben bedienen!

Ich habe bisher so manches hingehen lassen; allein da es nun auf Extreme angelegt zu seyn scheint; so bin ich auch bey der Hand, und da wünschte ich denn nicht, daß, indem ich diesem Schuften zu Leibe gehe, mir ein verehrter und geliebter Nahme als Talisman entgegen stünde.

Vergieb mir diese freundschaftliche Anzeige. Ich mußte, um sie zu thun, meine Maulfaulheit überwinden. Vielleicht hätten frühere Winke dir und andern manchen Verdruß ersparen können.

Ich hoffe dich bald hier zu sehen und das Corpus delicti vorzulegen, dessen ich mich weiter nicht annehme, als in so fern ich mir die Mühe gegeben habe seine Aufführung ins Werk zu setzen. Wie ich denn auch, bey einer Anstalt, die ich im Auftrag von meinem Fürsten, mit so vieler Aufopferung verwalte, wenigstens eine schickliche Behandlung von meinen Mitbürgern erwarten darf.

Ein nochmaliges Lebewohl mit dem Wunsch, daß du bald dich entschließen mögest, aus der warmen Umgebung der Musen dich in das erzkalte Weimar zu versetzen.

Weimar am 13. Jan. 1802.

986.

An Christiane Vulpius.

Es ist recht gut daß ich Pferde und Schlitten drüben gelassen, hier ist völliges Thauwetter, bey euch wirds nicht anders seyn.

Mein Mittagstisch ist wie immer nur zur Noth genießbar, gestern habe ich mir, durch ein Gericht Meerrettig, den ganzen Nachmittag verdorben. Götze hat mir fürtreffliche Knackwürste ausgemacht, sie mögen nur ein klein bischen zu stark gesalzen seyn. Deine bleiben noch immer die besten. Sorge ja bey der neuen Schlacht dafür daß sie gut werden, weil ich zum Frühstücke nun daran gewöhnt bin.

Die Abendessen sind desto besser, indem, in kleiner Gesellschaft, allerley Gutes aufgetischt wird; allein ich muß mich Abends in Acht nehmen und esse also nicht wo ich zu essen finde, und wo ich essen möchte habe ich nichts.

Schicke mir ja das Schweinewildpret, damit ich Lodern eine Artigkeit erzeigen kann, und frage beym Hofkammerrath an: ob er dir etwas Caviar ablassen möchte? Wenn du mich damit versorgst, so bringe ich dir auch einige Flaschen Champagner mit.

Jena am 19. Jan. 1802. G.

987.

An Schiller.

In Jena, in Knebels alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum, auf dieser Erde, so viel productive Momente verdanke. Es ist lustig daß ich an einen weißen Fensterpfosten alles aufgeschrieben habe was ich, seit dem 21. Nov. 1798, in diesem Zimmer, von einiger Bedeutung, arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stünde gar manches darauf was unser Verhältniß aus mir heraus lockte.

Eine Schnurre über das Weimarische Theater[1] habe ich zu dictiren angefangen und mache dabey, wie billig, ein erstaunt ernsthaft Gesicht; da wir die reelle Leistung im Rücken haben, so ist es gut ein wenig dämisch auszusehen und sich auf jede Weise alle Wege frey zu halten.

Hiebey kommt die Abschrift des gräcisirenden Schauspiels.[2] Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen, es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen:[3] denn wir haben doch schon öfters gesehen daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks für uns und das Ganze incalculabel sind.

Indem ich in das Büttnerische[4] und akademische Bibliothekswesen hinein sehe, und die Idee eines virtualen

---

[1] Der Aufsatz „Weimarisches Hoftheater", zuerst erschienen im Märzheft des „Journals des Luxus und der Moden".

[2] Goethes „Iphigenie".

[3] Die Aufführung im Weimarer Theater erfolgte am 15. März 1802.

[4] Christian Wilhelm Büttner, geboren 1716, war am 8. Oktober 1801 gestorben. 1782 hatte Carl August die namhafte Bibliothek des infolge seines Sammeleifers verschuldeten Gelehrten, den Goethe als „das alte lebendige encyklopädische Dictionair nutzte," angekauft. Statt der baren Auszahlung der 8000 Thaler Kaufsumme gab man dem Alten eine jährliche Pension und ließ ihn in seiner von Göttingen nach Jena überführten Bibliothek weiter hausen. (Goethe-Jahrbuch XIV, 22).

Katalogs, der drey, im Lande bestehenden, Bibliotheken, auszuführen trachte, muß ich auch in die ungeheure Empirie des Litterarwesens hineinschauen, wo einem denn doch, wenn man auch die Forderungen noch so hoch spannt, manches respectable Streben und Leisten entgegen kommt.

Im Geiste der immer neuen Jenaischen Jugend werden die Abende gesellig hingebracht. Gleich Sonntags bin ich bey Lodern, bis 1 Uhr in der Nacht, geblieben, wo die Gesellschaft gerade einige Kapitel historischer Kenntnisse aufrief, die bey uns nicht zur Sprache kommen. Bey einiger Reflexion über die Unterhaltung fiel mir auf was man für ein interessantes Werk zusammenschreiben könnte, wenn man das was man erlebt hat, mit der Übersicht, die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.

Die Botenstunde naht, ich eile ein freundliches Lebewohl zu sagen.

Jena am 19. Jan. 1802. G.

988.

An C. G. Voigt.

Gestern, als der Conducteur Koch das Büttnerische Quartier aufsiegeln ließ, um, wegen Reparatur desselben, einiges vorzukehren, ging ich auch mit hinein und kann versichern, daß die geläufigste Zunge und geschickteste Feder nicht fähig seyn würde den Zustand zu beschreiben, in welchem man diese Zimmer gefunden. Sie schienen keineswegs von einem Menschen bewohnt gewesen zu seyn, sondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tische, Stühle, Koffer, Kasten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz confus durch einander, mit diesen litterarischen

Schätzen bedeckt, darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders mehrere Hackebreter und Drehorgeln. Alles zusammen durch ein Element von russigem Staub vereinigt. Die alte Garderobe machte zu lachen, erfreute aber besonders den Trabitius,[1] dem sie vermacht ist. Im Wohnzimmer, dessen Decke, Wände, Fußboden und Ofen gleich schwarz aussahen, waren mehrere Dielen von Feuchtigkeit und Unrath der Thiere aufgeborsten. Genug, es wird einiges zu fegen geben, bis auf diese litterarische Schweinigeley eine militarische Propretät folgen kann.

Übrigens habe ich bey diesem Anblick erst gefühlt, was unser gnädigster Herr Ihren unterthänigsten Dienern, durch schnelle Vergebung dieses Quartiers, für eine Noth decretiren. Hätten wir es nur ein halb Jahr behalten können, so wäre das ganze Geschäft nach und nach aufzulösen gewesen, indem man eine Arbeitsstube drüben eingerichtet hätte, und der Knaul hätte sich nach und nach abgewickelt. Jetzt sollen wir in wenig Tagen räumen und werden, bey aller Vorsicht, kaum vermeiden können diese Unordnung noch mehr zu verwirren. Das gestern gedachte ehemalig Loderisch-Lenzische Auditorium ist noch hiebey unser einziger Trost. Die Bücher, die wir darin gefunden haben, sind eilig in den engsten Raum geschichtet worden und ich habe mir Breter geben lassen, um nur auf Böcken einstweilen Lager für dasjenige, was nun herein geschafft werden soll, zu bereiten.

Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen versichern kann: daß der Alte, während seines Hierseyns, eine Masse von sechs bis acht Tausend Bänden, von denen wir so gut als nichts wußten, da sie noch nicht in den Katalog eingetragen sind, über einander gehäuft hat. So fanden sich noch ein paar uneröffnete Kisten, die aus Auctionen angekommen waren.

---

[1] Schloßvogt in Jena.

Ich gedenke nun alles in Rücksicht auf das große Vornehmen des allgemeinen Virtualkatalogs einzuleiten. Es ist allerdings ein großes Unternehmen, dessen Möglichkeit ganz auf der Personalität des Doctor Ersch[1] ruht. Bey der Akademie ist übrigens ein allgemein guter Wille dazu. Die medicinische Facultät hat schon 400 rthlr. Vorschuß aus den Bibliotheksgeldern verwilligt. Ich werde, nach der mir gnädigst ertheilten Erlaubniß, eine Erklärung wegen der Doubletten, doch nur in gewisser Maße abgeben. Das Geschäft ist von der Art daß fast jede Stunde was neues lehrt und neue Maßregeln anräth. Es wird mir sehr angenehm seyn, wenn meine Einrichtungen Serenissimi und Ihren Beyfall finden.

Was ich wegen der Kosten ausgedacht habe, die uns auch bey der Büttnerischen Bibliothek erwarten, will ich gründlich vorlegen.

Nach Professor Walther[2] will ich mich erkundigen.

Ich wünsche Glück zur eintretenden Besserung und empfehle mich bestens.

Jena am 22. Jan. 1802. G.

989.

An Christiane Vulpius.

In meinen Arbeiten und Geschäften geht alles gut von Statten, nur finde ich doch daß es nicht gut ist mir gar keine Bewegung zu machen. Schicke mir deswegen Montags den Wagen und laß Augusten mitfahren, so daß er früh um

[1] Joh. Samuel Ersch (1766—1828), der bekannte Bibliograph, Bibliothekar und Professor in Jena.

[2] In Gießen, der nach Jena empfohlen war.

10 Uhr hier ist. Es wird ihm ein unsägliches Vergnügen machen bey der Eröffnung des Büttnerischen Nachlasses gegenwärtig zu seyn, denn von einer solchen Gerümpel-Wirthschaft hat man gar keinen Begriff. So sind z. B. ein halb Duzend Dreh-Orgeln und Hackebreter, die auch durch Walzen bewegt werden, unter dem Zeuge. Eine Menge Schubkästchen mit allerley antiken Kleinigkeiten, physikalische Spielereyen und was nur so ein Kindskopf wünschen kann.

Da wir nun überdieß noch in wenig Tagen räumen müssen, weil das Quartier für den neuen Commandanten bestimmt ist, so kann er mit schleppen und tragen und seine Zeit vergnüglich hinbringen. Was zur Redoute Noth thut, das ist ja wohl vorher alles berichtigt, laß aber allenfalls bey der Gräfin anfragen ob er abkommen kann? und wann er wieder da seyn soll.

Lebe recht wohl und gedenke mein.

Jena am 22. Jan. 1802. G.

Es thut mir leid daß deine Übung im Schlittenfahren so bald unterbrochen worden ist, und es scheint als wenn für diesen Winter wenig Bahn mehr zu hoffen wäre.

Von den Feldhühnern habe ich eins verzehrt und Loders haben mir auch von dem Schwarzwildpret eine sehr gut zugerichtete Portion zugeschickt, und so geht mirs ganz leidlich.

Doctor Meyer[1] danke für die überschickten akademischen Zahnstocher.

Die Abende gab es meist gesellschaftliche Unterhaltung. Schreibe mir wie dirs gegangen ist.

Den vorigen Briefteg hast du dich recht gut gehalten.

---

[1] Nicolaus Meyer, Arzt in Bremen (1775—1855), der sich zur Zeit in Weimar aufhielt. „Akademische Zahnstocher“, weil sie nach Meyers Mitteilung in Papier aus dem Heft eines Studenten eingewickelt waren.

990.

An Christiane Vulpius.

Ich freue mich daß die Pferde eben zu rechter Zeit eingetroffen sind und daß du nun die Schlittenbahn genießen kannst, doch thut es mir leid daß der Doctor[1] kranck geworden ist. Sorge für ihn, so gut du kannst und besuche ihn manchmal. Du kannst ja Ernestinen[2] mitnehmen, daß es nicht etwa falsch gedeutet wird. Zu des Professors[3] Genesung wünsche ich Glück. Er schreibt mir: daß er sich auf den Champagner wohl befindet und von Lodern noch etwas haben möchte; ich glaube aber kaum daß dieser Freund noch hergeben kann und mag. Indessen, biß ich das ausmache, will ich ihm ein Paar von den unsrigen überlassen und deren Erstattung auf irgend eine Weise annehmen.

Eine Fahrt herüber will ich dir nicht rathen, besonders gehts im Mühlthale so oft durchs Wasser und Eis, daß der Schlitten sich nicht wohl dabey befinden dürfte. Auch will ich von meinen Lieben nichts sehen, biß ich hier fertig bin.

Mit meinem Geschäft geht es gut, auch mit einigen poetischen Arbeiten. Wenn ich beyde biß zu einem gewissen Punckt gebracht habe, dann komme ich gleich.

Der Beyfall den Dlle Maas[4] erlangt freut mich und ich wünsche sie bald selbst zu sehen.

Wenn du mir das Nachtwestchen das du mir versprachst nun wolltest machen lassen, geschähe mir ein Gefalle, ich gehe nun den ganzen Tag am liebsten in so einem leichten

---

[1] Nicolaus Meyer.

[2] Christianens Schwester.

[3] Joh. Heinr. Meyer, der in Goethes Hause wohnte.

[4] Wilhelmine Maaß, die am 17. Februar in Krotters „Mädchen von Marienburg" gastiert hatte.

Wämschen, und da trifft mich manchmal jemand in meinem gegenwärtigen an, das nicht zum besten aussieht.

Lebe recht wohl und behalte mich so von Grunde des Herzens lieb wie ich dich.

Jena d. 19. Febr. 1802. G.

991.

An Kirms.

Es thut mir herzlich leid, daß ich, in der Angelegenheit der Kleinstädter,[1] nicht von der Meynung des Verfassers seyn kann, und weil man sich in solchen Fällen selten vereinigt, so will ich meine Überzeugung hierüber nur kurz eröffnen.

Alle deutschen Regieen, Directionen, Intendanzen und Theatercensuren haben sich das Recht angemaßt, nach ihren Verhältnissen und Convenienzen, aus den Schauspielen manches wegzulassen, und dieses Recht so lebhaft ausgeübt, daß das Wort Streichen sogar ein Kunst-Terminus geworden ist. Einer solchen herkömmlichen Befugniß habe ich mich auch gegen die Kleinstädter bedient, wobey ich dem Herrn Verfasser, über die nothwendig gewordene Ausfüllung der entstandenen Lücken, wie billig das Urtheil überließ.

Von jener ersten Redaction kann ich jedoch um so weniger abgehen, als ich mir fest vorgenommen habe, auf dem weimarischen Theater künftighin nichts mehr aussprechen zu lassen, was, im Guten oder Bösen, einen persönlichen Bezug hat, noch was auf neuere Literatur hinweist, um so mehr da hier auch nur meistens persönliche Verhältnisse berührt werden.

---

[1] Goethe hatte in Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern" einige, meist gegen die Brüder Schlegel gerichtete Stellen gestrichen. Kotzebue war entrüstet. — „Der Kotzebue ist ganz doll", berichtet Christiane an Goethe.

Wenn dem Herrn v. Kotzebue dagegen in den Theatralischen Abentheuern[1] die Schauspielerin aufgefallen ist, welche mehr sich selbst, als die Gurli[2] parodirt, so kann ich darüber nur so viel sagen: daß ich, bey diesem alten und oft aufgeführten Stück, an jene Scene weiter nicht gedacht habe, daß ich aber solche sogleich streichen und eine andere an ihre Stelle setzen werde.

Ich glaube hierdurch am besten meine Liebe zum Frieden an den Tag zu legen, den ich, so lange als nur immer möglich, zu erhalten wünsche.

Weimar, am 28. Febr. 1802.

J. W. v. Goethe.

992.

An Caroline Kotzebue.

Da Sie Sich, werthe Frau Legationsräthinn anmaßen, mir grade zu zu sagen: daß ich, in einer Sache, in der ich mein Amt, nach meiner Überzeugung verwalte, völlig unrecht habe so muß ich Ihnen dagegen eben so gerade versichern: daß ich solche Begegnung weder leiden kann, noch werde und daß ich mir alle unüberlegte Zudringlichkeiten dieser Art, sowohl für jetzt. als künftig. ausdrücklich verbitte; um so mehr als es mir äußerst unangenehm ist, wenn man mich, durch Unhöflichkeiten, nöthigt, aus den Grenzen heraus zu gehen, in denen ich mich so gern halten mag.

Weimar am 3. März 1802.

---

[1] Von Cimarosa.
[2] In Kotzebues „Indianer in England."

Ueber diese Angelegenheit berichtet Goethe in den „Tag- und Jahresheften“: „Man regte sich von der Gegenseite gewaltig und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig sei, man mit ihm Rath zu pflegen habe; es sei mit Schillern geschehen, und ein anderer könne das Gleiche fordern.“ Diese „wunderliche Schlußforderung“ ließ Goethe aber nicht gelten: es sei das Kunststück solcher Gesellen (wie Kotzebue), „daß sie jedes wahre reine Verhältniß mißachtend, ihre Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Konvenienz einzuschwärzen wissen.“ Wie die Jon-Affäre, so machte auch die der „Kleinstädter“ Aufsehen in Weimar — „dieses alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am 5. März zu feiernden Festes in der Weimarischen Sozietät sich ereignete. — Es sollte zu Ehren Schillers eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeinde ganz neu dekorierten Stadthaussaale Platz finden. Die Absicht war offenbar, Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegenzustellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegenzusetzen, Schillers Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.“ — Kotzebue hatte am 25. Februar, bei seinem Donnerstagsempfange die Damen der Weimarer Gesellschaft für die von ihm geplante Feier interessiert und die Rollen an sie verteilt. Das Fest kam jedoch nicht zu stande — wohl noch mehr zur Freude Schillers als Goethes. Schillers einzige Originalbüste, eine Gabe Danneckers, die in der Weimarer Bibliothek sich befand, wurde für das Fest verlangt — das Verlangen wurde aber abgeschlagen „weil man noch nie eine Gypsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe.“ Und als die Zimmerleute kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, fanden sie den Stadthaussaal auf Veranlassung des Bürgermeisters K. A. Schultze verschlossen und erhielten zur Erklärung: „er sei erst ganz neu eingerichtet und dekoriert, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.“

•

Darauf nimmt Goethe Bezug im Brief

993.*

An Schiller.

(Jena, 16. März.)

... Seitdem ich mich aus den weimarischen Stürmen gerettet, lebe ich recht zufrieden und froh und auch nicht ganz unthätig, indem sich einige lyrische Kleinigkeiten eingestellt haben, mit denen ich zwar nicht als Werken, doch aber als Symptomen ganz wohl zufrieden bin.

Dafür daß Sie den 5. März so glücklich überstanden, wären Sie dem Bürgermeister als einem zweyten Aesculap einen Hahnen schuldig geworden, da er unterdessen von oben herein solchen Lohn empfangen, können Sie Ihre Dankbarkeit in petto behalten.

Bey dieser Gelegenheit dachte ich wieder was es für ein sonderbares Ding um die Geschichte ist, wenn man von ihr die Ursachen, Anlässe und Verhältnisse der Begebenheiten im einzelnen fordert; ich lebe diesen letzten Ereignissen so nahe, ja ich bin mit darin verwickelt und weiß eigentlich immer noch nicht, wie sie zusammenhängen. Vielleicht waren Sie glücklicher als ich ...[1]

---

[1] Schiller hatte dann geschrieben: „Der fünfte März ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Caesar der fünfzehnte und ich höre von dieser großen Angelegenheit gar nichts mehr. Wie aber der Zufall immer naiv ist und sein muthwilliges Spiel treibt, so hat der Herzog den Bürgermeister den Morgen nach jenen Geschichten wegen seiner großen Verdienste zum Rath erklärt. Auch wird heute auf dem Theater „Ueble Laune“ von Kotzebue dargestellt.“ Und Goethe erzählt in den „Tag- und Jahresheften“, daß diese Auszeichnung des Bürgermeisters dem ganzen Ereignis die Krone aufgesetzt habe und „Die Weimaraner, denen es an geistreichen das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben dem Bürgermeister daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädikat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist.“

994.*

An Schiller.

. . . Wenn die dabey interessirte Gesellschaft das Abentheuer vom 5. h. m. einigermaßen verschmerzt hat, so wollen wir bald wieder ein Picknick[1] geben und die neuen Lieder, die ich mitbringe, versuchen. Haben Sie denn die Ihrigen etwa Zeltern mitgegeben? da die Körnerischen Compositionen nicht greifen wollten?

Ich wünsche Ihnen einen recht guten Humor und eine recht derbe Faust, wenn Sie auf die irenische Einladung antworten. Es wäre recht schön wenn Ihnen eine Epistel glückte, die auf alle das Packzeug paßte, dem ich immer größern Haß widme und gelobe.

Ich freue mich zu hören daß Sie Ihre Johanna, auch für uns, der theatralischen Möglichkeit nähern wollen. Überhaupt müssen wir, da wir mit dieser Vorstellung so lange gezaudert, uns durch irgend etwas auszuzeichnen suchen.

Mit der Iphigenie ist mir unmöglich etwas anzufangen. Wenn Sie nicht die Unternehmung wagen, die paar zweydeutigen Verse corrigiren und das Einstudiren dirigiren wollen, so glaube ich nicht daß es gehen wird, und doch wäre es in der jetzigen Lage recht gut und sie würde denn vielleicht für andere Theater verlangt, wie es ja schon mit dem Nathan gegangen ist . . .

Seitdem ich dieses dictirt, habe ich mich entschlossen Dienstag nach Weimar zu gehen. Da Sie denn, zum Voraus, auf den Abend schönstens eingeladen sind.

Wollten Sie sich erkundigen: ob die Freunde Mittwoch Abends bey mir zusammenkommen wollen? und in jedem Falle das Ja oder Nein in mein Haus wissen lassen.

[1] Wie es bei der Mittwochsgesellschaft üblich.

Da ich nun so bald das Vergnügen hoffe Sie zu sehen, füge ich nichts weiter hinzu.

Jena am 19. März 1802. G.

995.

An Henriette v. Egloffstein.

Geliebte Freundin,

lassen Sie mich im Singular sprechen! da ich hoffen kann, daß wenigstens Eine unter Vieren empfindet, wie schmerzlich mir es war, Ihren Namen unter dem Scheidebriefe[1] zu sehen. Gewiß ich konnte mir nicht überreden daß Sie fehlen würden, als ich gestern die Freunde, in der Zahl der Musen, beisammen sah. Noch wehte der Geist der ersten Stiftung über der Gesellschaft, an dem Sie in einem Anfall von Unglauben zweifeln mochten. Unser Wunsch ist ihn zu erhalten, und dazu wird das Andenken an Sie das beste Mittel sein. Möchten Sie Ihn lebendig frisch dereinst wiederfinden, wenn Sie durch alte Gefühle und durch neue Überzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten.

Weimar d. 25. März 1802.

Goethe.

996.

An J. G. Herder.

Du willst, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen,

---

[1] Die Hofdamen v. Göchhausen und v. Wolfskeel hatten zusammen mit Gräfin v. Egloffstein ihren Austritt aus der Mittwochsgesellschaft erklärt, da sie Goethe wegen des Nichtzustandekommens des Kotzebue-Festes vom 5. März zürnten. Goethe

auf eine liberalere Weise als das Herkommen vorschreibt. Ich dancke dir herzlich dafür und freue mich daß er den, für Kinder immer apprehensiven, Schritt, an deiner Hand, auf eine Weise macht, die mit seiner gegenwärtigen Bildung zusammentrift. Er wird sich dir, mit seinem Lehrer, nächstens vorstellen, empfang' ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem du meiner gedenckst.[1]

Weimar d. 26. Apr. 1802.

Goethe.

997.*

An A. W. Schlegel.

Auf mehrere Ihrer werthen Briefe habe ich nicht geantwortet; Sie verzeihens, da ich indeß nicht weniger an Sie gedacht und an allem was Sie betrifft Theil genommen habe. Aus der Vorstellung Ihres Jons hat sich eine Ilias von Händeln entwickelt, die, wie ein ächtes rhapsodisches Werk, noch immer kein Ende nehmen will.

Können Sie es einrichten daß Sie Pfingsten in Weimar sind; so treffen Sie mich daselbst. Vielleicht wird es auch möglich alsdann Ihren Jon zu geben.

Können Sie mir eine leichte Skizze von Genelli's Decoration[2] verschaffen; so würde ich, in so fern es möglich, die Idee für unser Theater nutzen. Der Tempel war die schwächste Seite unserer Darstellung, den ich wohl mit einem bedeutendern künftig auswechseln möchte.

---

erzählt in den „Tag- und Jahresheften“: „Wo die Geselligkeit Unterhaltung findet, ist sie zu Hause. Alle freuten sich, an dem Feste des 5. März aktiven Theil zu nehmen, deshalb ich denn, als vermeintlicher Zerstörer solches Freuden- und Ehrentages, eine Zeitlang verwünscht wurde. Unsere kleine Versammlung trennte sich.“

[1] Vergl. Brief vom 14. Juni, S. 1005.

[2] Von der Berliner Aufführung.

Schicken Sie mir doch baldigst die Nachträge zu Alarkos,[1] den ich ehestens geben werde; die Rollen sind schon ausgeschrieben. Das Stück hat mir in seiner Gedrängtheit viel Vergnügen gemacht, weniger Octavian in seiner Diffusion, ob man gleich das Tieckische Talent, im Einzelnen, nicht verkennen kann . . .

Jena am 3. Mai 1802.

Goethe.

998.

An Christiane Vulpius.

Ich habe diese Tage nicht geschrieben, weil ich sehr fleißig bin, und mir was ich vornehme recht gut von Statten geht. An den heißen Tagen komme ich gar nicht aus, nur Abends gehe ich einige Stunden spazieren. Die Blüthen sind hier außerordentlich schön, wie sie bey der günstigen Witterung wohl weit und breit seyn werden, besonders ists hinter Griesbachs Garten ganz bewundernswürdig.

Mit der Kost geht es recht gut, indem ich mit Herrn von Hendrich esse, der eine so gute Küche führt, daß man nur fast zu viel ißt und zu lange bey Tische bleibt. Ob ich dich auf den nächsten Sonntag einladen werde, weiß ich nicht, denn da ich noch bis in künftige Woche hier bleiben kann; so wünsche ich auf meine ganz ungestörte Weise meinen Weg fortzugehen.

So viel kann ich dir melden daß der zweyte Aufzug, des bewußten Stückes,[2] fertig ist, und, wenn ich noch acht Tage Zeit habe, so kann wohl der dritte sich dazu gesellen.

---

[1] Von Friedrich Schlegel; Erstaufführung am 29. Mai.

[2] „Eugenie", später „Die natürliche Tochter" betitelt.

Schicke mir noch einige Fläschchen Port und Madera! wenn du ein gut Gericht Spargel hast, so schicke es doch auch, denn daran fehlt es hier gar sehr, besonders da die Griesbachischen, welche nun zu lange stehen, anfangen abzunehmen.

Jena d. 4. May 1802. G.

999.*

An Schiller.

Mme Bürger[1] hat uns bis jetzt noch verschont, wenn sie nicht etwa morgen noch kommt und auf eine Sonntagsdeclamation Anspruch macht. Auf alle Fälle werde ich mich in eine Ecke des Saals, nicht weit von der Thüre, setzen und nach Beschaffenheit der Umstände aushalten oder auf und davon gehen.

Was Sie mir von Iphigenie sagen ist mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe sähe und es Sonnabend den 15. geben; so bliebe ich noch eine Woche hier und brächte manches vor und hinter mich.

Wie ich höre geht der Theaterbau in Lauchstädt recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieser Pilz aus der Erde wachsen wird...

Das Bibliothekswesen construirt sich nach und nach, obgleich noch immer langsam genug. Ich halte meine Taktik und suche nun immer, von Epoche zu Epoche, vorzurücken.

---

[1] Elise Hahn, das „Schwabenmädchen", das 1790 Bürger geheiratet hatte und im März 1792 von ihm geschieden war; seitdem zog sie als Schauspielerin und Deklamatrice umher. In Weimar hatte sie am 3. März in „Ariadne von Naxos", Duodrama von Brandes-Benda, gastiert. „Das wart vor lachen nicht auszuhalten", berichtet Christiane über diese Leistung.

Irgend eine poetische Stunde und sonst ein wissenschaftlicher Gewinn fällt auch mit ab.

Leben Sie recht wohl und richten sich recht behaglich ein.

Jena am 7. May 1802. G.

1000.

An die Hoftheater-Commission.

Über die Kranzische Angelegenheit denke ich folgendermaßen:

Ein gnädigstes Rescript, das, in einer Disciplinsache, an irgend ein Departement, ergeht, ist keineswegs als ein Urtheil in einer Rechtssache anzusehen, das dem Peccirenden publicirt werden muß. Dießmal hat das Departement verfügt und der Fürst gebilligt. Herrn Kranz ist so viel bekannt als nöthig: daß er suspendirt war und ist, weiter braucht es nichts.

Sein Promemoria an das Hofmarschallamt wird also beygelegt, und wenn er sich untersteht ein gleiches an die Theatercommission zu bringen, und zu fragen: ob seine Sache vergessen werden soll, so will ich ihm den Kopf waschen daß er Zeitlebens an mich denken wird.

Jena am 8. May 1802. G.

1001.*

An Kirms.

... Lassen Sie Mme Vohs weiß gehen wie sie will.[1] Diese Gespensternarrheit ist einmal den Weibern unserer

[1] Prof. J. H. Meyer hatte für die Iphigenie ein „gelb gefärbtes Mousselines Kleid" gewünscht; Madame Vohs wollte aber weiß gekleidet sein.

Zeit nicht aus dem Sinn zu bringen. Suchen Sie nur das übrige, nach der Angabe des Professor Meyer, einzurichten, besonders, daß keine Seide in dem Stück erscheine.

Haben Sie die Güte, Sich nur Punktweise aufzuzeichnen was wir allenfalls zusammen zu sprechen haben. Ich will das Gleiche thun und dann läßt sich in ein Paar Tagen vieles abthun.

Leben Sie recht wohl und vergnügt in Ihren mannigfaltigen Geschäften.

Jena am 9. May 1802. G.

1002.

An Schiller.

Ihre Sorgfalt für die Iphigenie danke ich Ihnen zum allerbesten, künftigen Sonnabend werde ich am Schauspielhause anfahren, wie ein anderer Jenenser auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.

Über den Alarcos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt wir müssen alles wagen, weil am Gelingen, oder nicht Gelingen, nach außen gar nichts liegt. Was wir dabey gewinnen scheint mir hauptsächlich das zu seyn, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen lassen und sprechen hören. Übrigens kann man auf das stoffartige Interesse doch auch was rechnen.

Im Ganzen geht es mir hier sehr gut und es würde noch besser gehen und werden, wenn ich meinen Aufenthalt noch einige Wochen hinausdehnen könnte.

Leben Sie recht wohl, richten Sie sich immer besser ein und gedenken unser.

Jena am 9. May 1802. G.

1003.

An Christiane Vulpius.

Vorausgesetzt daß Iphigenie Sonnabend d. 15ten gegeben wird, kommst du Donnerstag nachmittag herüber und logirst bey Mad. Keil, wie dir dein Bruder weitläufiger erzählen wird. Es soll mich sehr vergnügen, wenn du wieder einmal ein Paar gute Tage in Jena findest. Das liebe Kind bringe auch mit, wir wollen ihn schon unterbringen.

Wäre aber Iphigenie, wie beym Theater so mancherley vorfällt, nicht Sonnabend; so will ich noch acht Tage hier bleiben, weil meine Arbeiten gut von Statten gehen und du kämst Donnerstag über acht Tage. Weshalb du von Herr Hofr. Schiller die beste Nachricht haben kannst.

Ich freue mich sehr dich und das Kind wieder zu sehen, und bin guten Humors, weil ich verhältnißmäßig viel gethan habe. Könnte ich noch vierzehn Tage hier bleiben, so wäre das Stück fertig. Lebe wohl und liebe mich.

Jena d. 11ten May 1802. G.

Dein Bruder hat ja wohl die Gefälligkeit indeß in unsrer Hinterstube zu schlafen, daß jene Seite nur nicht ganz allein steht.

Bringe einige Fläschchen Port und Madera mit, welche dem Herrn Cammerherr und Major sehr gut schmecken.

Dein Bruder wird erzählen wie gut uns Mad. Keil bewirthet hat.

1004.*

An A. W. Schlegel.

Das Lustspiel,[1] welches Sie mir vor einiger Zeit gesendet, hätte ich gerne auf das Theater gebracht, um die Wirkung davon zu erfahren; allein ich konnte die zwei Frauenzimmer, welche in Mannskleidern erscheinen müssen, nicht so austheilen, daß ich gegründete Hoffnung des Gelingens hätte fassen können. Will der Verfasser es auf andern Theatern versuchen, so wüßte ich nichts dagegen zu erinnern.

Denn es steht überhaupt mit den Concurrenzstücken wunderlich. Es sind dreyzehen angekommen, davon keines aufzuführen war, ob man gleich einigen manches Verdienst zusprechen mußte.

Uns haben diese Erscheinungen Vergnügen und Belehrung gegeben, wollte man aber öffentlich darüber sprechen; so wäre mehr Zeitaufwand nöthig, als das Resultat werth seyn könnte. Vielleicht spreche ich einmal, im Vorbeygehen, bey anderer Gelegenheit, davon . . .

Leben Sie recht wohl und thätig und gedenken mein.

Jena am 13. May 1802. Goethe.

1005.

An Herder.

Mit herzlichem Dancke empfinde ich die Neigung mit der du das gestrige Geschäft[2] vollbracht hast, empfehle dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bey.

Weimar d. 14. Jun. 1802. Goethe.

---

[1] Ein Intriguenlustspiel, das Schlegel, ohne sich als Autor zu nennen, zur Lustspielkonkurrenz eingesandt hatte.

[2] Augusts Konfirmation.

1006.*

An Schiller.

Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe, man denkt wunder was man zu Stande gebracht habe, wenn man copulirt ist und nun geht der Teufel erst recht los. Das macht weil nichts in der Welt einzeln steht und irgend ein Wirksames, nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß.

Verzeihen Sie mir diese pragmatische Reflexion zum Anfange meines Briefs, einige mehr oder weniger bedeutende Geschäfte, die mir dieses Jahr aufliegen, nöthigen mir diese Betrachtung ab. Ich glaubte sie abzuthun und sehe nun erst was sich für die Zukunft daraus entwickelt.

Gestern Abend habe ich die neunte Vorstellung[1] überstanden. 1500 rthlr. sind eingenommen und jedermann ist mit dem Hause zufrieden. Man sitzt, sieht und hört gut und findet, für sein Geld, immer noch einen Platz. Mit fünf- bis sechstehalbhundert Menschen kann sich niemand über Unbequemlichkeit beschweren.

Unsere Vorstellungen waren:

Was wir bringen und Titus . . .	672	Personen
„ „ „ und die Brüder[2] .	467	„
Wallenstein	241	„
Die Müllerin[3]	226	„
Die beyden Klingsberge	96	„
Tancred	148	„

[1] Die Eröffnungsvorstellung des Theaters in Lauchstedt — Goethes Vorspiel „Was wir bringen" und Mozarts „Titus" — hatte am 26 Juni stattgefunden.

[2] Lustspiel in vier Akten von Einsiedel nach Terenz.

[3] Oper in drei Akten von Paisiello.

Wallenstein auf Verlangen . . . . 149 Personen
Oberon[1] . . . . 531 „
Der Fremde[2] . . . . 476 „

Es kommt darauf an daß eine geschickte Wahl der Stücke, bezüglich auf die Tage, getroffen werde, so kann man auch für die Zukunft gute Einnahmen hoffen. Überhaupt ist es mir nicht bange das Geld, was in der Gegend zu solchem Genuß bestimmt seyn kann, ja etwas mehr, in die Kasse zu ziehen. Die Studenten sind ein närrisches Volk, dem man nicht Feind seyn kann und das sich mit einigem Geschick recht gut lenken läßt. Die ersten Tage waren sie musterhaft ruhig, nachher fanden sich einige sehr verzeihliche Unarten ein, die aber, worauf ich hauptsächlich Acht gebe, sich nicht wie ein Schneeball fortwälzen, sondern nur momentan und, wenn man billig seyn will, durch äußere Umstände gewissermaßen provocirt waren. Der gebildetere Theil, der mir alles zu Liebe thun möchte, entschuldigt sich deshalb, mit einer gewissen Ängstlichkeit, und ich suche die Sache, sowohl in Worten, als in der That, im Ganzen läßlich zu nehmen, da mir doch überhaupt von dieser Seite nur um ein Experiment zu thun seyn kann.

Auch ein eigenes Experiment mache ich auf unsere Gesellschaft selbst, indem ich mich unter so vielen Fremden auch als ein Fremder in das Schauspielhaus setze. Mich dünkt ich habe das Ganze sowohl, als das Einzelne, mit seinen Vorzügen und Mängeln noch nicht so lebhaft angeschaut.

Mein alter Wunsch, in Absicht auf die poetischen Productionen, ist mir auch hier wieder lebhaft geworden:

[1] Oper in drei Akten von Wranitzky. — In Bezug auf diese Vorstellung schreibt Goethe an Kirms: „Die letzte Vorstellung des Oberons war, außer der Jagemann, kaum auszuhalten. Die Studenten haben Benda und die Teller ausgelacht, welches man ihnen keineswegs übel nehmen konnte.“

[2] Lustspiel in vier Akten von Iffland.

daß es Ihnen möglich seyn könnte, gleich anfangs concentrirter zu arbeiten, damit Sie mehr Productionen und, ich darf wohl sagen, theatralisch wirksamere lieferten. Das Epitomisiren eines poetischen Werks, das zuerst in eine große Weite und Breite angelegt war, bringt ein Schwanken zwischen Skizze und Ausführung hervor, das dem ganz befriedigenden Effect durchaus schädlich ist. Wir andern, die wir wissen woran wir sind, empfinden dabey eine gewisse Unbehaglichkeit und das Publikum kommt in eine Art von Schwanken, wodurch geringere Productionen in Avantage gesetzt werden. Lassen Sie das, was ich hier aus dem Stegreife sage, einen Text unserer künftigen Unterredung seyn ...

Lauchstädt am 5. Juli 1802. G.

1007.

An Schiller.

Ob ich gleich von meinem hiesigen Aufenthalt wenig Productives rühmen kann und sonst eigentlich nicht wüßte warum ich hier seyn sollte; so will ich doch wieder von mir hören lassen und Ihnen im allgemeinen sagen, wie es mit mir aussieht.

Heute bin ich 14 Tage da und da ich auch sonst hier so viel Zeit brauchte um mich in Positur zu setzen; so will ich sehen ob von nun an die Thätigkeit gesegneter wird. Einige unangenehme äußere Vorfälle, die zufälligerweise auch auf mich stärker, als unter andern Umständen einwirkten, haben mich auch hin und wieder retardirt. Selbst daß ich morgens badete war meinen Vorsätzen nicht günstig.

Hier haben Sie also die negative Seite. Dagegen habe ich einiges erfunden das auf die Zukunft etwas verspricht, besonders auch sind gewisse Betrachtungen und Erfahrungen

im naturhistorischen Fache nicht unfruchtbar geblieben. Einige Lücken in der Lehre der Metamorphose der Insecten habe ich nach Wunsch ausgefüllt. Bey dieser Arbeit ist, wie Sie wissen, mir nur darum zu thun, daß die schon gefundnen Formeln anwendbarer werden und also gehaltvoller erscheinen, und daß man gedrängt werde neue Formeln zu erfinden; oder vielmehr die alten zu potentiiren. Vielleicht kann ich bald von beyden Operationen erfreuliche Beyspiele geben.

Das Vorspiel habe ich nochmals durchgesehen und es an Cotta abgeschickt. Es mag nun auch in der weiten Welt grassiren.

Wegen des Honorars habe ich es in Suspenso gelassen und nur geäußert: daß ich von meiner Seite auf Sie zu compromittiren in jedem Falle gern gesinnt bin. Es kann ja ohnehin nur von etwas auf oder ab hier die Rede seyn.

Ich bin neugierig ob Ihnen die Muse günstiger war, und ob sie mir vielleicht auch in diesen letzten Tagen noch etwas bescheren mag.[1]

Die Erscheinung von einem friedlich Besitz nehmenden Heere[2] wird Ihnen einige Tage Unterhaltung geben. Was mich betrifft, so will ich, wo möglich, diese Expedition in der Stille abwarten und hinterdrein vernehmen wie es abgelaufen ist.

Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir ein Wort und trösten mich über meine lange Entfernung von Ihnen, welche nur durch eine bedeutende Fruchtbarkeit einigermaßen entschuldigt und entschädigt werden könnte.

Jena am 17. Aug. 1802. G.

---

[1] Das Tagebuch vermerkt am 6. August: „An Eugenien gedacht.“ Und in den „Tag- und Jahresheften“ 1802 berichtet er: „Unter allen Tumulten dieses Jahres ließ ich doch nicht ab, meinen Liebling Eugenien im stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und stand, daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt konzentrierte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte.“ „Eugenie“ erhielt später den Titel „Die natürliche Tochter“.

[2] Uebernahme Erfurts durch die Preußen.

1008.*

An Zelter.

Seitdem Sie, werther Herr Zelter, nichts von mir vernommen, bin ich, ohne eine weite Reise zu machen, meist von Hause entfernt gewesen. In Lauchstädt hatte ich dem Bau eines neuen Theaters vorzustehen und die Eröffnung desselben einzuleiten, wobey denn, wie gewöhnlich, in solchen Fällen, für das Vergnügen anderer mit wenig eigenem Vergnügen zu sorgen war. Sodann verweilte ich eine Zeitlang in Jena, in litterarischer und bibliothekarischer Einsamkeit; doch haben weder Lärm noch Stille dießmal etwas hervorgebracht woran der Tonkünstler sein Behagen finden könnte. Wir wollen hoffen daß eine freundschaftliche Geselligkeit des Winters uns wieder manchmal in einen lyrischen Zustand versetzen wird, welches dann wohl am sichersten geschähe, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführten und wieder zu uns kämen. Geben Sie mir doch hierüber bey Zeiten eine freundliche Gewißheit ...

Das Vorspiel, das ich zu der Eröffnung des Lauchstädter Theaters gemacht habe, werden Sie bald gedruckt sehen. Anfangs hatte ich keine Neigung es heraus zu geben, weil alles auf die Gelegenheit, den Moment, die Individualität des Personals, die Gewalt der Musik und der übrigen sinnlichen Darstellung berechnet war, nun mag denn aber was auf dem Papiere stehen geblieben ist, auch in die Welt gehen und wirken so gut es kann.

Geben Sie mir bald ein Zeichen Ihres Andenkens.

Weimar d. 31. Aug. 1802.

Goethe.

1009.

An Schelling.

Für die überschickten Hefte der Menechmen[1] danke recht sehr. Ich wünsche, daß die Übersetzung im Ganzen sich zu dem Theater eignen möge. Auf den wenigen Blättern vorn herein, die ich durchlesen konnte, scheint mir die Sprache innerhalb des Verses nicht gewandt und klar genug; doch vielleicht giebt sich das in der Folge und es läßt sich der Anfang alsdann noch einmal durcharbeiten.

Wegen der bewußten Angelegenheit[2] wünsche ich Sie freilich zu sprechen. Möchten Sie vielleicht nächsten Mittwoch herüberkommen? da Sie dann, auf alle Fälle, an meinen kleinen Familientisch geladen sind; wenn ich auch selbst, wie es mir widerfahren kann, etwa nicht zu Hause speisen sollte.

Der ich in Hoffnung, Sie bald zu sehen, recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 18. September 1802.

Goethe.

---

[1] Schelling hatte den ersten Akt seiner Uebersetzung der Shakespeareschen Menechmen („Komödie der Irrungen") übersandt.

[2] Die Angelegenheit der Scheidung Carolinens von A. W. Schlegel, für deren Herbeiführung Goethe seine Unterstützung versprochen hatte. Am 2. Oktober schrieb ihm Schelling: „Zugleich folgt der Entwurf einer Bittschrift an Se. Durchlaucht in der bewußten Angelegenheit. Sie waren so gütig zu erlauben daß sie Ihnen zuvor zugeschickt werde." Und bald darauf: „Hier folgt Ihrer Erlaubniß gemäß das Bittschreiben, welches ganz so abgefaßt ist, wie Sie es schon gelesen, ohne weitere Veränderung oder Zuthat. Hoffentlich sind die äußeren Formalien alle richtig beobachtet. Es hängt nun von Ihrer gütigen Verwendung ab, der Sache guten Erfolg und günstige Wendung zu verschaffen. Mme. Schlegel legt sie nochmals mit dem größten Zutrauen und Dankbarkeit in Ihre Hände. Es muß Sie nicht befremden, wenn Schlegel seine Verpflichtungen deßhalb gegen Sie nicht ausdrückt, da er dem ersten Vorsatz gemäß über diesen Punct der Sache ununterrichtet geblieben ist." — Caroline, als Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis am 2. September 1763 geboren, hatte 1784 den Bergmedikus Böhmer geheiratet, 1788 war sie Witwe geworden. Im Juli 1796 hatte sie sich mit A. W. Schlegel vermählt. Carolinens Tochter aus erster Ehe, Auguste, starb im Juli 1800 in Boklet, wohin sich Caroline mit ihr

1010.

An den Herzog Karl August.

Ew. Durchl.

haben mir den Brief des jungen Jagemann,[1] aus Paris, mitzutheilen geruht und befohlen, daß ich darüber meine Gedanken äußern möge. Ich thue dieses um so lieber, als ich aus demselben sehe, daß der junge Mann Gesinnungen eines Künstlers zeigt, der etwas zu leisten gedenkt.

Es ist schon eine schöne Einleitung, wenn man die Vorzüge der Alten und unter den neuern besonders Rafaels zu schätzen weiß; aber auch hier liegt ein Abweg an der Seite. Denn indem man die höchste Vollkommenheit, die freylich weit genug von uns, in einer unerreichbaren Region zu Hause ist, unverrückt im Auge hat und auf sie loszugehen glaubt; so schätzt man nicht genug das nähere Verdienst, das auf den Zwischenstufen steht, von dem und an dem gar manches zu lernen ist. Desto angenehmer war mirs zu sehen, wie der junge Jagemann von David[2] und seiner Schule denkt und den Vorsatz gefaßt hat daher den möglichsten Vortheil zu ziehen.

Nicht weniger findet er schöne Gelegenheit, da jetzt nach Paris so viel zusammengebracht ist, den historischen Theil der Kunst zu studiren und die Tugenden so mancher

---

und Schelling zur Kur hinbegeben hatte. Schelling hatte in Auguste die ihm zugedachte Lebensgefährtin verloren, hatte jedoch, wie ein Brief Augustens erkennen läßt, längst schon Caroline geliebt, während Carolinens Ehe mit Schlegel, auch durch des letzteren längeren Aufenthalt in Berlin, sich immer mehr lockerte. Am 17. Mai 1803 wurde Caroline von Schlegel geschieden; am 26. Juni heiratete sie Schelling, dessen Vater sie traute. Diese glückliche Ehe wurde am 7. September 1809 durch Carolinens frühen Tod zerrissen.

[1] Maler Ferdinand Jagemann (1780—1820), Bruder der Schauspielerin und Sängerin; der Herzog ließ ihn in Wien und Paris studieren.

[2] Maler Jacques Louis David (1748—1802).

Schulen und Meister kennen zu lernen. Denn ein liberales Anerkennen aller Talente, die wir gewahr werden, ist eine schöne Eigenschaft eines gebildeten Menschen, besonders aber eines Künstlers, die er früh zu erwerben suchen wird, wenn er sich überzeugt daß er nur dann seine eigne Fähigkeiten zu beurtheilen im Stande ist, wenn er gegen die Fähigkeiten der andern gerecht zu seyn versteht. In allen diesen Rücksichten gönne ich dem jungen Jagemann von Herzen das Glück eines längern Aufenthaltes in Paris und bin, nach seinen ersten Schritten, überzeugt, daß er diese Vortheile auf das beste nutzen wird.

W. den 28. Sept. 1802.

Ew. Durchl.
unterthänigster
Goethe.

1011.

An Clemens Brentano.

Unter denen, vor mehr als Einem Jahr, eingeschickten Lustspielen[1] zeichnete sich das hier zurückkommende, durch seinen guten Humor und angenehme Lieder, besonders aus.

---

[1] Brentano (geb. 8. Sept. 1788), Enkel der Sophie La Roche, Sohn von Goethes Jugendliebe Maximiliane, hatte aus Anlaß der in den Propyläen gestellten dramatischen Preisaufgabe ein Lustspiel eingesandt: „Die Arbeit, die ich überschickt habe heist Ponce von Leon, als ich sie nach Weimar schickte, rührte mich die Hofnung sehr, Etwas über mein Talent zu hören, das meinen Arbeiten in dieser ängstlichen kritischen Zeit, Muth oder Ende machen sollte, ich habe nachher oft mit kindischer Bangigkeit die Blätter durchsucht, in denen ich hoffen konnte, eine Nachricht über das Schiksal der Kriticken zu erhalten, das war umsonst, und das mancherlei Gerede, das ich vernahm, wie keine Kriticken erfolgen würden, da alle Arbeiten zu sehr unter der Kritick stünden, hat mich ganz niedergeschlagen. Die lezte Freude, die mir nun mein armer Ponce machen kann, will ich mir nun nicht nehmen laßen, es ist die, ihn aus Ihren Händen zurückzuerhalten, und der Gedanke, eine eigne Arbeit zu besitzen, der sie vielleicht einige Blicke geschenkt haben. Aber ich fühle hier, daß selbst die Hoffnung eine Reliquie ist, indem ich Sie um die Zurücksendung des Manuskriptes bitte, wenn wirklich keine Kriticken erfolgen dürften."

Eine öffentliche Recension unterblieb, weil keine der eingesendeten Arbeiten eine Darstellung auf dem Theater zu vertragen schien, und da wir die versiegelten Zettel zu eröffnen kein Recht hatten, warteten wir ab, bis die Stücke zurück gefordert würden, welches nach und nach geschehen ist. Nach Ihrem Begehren erhalten Sie also auch das Ihrige, mit Dank für die Unterhaltung die Sie uns dadurch verschafft haben.

Weimar am 16. Octobr. 1802.

J. W. v. Goethe.

1012.

An Zelter.

Der Fall,[1] mein werthester Herr Zelter, wegen dessen Sie sich an mich wenden, ist gewöhnlich, aber bedenklich. Der Mensch löst sich freylich gar zu geschwind von denen los, denen er noch manchen Rath und Beystand verdanken könnte, doch diese Unart dient zu seinem Glück, wenn er sich dereinst selbst helfen muß und jeden Rath und Beystand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bey Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigner Herr seyn will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punct wird in der Erziehung, aus mehr als Einer Ursache, verabsäumt. Die Weise, wie ich darüber denke, benimmt mir alle Hoffnung an ein schriftliches Wirken gegen Entfernte und gewissermaßen Fremde. In der Gegenwart läßt sich manches leisten; aber nur durch stetige Behandlung.

---

[1] Zelter hatte ihn gebeten, er möchte auf den jungen Steffany, Zelters Stiefsohn, einwirken durch „einige ernsthafte Worte, die meinem Sohn, der Ihren Namen vergöttert, zugleich zum Heil würden."

Das zurückgezogene Wesen des jungen Steffany kenne ich auch an ihm und andern jungen Leuten. Jeder gebildete Mann benimmt ihnen gleich völlig alle Freyheit, und sie mögen sich nicht gerne da befinden, wo sie sich zu weit zurück, ja vielleicht gar in einem Gegensatz fühlen.

Wie gern möchte ich mit Ihnen eine solche Materie durchsprechen, die, weil sie sich an alles anschließt, schriftlich so schwer zu behandeln ist.

Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren, Sie diesen Winter bey uns zu sehen. Prof. Meyer[1] heyrathet und ist ausgezogen. Sie finden deshalb ein leidlicher Quartier.

Voß hat, wie Sie wohl wissen, Eutin verlassen und sich in Jena angekauft. Er wünscht sehnlich, mit uns andern, Sie wieder zu sehen.

Wenn ich gegenwärtig von kleinen Gedichten nichts schicke, so verzeihen Sie. Ich bin eben im Begriff eine Partie derselben durchzuarbeiten und mag sie gern zusammenhalten, bis ich an jedem in seiner Art nichts weiter thun kann.

Wenn Sie Ihren Sohn in die Welt schicken; so lassen Sie ihn bey mir vorbey gehen. Haben Sie die Güte sich des jungen Steffanys ferner anzunehmen und besuchen uns sobald es möglich ist.

Weimar am 3. Nov. 1802. Goethe.

1013.

An Friederike Unzelmann.[2]

Ihr Sohn,[3] liebe kleine Freundin, ist glücklich angekommen, seine Person sowie sein Betragen sind gefällig; auch habe

[1] Goethes bisheriger Hausgenosse.
[2] Bd. IV, S. 208.
[3] Carl Unzelmann, geb. 1786.

ich ihm schon einiges lesen lassen, und er hat sich aus den verschiedenen Aufgaben recht gut herausgezogen. Auf dem Theater[1] hoffe ich, soll er bald zu Hause seyn und unser Wunsch in Erfüllung gehen, wenn er sich nur gehörig applicirt.

An den Professor Kästner,[2] der Ihnen selbst schreiben wird, lasse ich monatlich 24 rthlr auszahlen; davon gehen ab 19 rthlr 8 gr für Kost, Logis pp und die überbleibenden 4 rthlr 16 gr sind zu Musik- und andern Stunden bestimmt. Sie geben, wie ich höre, dem Knaben noch ein ansehnliches Taschengeld, wovon er, wenn er wirthschaften lernt, manches bestreiten kann; auch sorgen Sie für Kleidung pp. Möge er Ihnen das alles durch seine Fortschritte lohnen!

Wegen der vierteljährigen 50 rthlr schicke ich gelegentlich eine Anweisung. Gegen Weihnachten hören Sie mehr von mir. Wie sehr werde ich mich freuen, wenn der Knabe sich dergestalt ausbildet, um einigermaßen neben seiner Mutter erscheinen zu können.

Leben Sie recht wohl und meiner eingedenck. Gegen Neu Jahr hören Sie wieder von mir.

W. d. 10. Nov. 1802.

Goethe.

1014.

An die Mitglieder der Hofkapelle.

Fürstl. Hof-Theater Commission hat, mit äußerstem Mißfallen, vernommen, daß die Glieder der ihr untergeordneten Fürstl. Hofkapelle sich unterfangen, vor einigen Tagen, eine

---

[1] Er trat zuerst am 29. November als „Görge“ in Walls „Die beiden Billets“ auf, vergl. Brief 1017.

[2] Gymnasialprofessor Joh. Fr. Kästner.

Versammlung in dem Comödienhause zu verabreden. Dieser ungebührliche Schritt wird denselben hiermit nachdrücklich verwiesen und dergleichen gesetzwidrige Zusammenkünfte, so wie jede von sämmtlichen Mitgliedern etwa zu unterzeichnende oder in ihrem Nahmen zu überreichende Vorstellung, alles Ernstes, unter Androhung mißliebiger Verfügungen, ausdrücklich, untersagt; wogegen jedem Einzelnen der bisherige Weg der Registratur, bey fürstl. Hofkanzley, zu Darlegung bescheidner Wünsche, unbenommen bleibt.

Weimar am 15. Nov. 1802.

1015.

An J. H. Voß.

(30. November.)

Durchlaucht der Herzog, der Ihnen, verehrter Mann, gern etwas Angenehmes zum Eintritt in sein Land erzeigte, hat hiervon durch Ertheilung der Schriftsässigkeit ein Merkmal zu geben geglaubt. Ihre Jenaischen Freunde werden das Angenehme, das mit diesem Privilegio verbunden ist, bald erklären. Ich lege die Copie dessen, was an fürstliche Regierung ergangen, hier bei.

Sie erhalten zugleich einige Arbeiten,[1] die gewissermaßen nur durch unmittelbare theatralische Zwecke entschuldigt werden können. Ich würde sie Ihnen nicht vorlegen, wenn ich nicht wünschte Ihre Meynung über unsern zehen- oder eilfsilbigen Jambus näher zu vernehmen.

Wenn ich das Vergnügen habe Sie wieder zu sehen, so erlauben Sie mir wohl über eines und das andere anzufragen

---

[1] „Was wir bringen" und die Uebersetzungen des „Mahomet" und des „Tancred".

und zu Erleichterung meiner Absicht, einige Scenen gegenwärtiger Stücke mit Ihnen durchzugehen. So wie ich überhaupt noch einige andere dramatische Angelegenheiten an Sie zu bringen wünschte.

Möchten Sie doch bei dem endlich eintretenden unfreundlichen Wetter sich recht wohl befinden und meiner freundschaftlich gedenken.

1016.

An den Herzog Karl August.

(Ende November.)

Durchlauchtigster pp.

Ew. pp. haben uns, mittelst Rescripts[1] vom 5ten dieses, zu befehligen gnädigst geruht: über die Bedenklichkeiten, welche der Anstellung des Concertmeisters Destouches bey dem Unterricht des Chori musici alhier entgegen stehen, unterthänigst gutachtlichen Bericht zu erstatten, und wir verfehlen nicht, diesem höchsten Befehle submisseste Folge zu leisten.

Da man, von Seiten fürstl. Theatercommission, ohne Mitwirkung des Chores, die Aufführung der Oper zu leisten nicht im Stande wäre; so hat es ihr freylich wünschenswerth geschienen, wenn ein und dieselbe Person an beyden Orten Einfluß haben könnte.

Wird der künftige musikalische Unterricht, bey hiesigem Gymnasio, dergestalt eingeleitet, daß für ein tüchtiges Fundament gesorgt ist; werden, bey geistlichen Handlungen, solche Stücke aufgeführt, die aus dem wahren Charakter

[1] Veranlaßt durch Herders Einspruch gegen die Heranziehung des Seminar- und Gymnasialchores, der übrigens erfolglos blieb.

einer Kirchenmusik nicht heraus treten; so wird es den jungen Leuten, in der Folge, weder an Geschick noch Geschmack fehlen, diesen Theil ihrer Pflichten zu erfüllen.

Von Seiten des Theaters hat man gegenwärtig schon die Einrichtung getroffen, daß die Proben von 11—12 und Abends von 4 Uhr an gehalten werden; auch wird hierinn zu beyderseitiger Zufriedenheit vollkommene Ordnung bestehen können, wenn der Concertmeister Destouches die dortigen Verhältnisse kennt und seine Incumbenzen zu vereinigen sucht.

Außer allen Zweifel scheint es gesetzt zu seyn, daß schon dadurch viel Zeit und Mühe erspart wird, wenn ein Lehrer mit seinen Schülern etwas unternimmt, die er kennt, die seine Methode gewohnt sind und die er auf mehr als eine Weise zu üben verpflichtet ist.

Was der Concertmeister Destouches [1] bey dem Gymnasio, unbeschadet seines Dienstes bey Hof und Theater, zu leisten gedenkt, ist von demselben in der Beylage verzeichnet worden.

Wie wir nun die deßfallsigen Entschlüsse Ew. Hochfürstl. Durchl. in schuldigster Devotion, so wie die allenfallsige Remuneration desselben, anheim geben; so können wir nicht unbemerkt lassen: daß es bey einer Sache, die so mancherley Seiten hat, und wobey so viel auf persönliche Verhältnisse ankommt, vielleicht räthlich seyn möchte die Einrichtung, nur zum Versuch, auf eine gewisse Zeit zu treffen und von der Erfahrung zu erwarten, in wie fern die concurrirenden und, hie und da, vielleicht streitenden Interessen vereinigt werden könnten.

Die wir pp.

---

[1] Als Nachfolger des verstorbenen Kantors Rempt.

1017.

An Friederike Unzelmann.

Ihr Söhnlein, meine liebe kleine Freundin, ist, wie Sie aus beyliegendem Zettel sehen werden, nunmehr aufgetreten und hat sich dabey als einen wackren Sohn gezeigt. Er besitzt von Natur gar manches, was durch keine Mühe erworben wird, bildet er das aus, und sucht zu überwinden was ihm etwa entgegensteht; so können Sie Freude an ihm erleben.

Nachdem ich sein Talent hie und da versucht hatte, kam ich auf den einfachen Gedanken ihm den Görge in den beyden Billets zu geben, den soll er nun auch im Stammbaum[1] und im Bürgergeneral machen, wobey manches zu lernen ist. Das erstemal übereilte er die Rolle zu sehr; weil aber jederman das Stück gleichsam auswendig weiß und er sich sehr dreist, gewandt und artig benahm, auch einige naive Hauptstellen glücklich heraushob; so gewann er sich Gunst und Beyfall, die sich, hoffe ich, nicht vermindern sollen.

Er hat Lust zu dem Bruder des Mädchens von Marienburg[2] bewiesen, eine Rolle die ihm unser Becker abtritt, mit dem er überhaupt in gutem Verhältniß steht, dessen Dauer ich wünsche. Ich werde, ehe er auftritt, jedesmal seine Rolle, es sey auf dem Theater, oder im Zimmer, hören, um zu sehen, wo es hinaus geht. An fortdauernden Erinnerungen, besonders, anfangs, wegen des technischen, soll es nicht fehlen. Übrigens kann man bey seinem Talent dem Glück und der Routine viel überlassen.

Bey einer Theaterdirecktion ist, wie Sie wissen, wenig Freude und Trost zu erleben, indessen hoffe und wünsche ich, daß er mir die Zufriedenheit, die ich mir, in der Folge, von ihm verspreche, nicht verkümmern werde.

---

[1] Schauspiel in fünf Akten von Kratter.

[2] Schauspiel von Kratter, bearbeitet von Vulpius.

Gegen Weihnachten will ich, mit seinem Hausvater, dem Professor Kästner, ein ausführliches Gespräch halten, der bis dahin schon mehr Gelegenheit hat ihn kennen zu lernen.

Theilen Sie meinen Brief Ihrem werthen Gatten, nebst vielen Empfehlungen, mit. Jedermann will den Vater in diesem Sprößling sehen, möge er doch bey uns recht wohl gedeihen!

Ich drücke Ihnen die Hand und küsse Ihre freundlichen Augen. W. d. 2. Dez. 1802. Goethe.

1018.

An Zelter.

Wenn ich in diesen trüben Tagen an erheiternde Gegenstände dachte; so erinnerte ich mich öfters Ihrer vorjährigen erfreulichen Gegenwart. Die Hoffnung Sie bald wieder zu sehen ist gering, und doch ist mein Wunsch daß immer ein Faden zwischen uns fortgesponnen werde.

Nehmen Sie also den Grafen und die Zwerge,[1] die sich hier produciren, freundlich auf, die erst jetzt, wie mich dünkt, Art und Geschick haben. Hegen Sie diese muntern Wundergeburten im treuen musikalischen Sinne und erheitern Sich und uns einige Winterabende. Nur lassen Sie das Gedicht nicht aus den Händen, ja, wenn es möglich ist, halten Sie es geheim.

Mein ganzes Hauswesen denkt Ihrer mit Anhänglichkeit und Liebe.

Weimar am 6. Dec. 1802.

Goethe.

[1] Die Ballade erhielt später den Titel „Hochzeitlied" („Wir singen und sagen vom Grafen so gern").

1019.

An Schiller.[1]

(16. December.)

Herzlich dancke ich für den freundschaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen ist bey uns glücklich angekommen. Biß jetzt geht alles gut. Die Kleine[2] wird sich Ihres Andenckens recht erfreuen. G.

1020.

An Schiller.

Bey uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper[3] anmerckten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen[4] und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfielt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils.

Heute Abend hoffe ich doch zu kommen um die Lücken meines Wesens durch die Gegenwart der Freunde auszufüllen.

d. 19. Dez. 1802. G.

1021.

An Genast und Becker.[5]

Die bey dem hiesigen Theater von Zeit zu Zeit bemerkten Mängel und Nachlässigkeiten hat Fürstl. Commission bisher

---

[1] Der erste Brief, der die Adresse trägt „Herrn Hofrat v. Schiller“; am 16. November war das Adelsdiplom aus Wien in Weimar eingetroffen.

[2] Christiane.

[3] „Camilla“ von Paer.

[4] Das Kind starb bereits am 21. Dezember.

[5] Die beiden „Wöchner“.

deshalb stillschweigend übergangen, weil bey den Mitgliedern überhaupt ein so vorzüglicher guter Wille und ein schätzbares Anstrengen herrschend ist.

Da aber leider zuletzt manche Unregelmäßigkeiten wiederholt, ja sogar öffentlich, vorgekommen, so sieht man sich genöthigt, nachstehendes zu verordnen:

Sollte ein Mitglied ohne Urlaub verreisen; eine Probe gänzlich versäumen, oder besonders bey Hauptproben aufzutreten verweilen; bey der Aufführung aus irgend einer Scene völlig wegbleiben, oder sein Auftreten verspäten; sollte anderes Unziemliche als Lärm in den Garderoben oder auf dem Theater vorkommen: so wird solches mit genauer Bemerkung der Umstände bey dem Rapport folgenden Tages angezeigt, damit nach Befinden der Umstände die desfallsige Zurechtweisung und Ahndung vor Ende der Woche ungesäumt verfügt werden könne.

Weimar den 3. Jänner 1803.

Commissio.

1022.

An Johann Jakob Willemer.[1]

Weimar, den 24. Januar 1803.

Indem ich das kleine artige Stück, als bey uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unsern alten freundschaftlichen Verhältnissen, für Pflicht, die näheren Ursachen anzugeben:

---

[1] Geheimrat J. J. Willemer in Frankfurt, der spätere Gatte Mariannens. Vorstehenden Brief hat Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ 1·03 wiedergegeben. Er bemerkt von Willemers Stück: ... „ein kleines Lustspiel mit dem Titel: Der Schädelkenner, die respektablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend.“

Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, alles, was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil die Akademie Jena in unserer Nähe ist und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann theils für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er, im Vorbeygehen, sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt.[1] Darin sind wir auch keinesweges pedantisch; aber wir haben sorgfältig bisher alles, was sich in einiger Breite auf philosophische oder litterarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch, so wenig als der Lavaterischen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter Preis geben, besonders da wir fürchten müßten, manchen unserer achtenswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Haben Sie übrigens Dank daß Sie bey dieser Gelegenheit sich meiner erinnern wollen und erhalten mir auch künftighin ein freundschaftliches Andenken.

1023.

An W. v. Humboldt.

Wenn der Januar nicht vorbey gehen soll, ohne daß ich einen Brief an Sie abschicke, so muß ich mich, aus dem

[1] Wie Goethe zu Beginn des 10. Auftrittes von „Was wir bringen". („Das scheint mir ein Physiognomist zu sein" ꝛc.)

Stegreife, einen Abend, da alles in der Comödie ist, entschließen zu dictiren, ohne daß ich eben weiß was ich zu sagen habe. Denn was könnte ich Ihnen sagen, da Sie im Genuß alles dessen sind[1] über dessen Entbehren ich zeitlebens nicht zur Ruhe komme. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht beym Anblick des großen Prospects von Rom, oder irgend einer andern Charte, besonders da mein Knabe jetzt römische Antiquitäten studirt, halb unzufrieden ausrufe: Diesen Weg können nun die Freunde machen, wenn es ihnen beliebt! Sie gehen um die Colossen auf Monte Cavallo, die ich nur noch wenige Minuten in meinem Leben zu sehen wünschte, ganz bequem herum und von da hängt es blos von ihnen ab, sich zu andern köstlichen Gastmahlen hinzubewegen, indeß wir arme Nordländer von den Brosamen leben, die keineswegs vom Tische fallen, sondern die wir uns, noch überdieß, mit Mühe, Zeit und Kosten zu verschaffen haben. Damit Sie aber geneigt werden, mir zu jeder Stunde auch nur das Augenblicklichste Ihres Zustandes zu melden; so will ich, ohne Bedenken, ob das was ich schreibe auch werth sey eine so große Reise zu machen, hiermit folgendes erzählen.

Eine Indisposition, die mich übrigens an einer leidlichen Stubenexistenz nicht hindert, hält mich, seit dem Anfange dieses Jahrs, zu Hause, hier sind die 1400 Mionnetischen Schwefelpasten antiker Münzen,[2] für die Anschauung ein großer Gewinn. Ich habe sie so lange angesehen und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder Hülfe bedurfte, dann nahm ich Eckhels[3] fürtreffliches Werk vor, und freute mich an der breiten Erfahrung, an dem schön geordneten

[1] Humboldt befand sich in Rom.
[2] Sammlung des Numismatikers Th. Edmond Mionnet (1770—1842).
[3] Numismatiker Jos. Hilarius v. Eckhel (1737—98).

Vortrag, an der großen Redlichkeit zum Geschäft und der daraus herfließenden durchgängigen Treue.

Wie angenehm ist mirs, keinen Widerspruch mit meinen eignen Ansichten und zugleich das ganze historische Bedürfniß so kräftig und zweckmäßig dargestellt zu finden.

Hierzu tritt noch Meyer mit seinem scharfen Blick in die Unterscheidungszeichen der Kunstepochen, dadurch denn eine schöne Unterhaltung bewirckt wird.

So sieht es also von dieser Seite, wenigstens im kleinen Format, noch ziemlich leidlich aus! Ferner sind mir einige eigenhändige Radirungen trefflicher Meister, diese Tage, zugekommen, wodurch ich in die Eigenthümlichkeit ihres Naturells und ihrer Studien ganz erfreuliche Blicke werfen konnte, so wie die Kenntniß des Ganzen doch immer dadurch erhalten und aufgefrischt wird.

Die Stunden, in welchen etwas Productionsähnliches bey mir sich zeigte, habe ich auf die neue Ausgabe meiner Übersetzung des Cellini verwandt, wozu ich, in einem Anhang, einiges hinzufüge, das den Zustand damaliger Zeit und Kunst einigermaßen näher bringen soll. Wenn Sie es künftig einmal in Rom lesen, so haben Sie Nachsicht! Es sind mehr Nachklänge als daß es der Ton selbst wäre.

Schiller wird wohl selbst schreiben. Ich habe ihn in mehrern Tagen nicht gesehen, er hält sich auch zu Hause, um eine Arbeit[1] zu vollenden, die er sehr glücklich angefangen hat.

Meyer hat sich in diesen Tagen verheirathet und ist, wie billig, in seiner eignen Häuslichkeit geschäftig.

So haben Sie also, von einem ziemlich einsamen Freund aus Norden, wo es seit länger als vierzehn Tagen, ohne Schnee, sehr heiter kalt ist, die ersten Nachrichten. Ich werde fortfahren, gegen Ende jedes Monats Ihnen ein Blatt

---

[1] „Braut von Messina".

solcher Confessionen zu schicken und bitte mir das Gleiche aus. Ich weiß von Alters her, daß man entfernten Freunden gar nicht schreibt, wenn man darauf warten will, bis man ihnen etwas zu schreiben hat. Daß ich Ihnen beyden[1] für die Nachrichten von Florenz und für alle freundliche Erinnerung von Herzen danke, versteht sich. Können Sie mir, da Sie wissen was mich freut, gelegentlich etwas schicken, so werden Sie mich sehr verbinden. Bezeichnen Sie mir nur, ohne Umstände, Ihren Geschäftsträger, dem ich die Auslagen sogleich erstatten kann. Vielleicht nimmt Fernow[2] was mit? Denn man wünscht doch immer wieder, durch etwas Gutes, neu gereizt zu werden. Bey meiner Durchreise durch Kassel bemerkte ich einen sehr schönen Kopf in Marmor, einer wahrhaften Venus Urania, davon ich jetzt einen Abguß besitze; leider ist das Original beschädigt und der Abguß ungeschickt geformt. Und doch macht er mir große Freude. Wie glücklich sind Sie, in der Nähe so mancher unschätzbaren Originale zu wohnen. Küssen Sie der Minerva Iustiniani doch ja von mir die Hand.

Wie es jetzt in Rom mit den sogenannten Ciceronen, mit den Künstlern und dem Kunsthandel aussieht, schreiben Sie mir doch ja und gedenken Sie mein auf allen sieben Bergen, so wie im Tiberthal, von Ponte Molle bis nach St. Paul fuor de mura, und über alles erhalten Sie sich gesund.

W. d. 27. Jan. 1803.

Bisher habe ich mich mit den beyden Freunden besprochen, das fernere soll an die liebe Frau besonders gerichtet seyn.

Sie haben mir, durch den Bericht über die Gemählde in Spanien, einen Schatz hinterlassen, für den ich Ihnen

---

[1] Humboldt und seine Gattin Caroline.

[2] Vergl. Bd. IV, S. 141.

nicht genugsam danken kann. Er wird oft genug consultirt, wenn die Rede davon ist, wohin manches bedeutende Gemählde gekommen sey. Nun werden Sie aber auch mancherley Fragen nicht entgehen, die ich aus Rom von Ihnen beantwortet wünschte.

Zuvörderst wollte ich Sie bitten mir von den lebenden Künstlern einige Nachricht zu geben, und zwar vor allen Dingen von den deutschen. Wer daselbst übrig geblieben, oder neuerlich hingekommen? wie es mit ihrer Persönlichkeit steht und ihren Arbeiten, was sie am besten machen, was sie fertig haben, was sie sich für ihre Arbeiten, wenn man sie bestellte, bezahlen lassen? Besonders wie es mit Reinhardt[1] ist. Sehen Sie sich doch auch nach einem Stuttgarder um, der sich auszeichnen muß, dessen Nahmen ich aber vergessen habe.

Ehemals war auf dem Corso ein Kunsthändler, den man den Genuesen hieß, er hatte meist nur alte Sachen. Besteht er noch? und wie siehts in seinem Laden aus?

Ist vielleicht, aus dieser Sündfluth der Revolution, irgend etwas neues der Art entstanden?

Überhaupt thun Sie es ja, daß Sie mir, wenn Humboldt auch nicht Zeit hat, alle Monate schreiben, Sie sollen in gleicher Epoche einen Brief von mir haben, der wenigstens meinen Zustand ausdruckt, andere Freunde und Freundinnen erden wieder, von andern Seiten, die Fäden fortspinnen, ie Sie mit uns verbinden.

Daß Frau von Wolzogen zurückgekommen ist,[2] wissen Sie wohl schon, daß sie aber von ihrer republikanischen Reise als die entschiedenste Tyrannenfeindin zurückgekommen, ist Ihnen vielleicht noch nicht so ganz klar. Ich muß Sie hiervon benachrichtigen, damit es Sie nicht überrascht, wenn

[1] Der Landschaftsmaler Joh. Christian Reinhardt (1761—1847).

[2] Aus Paris, wo sie sich mit ihrem Gatten, der den Erbprinzen dorthin begleitet, aufgehalten hatte.

uns die Verfasserin der Agnes von Lilien nächstens mit einer Charlotte Corday in Erstaunen setzen sollte.

Lassen Sie sich es auch nicht verdrießen, mir von Jahrszeit und Witterung einiges zu melden, man mag doch gar zu gern wissen wie sich der Himmel in fremden Landen aufführt. Bey uns ist nach langer anhaltender trockner Kälte seit gestern die erste Schlittenbahn. Und hiermit meine besten Wünsche für Ihr Wohl.

W. d. 29. Jan. 1803.

1024.

An Zelter.

Ich begreife recht wohl, daß eine Entschließung dazu gehört seinen Kreis zu verlassen und, in dieser Jahreszeit, auswärtige Freunde aufzusuchen. Dießmal aber hat mich Ihr absagender Brief in gar vielfachem Sinne betrübt. Außerdem was wir, für das Allgemeine und Höhere der Kunst, durch Communication, würden gewonnen haben, bin ich noch in dem besondern Fall, daß ich, diesen Winter, mit der Organisation der Oper und des Orchesters mehr für die Zukunft als für den Augenblick beschäftigt bin, wobey ich Ihren Beystand mir als ganz unentbehrlich gedacht habe.

Die Wichtigkeit des alten sprichwörtlichen Rathes: gehe vor die rechte Schmiede! ist mir früh einleuchtend gewesen; aber was hilft die Einsicht, wenn die Schmiede so weit liegt, daß man mit seinem Geschirr sie nicht erreichen kann.

Ich darf daher die Hoffnung Sie zu sehen nicht aufgeben und thue deswegen einen Vorschlag, den Sie freundlich aufnehmen werden.

Wäre es möglich daß Sie mehr oder weniger Zeit fänden einen Ausflug zu uns zu unternehmen; so würde ich,

in meiner gegenwärtigen Lage und in Rücksicht des großen Vortheils den ich für die Anstalten, die mir am Herzen liegen, durch Sie erwarte, mich verpflichtet fühlen Ihnen wenigstens die Kosten der Hin- und Herreise zu erstatten und für Ihren hiesigen Aufenthalt zu sorgen. Wollten Sie alsdann die Beschwerlichkeit der Reise und die Verwendung Ihrer kostbaren Zeit gegen das Vergnügen aufrechnen, das Sie allenfalls bey uns genießen möchten; so blieben wir doch nicht in so hohem Grad Ihre Schuldner und es ließe sich vielleicht eine Leitung treffen, daß wir uns, wo nicht mit Ihrem großen Vortheil, doch wenigstens ohne Ihren ökonomischen Nachtheil, auch künftig öfters sehen könnten.

Bedenken Sie das und sagen mir Ihre Gedanken über diesen Vorschlag, auf den ich um so eher eine günstige Antwort hoffe, als Sie wegen der Zeit keineswegs genirt sind, und binnen hier und Pfingsten Ihre Ankunft uns jeden Tag willkommen seyn würde.

Noch steht Ihr Zimmer ruhig und bereit Sie zu empfangen.

Alle Freunde gedenken Ihrer mit Enthusiasmus, welcher durch die gestern erst wieder aufgeführten neuen Compositionen des Reiterliedes[1] und der Zwerge[2] aufs neue angefacht worden. Schiller dankt sehr lebhaft.

Es ist ein neuer Tenor[3] bey uns angelangt, der eine sehr schöne Stimme hat, aber in jedem Sinne noviz ist. Was würde ihm und uns ein Wink seyn, auf welche Weise er sich weiter zu bilden hätte. Ich nenne nur dieses einzige Glied aus der Kette der Verbindlichkeiten die wir Ihnen schuldig zu werden wünschten.

---

[1] In „Wallensteins Lager“.
[2] Goethes „Hochzeitslied“.
[3] Brand.

Daß die Verbesserung unsers Theaters und besonders der Musik, in Rücksicht der Vermählung unseres Erbprinzen,[1] und der in dem letzten Viertel des gegenwärtigen Jahres nothwendigen Feste u. s. w. ein ernsthaftes Geschäft sey, brauche ich nicht zu sagen, so wie ich meine gethane Vorschläge und Bitten nicht wiederhole.

Die verlangte, sehr liebenswürdige Composition liegt bey.

Wenn Sie die von Herder ehemals herausgegebenen Volkslieder durchlaufen, so wie seine zerstreuten Blätter, finden Sie gewiß manches was Sie anspricht. Ich wünsche sehr, daß, in meinen kleinen Conzerten, jener Freund sich über sich selbst verwundere, wenn er seine Arbeiten durch Ihr Organ wieder vernimmt.

Sagen Sie mir doch ein gründliches Wort wie Sie Madame Mara[2] gefunden?

Leben Sie recht wohl und lassen mir bald ein erfreuliches Wort hören.

W. d. 10. März 1803. Goethe.

1025.*

An W. v. Humboldt.

(14. März.)

Der Februar ist vorbeygegangen, ohne daß ich einen Brief an Sie abgelassen hätte. Mein Anhang zum Cellini und dessen schließliche Redaction hat mir noch viel zu schaffen gemacht. Einige Parthieen davon, hoffe ich, sollen Sie mit Vergnügen lesen. Diese Arbeit wäre ich nun los, und gleich rückt schon wieder manches andere an.

---

[1] Erbprinz Carl Friedrich, der sich in Begleitung Wolzogens im Juli nach Petersburg begab, wo die Verlobung mit der Großfürstin Maria Paulowna stattfand. Die Vermählung, die hier schon als etwas Bestimmtes behandelt wird, erfolgte erst 1804.

[2] Die große Sängerin Gertrud Elisabeth Mara (1749—1833).

Doctor Chladni[1] war vor einiger Zeit hier. Durch ein abermals neuerfundnes Instrument introducirt er sich bey der Welt und macht sich seine Reise bezahlt; denn bey seinen übrigen Verdiensten um die Akustik könnte er zu Hause sitzen, lange weilen und darben. In einem Quartbande[2] hat er diesen Theil der Physik recht brav, vollständig und gut geordnet abgehandelt. Wenn man sich nach einem höhern Standpunkte umsieht, wo das Hören, mit seinen Bedingungen, als ein Zweig einer lebendigen Organisation erschiene; so ist es jetzt eher möglich dahin zu gelangen, weil eine solche Vorarbeit gemacht ist, die dann freylich, von den Nachfolgern, noch tüchtig durchgeknetet werden muß.

Die von ihm entdeckten Figuren, welche auf einer, mit dem Fiedelbogen, gestrichnen Glastafel entstehen, hab ich die Zeit auch wieder versucht. Es läßt sich daran sehr hübsch anschaulich machen, was das einfachste Gegebene, unter wenig veränderten Bedingungen, für manchfaltige Erscheinungen hervorbringe.

Nach meiner Einsicht liegt kein ander Geheimniß hinter diesen wirklich sehr auffallenden Phänomenen.

Für das Gehör, im höhern Sinne, hat indessen auch unser wackrer Zelter gesorgt, der durch Compositionen einiger Lieder, von Schiller und mir, unsre Winterstunden sehr erheitert hat. Er trifft den Charakter eines solchen, in gleichen Strophen, wiederkehrenden Ganzen trefflich, so daß es in jedem einzelnen Theile wieder gefühlet wird, da wo andere, durch ein sogenanntes Durchcomponiren, den Eindruck des Ganzen durch vordringende Einzelnheiten zerstören.

Er hatte uns Hoffnung gemacht diesen Winter zu kommen; ist aber abgehalten worden, wodurch ich, für Genuß, Belehrung und Beyhülfe sehr viel verliere . . .

---

[1] Ernst Florens Fr. Chladni, Physiker (1756—1827) reiste damals mit seinem „Clavicylinder“.

[2] „Lehrbuch der Akustik“.

1026.

An Friederike Unzelmann.

Sie haben mich, liebe kleine Freundin, durch Ihr köstliches Geschenk[1] auf's Angenehmste überrascht, indem Sie mir zugleich einen Beweis Ihrer Neigung und eine musterhafte Arbeit überschicken. Man sieht nicht leicht an Form, Farbe, Vergulbung, Behandlung etwas so Vollendetes.

Daß Sie bei Vorstellung der Iphigenia[2] eine satte Farbe an der Kleidung mit gebraucht, erfreut mich sehr. Das schreckliche, leere, melancholische Weiß verfolgt uns vom Augenblick des Negligés bis zur höchsten Repräsentation. Man flieht die Farben, weil es so schwer ist, sich ihrer mit Geschmack und Anmuth zu bedienen.

Mit Ihrem Söhnlein[3] werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt; sie fahren gegen alle Scheiben, und es ist schon Glück genug, wenn sie sich nicht die Köpfe einstoßen, ehe sie begreifen lernen, daß nicht alles Durchsichtige durchdringlich ist.

Ich kenne das Pädagogische überhaupt und besonders die Theaterpädagogik gut genug, um zu wissen, daß eigentlich hauptsächlich Alles darauf ankommt, daß der Mensch einsehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewissermaßen schon erlangt, weil zu der Einsicht des Rechten und Nützlichen sich das Wollen sehr geschwind gesellt.

Wir haben in diesem Augenblicke bey unserm Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden versprechen. Stünde ich in einem größeren Verhältniß, so

---

[1] Eine Tasse mit dem Porträt der Künstlerin als Iphigenie.
[2] Berliner Aufführung vom 27. Dezember 1802.
[3] Dem jungen Schauspieler Carl.

müßte ich ihrer funfzig haben; denn was an Einem geschieht, sei es wenig oder viel, geschieht am Andern, und eigentlich ist, wie oben gesagt, die Hauptsache, daß nach und nach die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich selbst erregt werde, eine Operation, die in der Masse viel leichter ist als im Einzelnen.

Solche Reflexionen, die, wie ich merke, beinahe ein pedantisch-rodomontisches Ansehen gewinnen wollen, verzeihen Sie mir gewiß, wenn Sie bedenken, daß ich dadurch nur der Mutter Geduld und Nachsicht empfehlen will, die ich selbst in hohem Grade ausüben mag. Wenn Ihr Karl erst einmal unsern ganzen Theaterkurs durchlaufen hat, mit in Lauchstädt und Rudolstadt gewesen ist, einsehen lernt, daß man, um dauernden Beifall zu gewinnen, etwas über sich selbst vermögen muß, so wird vielleicht geschwind entstehen, was wir wünschen. Bis jetzt habe ich recht gute Hoffnung und sehe, wie billig, über Alles weg, was auf die Mittelzeiten der Bildung hindeutet. Die Hauptfrage ist, ob wir zu den Epochen unserer Zwecke gelangen können? Sie sollen darüber zur rechten Zeit meine aufrichtigen Gesinnungen vernehmen.

Leben Sie recht wohl und fahren fort, meiner mit Neigung zu gedenken.

Weimar, den 14. März 1803. Goethe.

1027.

An v. Hendrich.[1]

Hochwohlgeborner
Insonders Hochzuehrender Herr.

Ew. Hochwohlgeb. ist bekannt, welcher anständigen Ruhe wir uns in dem weimarischen Schauspielhause erfreuen;

[1] Kommandant von Jena.

besonders haben sich die jenaischen Studirenden, seit der veränderten Einrichtung des Saals, musterhaft betragen, indem von denselben weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Mißfallens, selbst nicht eines allzulauten Beyfalls ausgegangen. Um so unerwarteter war es, daß, nach dem Schluß der Braut von Messina, ein, dem Dichter zwar schmeichelhafter, den Verhältnissen aber unangemeßner Dank ausgerufen wurde.[1]

Hätte man diesen Zuruf als reine Ergießung des guten Willens, einer fremden, mit den hiesigen Einrichtungen unbekannten Jugend ansehen können; so ließe sich allenfalls darüber hinausgehen; auffallend mußte es dagegen seyn, daß die Veranlassung zu dieser Acclamation vom Balkon ausgegangen, noch mehr aber, da, von mehrern Seiten, als gewiß angegeben wurde, daß der jüngere Herr Schütz sich einer solchen Übereilung schuldig gemacht.

Ew. Hochwohlgeb. habe ich daher auf besondern Befehl Serenissimi den Auftrag zu ertheilen: daß Dieselben gedachten Doctor Schütz vor sich kommen lassen, um von ihm zu vernehmen, wie er als ein Eingeborner, dem die Sitten des hiesigen Schauspielhauses bekannt seyn mußten, sich eine solche Unregelmäßigkeit habe erlauben können? wobey Sie ihm Serenissimi Mißfallen und eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle, auf das nachdrücklichste, werden zu erkennen geben.

Als Fürstl. zu diesem Geschäft bestellter Commissarius habe ich ferner Ew. Hochwohlgeb. angelegentlich zu ersuchen: bey schicklicher Gelegenheit, die akademische Jugend zu Fort-

[1] Dr. Schütz, der Sohn des Hofrats Prof. Schütz, des Herausgebers der „Litteratur-Zeitung“, hatte nach der ersten Aufführung der „Braut von Messina“ am 19. März einen Vivatruf auf Schiller ausgebracht, in den die Jenaer Studenten und ein großer Teil des Publikums mit eingestimmt hatten.

setzung einer ruhigen Theilnahme am hiesigen Schauspiel, durch diensame Vorstellungen, zu ermahnen.

Bey uns kann kein Zeichen der Ungeduld Statt finden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beyfall nur durch Applaudiren bemerklich machen, kein Schauspieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweytenmal gefordert werden. Alles was den gelaßnen Gang des Ganzen, von Eröffnung des Hauses bis zum Verschluß, auf irgend eine Weise, stören möchte, ist bisher unterblieben und darf auch in der Folge nicht Statt finden.

Wobey ich noch die Bemerkung hinzuzufügen habe, daß die Wache, nach der schon lange bestehenden Einrichtung, höhere, nunmehr wiederholte Ordre hat, jeder ungewöhnlichen Bewegung nachdrücklich zu steuern. Deßwegen die Vorsteher eines, ohnehin dornenreichen Geschäftes, nichts lebhafter wünschen müssen, als daß ein, durch Geist, Mühe, Sorgfalt und Aufwand vorbereitetes öffentliches Vergnügen nicht in die unangenehmsten Ereignisse und Weiterungen übergehen möge.

Der ich in Erwartung baldiger Nachricht des Ausgerichteten mich mit besonderer Hochachtung unterzeichne.

Weimar am 21. März 1803.

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Zugleich erhalten Ew. Hochwohlgeb. den Auftrag, im Nahmen Serenissimi, Herrn Hofrath Schütz zu erkennen zu geben: Höchstdieselben hätten sich von ihm versprochen, daß sein Sohn besser gezogen seyn würde.

Weimar am 21. März 1803.

J. W. v. Goethe.

1028.

An Henriette Caroline Friederike Jagemann.

Weimar, 3. April 1803.

Indem ich anfrage, wie Sie auf Ihre gestrigen Reisen aus Leidenschaft geschlafen haben, lassen Sie mich Ihnen für die schönen Bemühungen danken, womit Sie meine Bilder ins Leben geführt.[1]

So wenig Stimmen auch noch zu mir erschallen, so scheinen doch alle sich zu Ihrem Lobe zu vereinigen, wozu ich Ihnen und mir Glück wünsche. In Hoffnung Sie bald wiederzusehn.

1029.*

An Marianne v. Eybenberg.

Schon einige Wochen, in denen ich wieder, mit Ihrer guten Chokolade, ein erwünschtes Frühstück nehme, fühlte ich mich verpflichtet, Ihnen zu danken, und nun kommt gar Ihr lieber Brief dazu, der mich auf's Neue an diese angenehme Pflicht erinnert.

Sie haben — daß ich Sie doch auch einmal ganz direct lobe — unter so vielen liebenswürdigen Eigenschaften die besondere, daß Sie die kleinen, grillenhaften Wünsche Ihrer Freunde für etwas halten, und, um sie zu befriedigen, sich eine gefällige Mühe geben mögen. Sie wissen vielleicht selbst nicht, daß diese Eigenschaft so selten ist. Man liebt seine Freunde, man schätzt sie, man mag ihnen gern einmal

---

[1] Die Künstlerin hatte am Abend vorher in der ersten Aufführung der „Natürlichen Tochter“ die Eugenie gespielt.

einen derben Dienst, auch mit einiger Aufopferung, erzeigen, aber einem flüchtigen Geschmacke, einem launigen Einfalle, irgend einer Grille genug zu thun sind wir, ich weiß nicht, zu bequem, zu nachlässig, zu trocken, zu falsch-vornehm, und bedenken nicht, daß eben diese wunderlich scheinenden Gelüste, befriedigt, den angenehmsten Genuß geben . . .

Was mich betrifft, so habe ich diesen Winter ziemlich einsam gelebt und unter andern ein etwas sonderbares Stück verfertigt, das, wie Sie aus beyliegendem Zettel sehen, gestern gespielt worden.

Die Rolle der Eugenie ist sehr bedeutend, und Dlle. Jagemann hat sie sehr gut gespielt. Wenn Sie, liebe Freundin, dereinst dieses Stück lesen, sollen Sie beurtheilen, ob dieses „natürliche Töchterchen“ wohl in der Reihe ihrer übrigen weiblichen Geschwister stehen darf. So viel kann ich nur sagen, daß sie sehr jung supponirt ist, und daß ich versucht habe, das weibliche, in die Welt aufblickende Wesen, von kindlicher, ja kindischer Naivetät an bis zum Heroismus durch hunderterley Motive hin und wieder zu führen. Im Ganzen nimmt sich's gut aus, im Einzelnen kann ihm hie und da nachgeholfen werden, da sich's denn wohl auf unserm Theater erhalten möchte. Ob es auf andern Theatern durchgehen wird, mag sich zeigen.

Die Proben und überhaupt das Arrangement dieses Stückes haben mir seit vierzehn Tagen so viel zu schaffen gemacht, daß ich diesen schon längst angefangenen Brief nicht fortbringen konnte, und auch heute würde er wieder liegen bleiben, wenn ich mich nicht kurz und gut entschlöße, hier abzubrechen, Ihnen nochmals für alles Gute und Freundliche zu danken, und mich schönstens zu empfehlen.

Nochmals ein Lebewohl.

Weimar, am 4. April 1803.

Goethe.

1030.

An F. J. Bertuch.

Ew. Wohlgeb.

eine vertrauliche Eröffnung zu thun, werde durch verschiedene Umstände bewogen.

Schon lange sind mir die Mißhelligkeiten, welche, zwischen unsern Jenaischen Lehrern, sich in heftigen Ausbrüchen gezeigt, so wie andern Freunden der Wissenschaft, höchst bedauerlich gewesen, weil offenbar dadurch ein so schönes Institut manchen Schaden erleiden mußte. Leider haben hiezu manche nicht genugsam überdachte Ausdrücke in periodischen Blättern und Schriften die nächste Veranlassung gegeben. Die Übel, welche daraus entstanden, habe ich als Privatmann innig bedauert.

Nun tritt aber ein Umstand ein, der mich, im Geschäftsgange, aufmerksam macht. Die zur Oberaufsicht über das neue botanische Institut im Fürstengarten zu Jena bestellte Commission hat bey der Correspondenz, welche sie wegen Wiederbesetzung der, durch den Tod des Professors Batsch erledigten Stelle geführt, zu bemerken gehabt, daß man gedachtes Institut auswärts verrufen und dadurch Personen, von der Annahme des Rufs, abschrecken wollen.[1]

---

[1] In den „Tag- und Jahresheften“ von 1803 erörtert Goethe eingehend die Fährnisse der Universität Jena — er beginnt seine Erörterung mit den Sätzen: „So wie schon einige Jahre, machte der Zustand von Jena uns auch diesmal gar manche Sorge. Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hiezu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verlockt werden, und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höhern Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreise sich versprechen konnte. Diese großweltischen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im allgemeinen einen Begriff machen will von dem, was um diese Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Akademie sich ereignete.“

Ohne untersuchen zu wollen woher solche Insinuationen gekommen seyn mögen, sieht sich fürstl. Commission veranlaßt besonders die Herrn Redacteurs der allgemeinen Litteraturzeitung[1] auf alles dasjenige aufmerksam zu machen, was ihr sowohl wegen des Instituts selbst als wegen den litterarischen Arbeiten des nunmehr dabey angestellten Professor Schelvers[2] eingesendet werden könnte. Man muß ausdrücklich wünschen, daß nichts unangenehmes, noch verkleinerndes vorkommen möge, damit eine, im Wachsen begriffene Anstalt nicht gehindert noch verletzt werde.

Ew. Wohlgeb. ersuche ich um diese Gefälligkeit im Nahmen fürstl. Commission nicht ohne höheres Mitwissen und bin zu allen Gegendiensten gerne bereit.

Weimar am 13. May 1803.

J. W. v. Goethe.

Nachschrift. Professor Schelver wird zu Einleitung seiner Vorlesungen ein kurzes Programm schreiben, wovon ich eine Anzeige für die Litteraturzeitung einzusenden nicht abgeneigt bin.

G.

1031.

An Graff.

Dem Hofschauspieler Herrn Graff wird hierdurch auf die von ihm gethanen Anträge erwiedert:

Daß Serenissimus gnädigst geruhen ihm eine Pension von 200 rthlr. auf den Fall zusichern zu lassen, wenn der-

---

[1] Der in Bezug auf die Verpflanzung der Zeitung vorbereitete Plan war Goethe noch unbekannt. (Vergl. Brief 1039.)

[2] Friedr. Jos. Schelver (1778—1832).

selbe bey dem hiesigen Theater durch Alter oder Krankheit in den Fall kommen sollte, die Obliegenheiten eines Schauspielers nicht weiter erfüllen zu können.

Daß Höchstdieselben ferner fürstl. Theatercommission erlaubt haben ein Capital von 250 rh. zu garantiren, um Herrn Graff von einzelnen Schuldposten zu befreyen, worauf denn aus gnädigsten Rücksichten eine jährliche Gratification von 100 rh. aus fürstl. Chatoulle erfolgen soll, daß sowohl diese Summe als der bey der Hofcasse bestehende Vorschuß nach und nach getilgt werden könne. Vorausgesetzt daß Herr Graff geneigt sey, über den bis zu Ostern künftigen Jahrs bestehenden Contract, sich noch auf zwey fernere Jahre bis Ostern 1806 bey dem hiesigen Theater zu engagiren.

Welches zu dessen Notiz und weiterer Erklärung demselben hiermit bekannt gemacht wird.

Weimar den 13. May 1803.

1032.

An Schiller.

Mit ein Paar Worten muß ich Ihnen nur sagen: daß es mir dießmal, bis auf einen gewissen Grad, mit der Farbenlehre zu gelingen scheint. Ich stehe hoch genug um mein vergangenes Wesen und Treiben, historisch, als das Schicksal eines Dritten anzusehen. Die naive Unfähigkeit, Ungeschicklichkeit, die passionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang, das alles macht in den Papieren und Acten eine recht interessante Ansicht; aber, unbarmherzig, excerpire ich nur und ordne das auf meinem jetzigen Standpunct Brauchbare, das übrige wird

auf der Stelle verbrannt. Man darf die Schlacken nicht schonen, wenn man endlich das Metall heraus haben will.

Wenn ich das Papier los werde, habe ich alles gewonnen; denn das Hauptübel lag darin, daß ich, ehe ich der Sache gewachsen war, immer wieder einmal schriftlich ansetzte, sie zu behandeln und zu überliefern. Dadurch gewann ich jedesmal! nun aber liegen von Einem Capitel manchmal drey Aufsätze da, wovon der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellt, der zweyte eine bessere Methode hat und besser geschrieben ist, der dritte, auf einem höhern Standpunct, beydes zu vereinigen sucht und doch den Nagel nicht auf den Kopf trifft. Was ist nun mit diesen Versuchen zu thun? sie auszusaugen gehört Muth und Kraft, und Resolution sie zu verbrennen, denn Schade ists immer. Wenn ich fertig bin, in so fern ich fertig werden kann, so wünsche ich mir sie gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen und ich komme nicht zum Ziel, wenn ich sie nicht vertilge.

Und so viel von meinen Freuden und Leiden. Schreiben Sie mir auch bald was, wie es Ihnen geht.

Herrmann und sein Gefolge[1] hat sich also schlecht exhibirt. Das Goldene Zeitalter hat seine Nachkömmlinge nicht sonderlich versorgt.

Leben Sie recht wohl.

Jena d. 22. Mai 1803. G.

---

[1] Gemeint ist Klopstocks „Hermanns-Schlacht". Ein Bardiet für die Schaubühne (1769), vielleicht auch „Hermann und die Fürsten" (1784) und „Hermanns Tod" (1787). Schiller hatte am 20. Mai an Goethe berichtet:

„Die Hermannsschlacht habe ich gelesen, und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist. Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührende Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indigniert wird."

1033.

An Christiane Vulpius.

Mit dem schlechten Wetter müßt Ihr freylich Geduld haben und sehen wie ihr euch in Sälen und sonst unterhaltet, dagegen kann es bald recht schön werden und ich sehe gern wenn du solange dort bleibst[1] als dir's gefällt. Im Hause vermissen wir dich sehr und Ernestine[2] wird für Sorgen schon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüß, oder sonst was zukaufen, weil das Ausgesetzte nicht reichen will. Das ist aber eigentlich ein Spas und August ist sehr thätig bey dieser Gelegenheit. Er wird dir selbst schreiben. Wir kommen fast nicht voneinander und er ist gar unterhaltend und artig. Nach Lauchstedt möchte er gar zu gern. Vor Allem will ich Schillers Reise abwarten und dann auch an die meinige dencken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke[3] und will sehen wie weit ich komme. Fahre nur fort mir täglich zu schreiben, wenn es auch nur wenig ist. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen wie du deine Zeit hinbringst. Lebe wohl und gedencke mein. Ich liebe dich herzlich.

W. d. 21. Jun. 1803. G.

1034.

An Christiane Vulpius.

Du bist recht lieb und gut daß du so viel schreibst, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen auch im Einzelnen zu wissen wie dir's geht. Bleibe nur in

[1] Christiane war seit Mitte Juni in Lauchstädt.
[2] Christianens Schwester.
[3] Nicht festzustellen.

Lauchstädt solange du Lust hast, auf alle Fälle sehe ich gern wenn du dich den ganzen Monat Juli dort aufhältst, denn ich habe eine wichtige Arbeit[1] vorgenommen, wobey mir die Einsamkeit wohlthut, ob ich mich gleich oft genug nach dir sehne. Bin ich damit zu Stande, so komme ich dich abzuholen, das mir auch gut seyn wird.

Im Hause läßt sich's auch besser an, und da der Herzog wieder hier ist werde ich öfter nach Hofe geladen, manchmal bin ich in Tiefurth und da ich öfters reite, so vermisse ich die Pferde auch nicht. Sey also nur froh und ausser Sorgen.

August hält sich sehr brav und bleibt gern bey mir, auch gehen wir oft zusammen spazieren.

Der guten Mutter ist eine große Freude begegnet wie du aus beyliegendem[2] Blat sehn kannst. Zeige das Blat niemand ob du gleich das allgemeine der Geschichte erzählen kannst.

---

[1] „Farbenlehre".

[2] Es war der Brief der Frau Rat vom 24. Juni, in dem es heißt: „Die große Freude die mir am Sontag den 19ten Juni zu theil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten dir zu verschweigen also vernim was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Willhelmsbaad — die Königin äußerte daß Sie die Räthin Goethe sehen und sprechen müßte — und daß demnach Anstalten getrofen werden mögten mich hinzubringen — die Gräffin von Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestätt demnach zu wißen thun, und kamen um 2 Uhr Mittags mich in einem schönen Wagen bespant mit 4 raschen Pferden abzuholen. 4½ Uhr waren wir im Willhelms Baad — ich wurde in ein schönes Zimer geführt da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute Sich hertzlich mich zu sehen presentirte mich an Dero 3 Schwestern die Herzogin von Hillburghaußen — Erbprintzses von Turn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten Sich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Haußes und der gleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimt war wer kam da dazu?? Unser Hertzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich — o! wie viel liebes und gutes hat Er von dir gesagt — ich dancke Ihm mit gerührtem Hertzen vor die Gnade die Er dir in der letzten fatalen Kranckheit erwißen — Er sagte (auch sehr gerührt) das hat Er auch an mir gethan — schon 30 Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander. Ich war so aufgespant daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließe mich die Königin in ein anders Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schranck und brachte ein kostbahres goldenes Halsgeschmeide und nnn erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit Ihren eigenen Händen — biß zu Thränen gerührt — konte ich nur schlecht dancken."

August grüßt. Er hat das Heumachen besorgt, gehauen ist es und wird, bey dem schönen Wetter, auch wohl glücklich hereinkommen. Lebe tausendmal wohl.

W. d. 28. Jun. 1803. G.

1035.

An Christiane Vulpius.

Gestern habe ich deinen Brief erhalten der mir viel Vergnügen macht. Fahre ia so fort mir täglich zu schreiben was dir begegnet, wir lesen alsdann zusammen das Tagebuch[1] und manches fällt dir dabey wieder ein. Ich will versuchen diesen Brief auf der Post zu schicken und bin neugierig wann er in deine Hände kommt.

Mit den Äugelchen geht es, mercke ich, ein wenig starck, nimm dich nur in Acht daß keine Augen daraus werden. Nach deiner Beschreibung muß es jetzt sehr artig in Lauchstedt seyn und da du leicht in die Nachbarschaft fahren kannst; so giebt es doch auch Abwechslung genug. Genieße das alles mit frohem Herzen. Mit der Geldzahlung habe ich gar keine Plage, es geschieht nur in meiner Gegenwart, Berechnung und alles machen übrigens Stichling[2] und Kirchner.[3]

Seit einigen Tagen bin ich in Jena, wo auch die Sachen ganz gut gehen. Geh. Rath Hufeland[4] von Berlin ist hier, da sind Abends große Thees und dergleichen.

Meine Arbeiten rücken vor und ich dencke Sonnabend wieder hinüber zu gehen, und mit dem nächsten Boten hörst du mehr von mir.

---

[1] Christiane hat aus Lauchstädt nach Angabe der Sophien-Ausgabe 81 Quartseiten Briefe an Goethe geschrieben, also wohl eine Art Tagebuch.

[2] Weimarer Rat.

[3] Hofadvokat in Weimar.

[4] Christoph Wilh. v. Hufeland (1762—1836), der berühmte Arzt, Verfasser der Makrobiotik.

Wie sehr von Herzen ich dich liebe fühle ich erst recht, da ich mich an deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann.

Durch Ludekus und Dem. Probst hast du wieder einigen Wein erhalten. Bey nächster Gelegenheit will ich sehen dir noch etwas hinzuschaffen.

Grüße Herrn Hofr. Schiller! Ich wünsche daß er sich wie du in Lauchstädt gefalle und lange dort bleibe.

Auch die Silie[1] grüße schönstens. Lebewohl und liebe mich und gedencke mein, wie ich mit Sehnsucht an dich dencke. August ist mit hier und beträgt sich sehr artig.

Jena Donnerstag d. 7. Juli 1803.

Bemercke ja, wenn du diesen Brief erhältst. Möge er dich zur guten Stunde treffen. G.

1036.

An Christiane Vulpius.

Dienstag d. 12ten Jul. 1803.

Erst heut erwarteten wir deinen Brief der uns desto größere Freude machte als er schon gestern Abend unvermuthet ankam. Daß dir alles glücklich von Statten geht freut mich sehr, du verdienst es aber auch, da du dich so klug und zierlich zu betragen weißt. Mache dir wegen der Ausgaben kein Gewissen, ich gebe alles gern und du wirst zeitig genug in die Sorglichkeiten der Haushaltung zurück kehren. Sonnabend d. 16ten werden die Kaufgelder bezahlt, da es denn hinter drein manches zu bedencken und zu besorgen giebt. Aus dieser und andren Ursachen komme ich

---

[1] Schauspielerin Friederike Silie (eigentlich Petersilie), später Gattin von Karl Unzelmann.

nicht nach Lauchstedt, wo ich ohnehin, ausser dir, nichts zu suchen habe.

Dir aber wollte ich rathen nach Dessau zu fahren und etwa Olle Probst mitzunehmen, damit du dort auf eine anständige Weise erschienst. Schlösse sich noch andre Gesellschaft an; so wäre es auch schicklich. Doch das wirst du schon selbst am besten einrichten. Du brauchst vier biß fünf Tage zu dieser Tour, wenn du alles sehen und mit einiger Ruhe genießen willst und so ginge dir der Monat vergnügt hin. Die Kosten mußt du nicht scheuen! Mein einziger Wunsch ist daß du heiter und liebend zurückkommst. Auf deine Erzählungen freu ich mich sehr. Wenn ich es kann möglich machen; so schicke ich dir Gusteln damit du ihn nach Dessau mitnehmen kannst. Übrigens ist er gar artig und hat so auf die Lauchstedter Reise ziemlich Verzicht gethan.

Mittwoch d. 13ten.

Deinen Brief von gestern habe ich heut nach Tische erhalten und freue mich dir immer zu folgen wohin du gehst und aus deinen Nachrichten zu sehen daß es dir recht gut geht.

Seit meiner Rückkunft von Jena greift sich die Köchin besonders an und kocht sehr gut. Die Bohnenstangen sind auch angekommen, die noch fehlten, das war das einzige was im Garten abging und ich wüßte überhaupt nichts was dir Sorge zu machen brauchte.

Donnerstag. spät.

Herr Hofrath[1] ist angekommen und hat mir deinen Brief gebracht. Ich freue mich deiner Freude und schicke dir Gegenwärtiges durch einen lieben Boten.[2]

---

[1] Schiller.

[2] August.

Er wird hoffe ich glücklich bey dir eintreffen und dir sagen wie viel wir an dich gedacht haben. Dem Kutscher habe ich einen Cronenthaler mit gegeben daß er für August unterwegs bezahlen soll, höre was übrig geblieben ist und gieb dem Menschen ein gutes Trinckgeld. Auch erhältst du noch 6 Bouteillen Wein.

Jetzt da du Augusten hast besinne dich nicht lange und fahre auf Dessau und wieder auf Lauchstedt zurück, bleibe noch etliche Tage und komme Ende des Monats wieder; so hast du einen hübschen Genuß gehabt und ich werde mich an deiner Erzählung nachfreuen.

Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann. Lebe wohl. Grüße Silien und dancke ihr für ihren artigen Brief.

Schreibe mir so bald als möglich wieder.

W. d. 14. Jul. 1803. G.

Deine Briefe habe, wie du siehst, sämmtlich erhalten.

Da du mehrere Personen in Lauchstedt findest welche in Dessau gewesen; so erkundige dich nur nach der Art und Weise wie man dort verfährt. Die Trinckgelder in Wörliz, wo man an soviel Gärtner und Castellane zahlen muß, betragen vielleicht einen Carolin. Ein Lohnbedienter macht das gewöhnlich. Du mußt ja alles sehen. Lebe recht wohl und liebe mich.

1037.

An Christiane Vulpius.

Ob ich dir gleich alles gute gönne und dir mit August eine Reise nach Dessau wohl gewünscht hätte; so ist es mir

doch auch sehr angenehm daß du früher zurückkommst;[1] denn freylich fehlst du mir an allen Enden.

Mit der Gutsübergabe[2] ist es recht artig und glatt gegangen. Kirchner (der Cammerkonsulent) hat als Notarius sein Hocuspokus recht ordentlich gemacht, am Schlusse ließ ich etwas Kaltes aufsetzen. Das Geld schaffe ich wieder fort, und, durch eine Verbindung von Umständen, komme ich mit den Intressen sehr leidlich weg. Wenn du zurückkommst wollen wir unsern Haushalt recht schön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen.

Thue mir aber nun die Liebe und übertreib es diese letzte Zeit nicht mit Tanzen und schließe deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß. Grüße August. Ich erwarte dich mit herzlicher Sehnsucht.

W. d. 20. Jul. 1803. G.

1038.

An Zelter.

So oft bin ich Ihnen in Gedanken gefolgt daß ich leider versäumt habe es schriftlich zu thun; heute nur weniges zur Begleitung beyliegenden Blättchens. Ich werde diese Betrachtung fortsetzen und nur, so kurz als möglich, die Hauptpuncte berühren, die Ausführung werden Sie ihm schon selbst geben.

Von Mozarts Biographie[3] habe ich noch nichts weiter gehört, ich werde mich aber darnach, so wie nach ihrem Verfasser erkundigen.

[1] Sie hatte geschrieben, „es sei mit Danzsen und Äugelchen gust genuch“ und sie sei seit einer Woche schon in Gedanken wieder bei Goethe.

[2] Goethe hatte sein Gut zu Oberroßla wieder verkauft.

[3] Zelter hatte ihm von einer Mozart-Biographie Mitteilung gemacht, die zur Hälfte Goethe gewidmet war.

Ihre schöne Königin[1] hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, niemand glücklicher als meine Mutter, ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts erfreulicheres begegnen.

Schreiben Sie mir ja von Zeit zu Zeit und schicken mir doch etwa alle Monate die Comödienzettel. Schreiben Sie mir doch auch etwas von der Aufführung der natürlichen Tochter,[2] nur gerade zu und ohne Rückhalt. Ich habe ohnehin Lust einige Scenen zu verkürzen, welche lang scheinen müssen, selbst wenn sie vortrefflich gespielt werden.

Mögen Sie mir einmal die Pflichten eines Conzertmeisters skizziren? so viel als allenfalls für unser einen zu wissen nöthig ist, um einen solchen Mann einigermaßen zu beurtheilen und allenfalls zu leiten.

Madame Mara hat Dienstag in Lauchstädt gesungen, wie es abgelaufen ist weiß ich noch nicht.

Für die Lieder, die ich durch Herrn von Wolzogen erhalten habe, danke ich zum schönsten, in meinem Nahmen und im Nahmen der Freunde.

An Production war die Zeit nicht zu denken. Nächstens hoffe ich Ihnen die Aushängebogen meiner Lieder zu schicken, mit Bitte sie die erste Zeit geheim zu halten, bis sie im Buchhandel erscheinen. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 28. Jul. 1803.

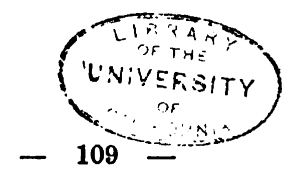
[Beilage.]

Sie haben nunmehr die Braut von Messina gedruckt vor sich und wissen genauer zu schätzen was der Dichter geleistet hat, so wie Sie aus seiner Vorrede erfahren, wie er über die Sache denkt und in wie fern Sie mit ihm übereinstimmen. Ich will, bezüglich auf Ihren Brief, meine

---

[1] Königin Luise (vergl. Anmerkung zu Brief 1031).

[2] In Berlin am 12. Juli zuerst gegeben.





Gedanken über diesen Gegenstand hinwerfen, wir werden ja einander durch wenig Worte verständlich.

In der griechischen Tragödie zeigt sich der Chor in vier Epochen.

In der ersten treten zwischen dem Gesang, in welchem Götter und Helden erhoben, Genealogien, große Thaten, ungeheure Schicksale vor die Phantasie gebracht werden, wen'ge Personen auf und rufen das Vergangene in die Gegenwart. Hievon findet sich ein annäherndes Beyspiel in den Sieben vor Theben, von Aeschylus. Dieses wären also die Anfänge der dramatischen Kunst, der alte Styl.

Die zweyte Epoche zeigt uns die Masse des Chors als mystische Hauptperson des Stücks; wie in den Eumeniden und Bittenden. Hier bin ich geneigt den hohen Styl zu finden. Der Chor ist selbstständig, auf ihm ruht das Interesse, es ist, möchte man sagen, die republikanische Zeit der dramatischen Kunst, die Herrscher und Götter sind nur begleitende Personen.

In der dritten Epoche wird der Chor begleitend, das Interesse wirft sich auf die Familien, und ihre jedesmaligen Glieder und Häupter, mit deren Schicksalen das Schicksal des umgebenden Volkes nur lose verbunden ist. Der Chor ist untergeordnet, und die Figuren der Fürsten und Helden treten, in ihrer abgeschloßnen Herrlichkeit, hervor. Hier möchte ich den schönen Styl finden. Die Stücke des Sophokles stehen auf dieser Stufe. Indem die Menge dem Helden und dem Schicksal nur zusehen muß und, weder gegen die besondere noch allgemeine Natur etwas wirken kann, wirft sie sich auf die Reflexion und übernimmt das Amt eines berufenen und willkommenen Zuschauers.

In der vierten Epoche zieht sich die Handlung immer mehr ins Privatinteresse zurück, der Chor erscheint oft als ein lästiges Herkommen, als ein aufgeerbtes Inventarienstück.

Er wird unnöthig und also, in einem lebendigen poetischen Ganzen, gleich unnütz, lästig und zerstörend, z. B. wenn er Geheimnisse bewahren soll, an denen er kein Interesse hat und dergl. Mehrere Beyspiele finden sich in den Stücken des Euripides, wovon ich Helena und Iphigenie auf Tauris nenne.

Sie sehen hieraus daß man, um sich musikalisch wieder anzuschließen, Versuche aus den zwey ersten Epochen machen müßte, welches durch ganz kurze Oratorien geschehen könnte.

Weimar am 28. Jul. 1803. G.

1039.*

An Zelter.

Weimar d. 29. Aug. 1803.

Ich muß einen Anlauf nehmen um mich der Schuld gegen Sie zu entladen. Es ist die Zeit her so wild und wunderlich bey uns zugegangen, daß ich an das werthеste Abwesende nicht habe denken können...

Fichte hat einen sehr schönen und liebenswürdigen Brief[1] über die Eugenie an Schiller geschrieben. Danken Sie ihm dafür und sagen Sie ihm zugleich daß wir seine Angelegenheit[2] bestens beherzigen. Leider ruhet auf dem, was Advocatenhände berühren, so leicht ein Fluch.

Was sagen Sie zu dem Unternehmen die Litteraturzeitung nach Halle zu verpflanzen.[3] Wir andern, die

---

[1] Fichtes Brief über die „Natürliche Tochter“ ist im Goethe-Jahrbuch XV (1894) abgedruckt. Es heißt darin: „ich halte es für das dermalig höchste Meisterstück des Meisters. Klar wie das Licht, und eben so unergründlich, in jedem seiner Theile lebendig sich zusammenziehend zur absoluten Einheit, zugleich zerfließend in die Unendlichkeit, wie jenes.“

[2] Fichte hatte ersuchen lassen, daß die herzogliche Kammer eine Hypothek von 1100 Thalern, die er auf seinem früheren Hause in Jena hatte, übernehmen möge.

[3] Es sollte die „Litteraturzeitung“ gegen eine preußische Entschädigung von 10000 Thalern mit Schütz nach Halle kommen. Goethe verhandelte erst mit Paulus

wir hinter den Coulissen stehen, können uns nicht genug wundern, daß sich ein königl. preußisches Cabinet, so gut wie jedes andere Publikum, durch Nahmen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum besten haben läßt. Als wenn sich eine solche Anstalt erobern und transportiren ließe, wie der Laokoon, oder ein anderes bewegliches Kunstwerk.

Wir setzen sie eben in Jena immer fort, und da der thätigste Redacteur, Hofrath Eichstädt, bleibt; so geht alles seinen alten Gang. Neue Menschen die beytreten, neue Mittel die man vorbereitet, sollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausschlag geben.

Wollen Sie von den unsrigen seyn so sind Sie bestens dazu eingeladen. Wie schön wär es wenn Sie den Weg der Recension dazu benutzten, um das was über Musik gegenwärtig zu sagen so noth ist, in einer gewissen Ordnung ins Publikum zu bringen.

Ich werde räthlich und thätig bey der Sache mitwirken, Schiller, Voß, Meyer sind geneigt ein gleiches zu thun, und ich hoffe das nächste Jahr soll sich vortheilhaft vor dem gegenwärtigen auszeichnen. Sagen Sie das auch Fichten, welcher gleichfalls eingeladen ist, Schiller wird ihm deßhalb noch umständlicher schreiben.

Wissen Sie uns sonst noch einen tüchtigen Mann, in Berlin, in welchem Fache es sey, dem der alte Sauerteig Schützisch-Bertuchisch-Böttigerischer Schaubrote widersteht; so ziehen Sie ihn mit ins Interesse. Überhaupt können Sie von dieser Sache öffentlich sprechen. Das Privilegium für eine Societät, die gedachte Fortsetzung unternehmen will,

---

und gewann dann Prof. Eichstädt wegen Uebernahme einer „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung“. Die geplante Verlegung der „Litteraturzeitung“ war durch eine gegen die Akademie Jena gerichtete Indiskretion Kotzebues in seinem „Freymüthigen“ vorzeitig bekannt geworden, so daß Goethe mit Erfolg die Jena drohende Gefahr durch rechtzeitige Begründung der neuen Zeitschrift vermindern konnte.

wird eben ausgefertigt und nächstens wird eine vorläufige öffentliche Ankündigung erscheinen, so wie ich auch bald das weitere melde ...

Daß Cellini auf Sie wirken sollte, hoffte ich voraus, denn welch eine Welt kommt nicht aus diesem Werk entgegen. Die Zeit, welche ich auf die Bearbeitung verwendet, gehört unter die glücklichsten meines Lebens und ich werde fortfahren noch manches dafür zu thun. Hat Sie diese Lectüre in einem gewissen Sinne traurig gemacht, wie ich recht gut begreife, so wünsche ich daß der heitere Effect nachkommen möge.

Übrigens fühle ich durchaus mit was Sie im allgemeinen und besondern beklagen. Das beste Lebewohl. G.

1040.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

ist aus unterthänigsten Vorträgen genugsam bekannt, und wird aus beygehendem Actenfascikel das mehrere dargelegt werden können, wie die jenaischen Angelegenheiten überhaupt, besonders aber der Litteraturzeitung sich auf einem sehr guten Wege befinden. Unterzeichnete würden auch die Eichstädtischen förmlichen Vorschläge abgewartet haben, um diese Sache wieder zur Sprache zu bringen, wenn nicht Umstände einträten welche eine Beschleunigung nöthig machen.

Der übelwollende Theil jenaischer emigrirender Professoren benutzt das diesseitige vorsichtige und sachgemäße Stillschweigen, um die Erschütterung, die Furcht vor einem vorgespiegelten Untergang zu vermehren und den Unglauben an eine mögliche Rettung auszubreiten.

Wir halten es unter der Würde, Ew. Durchl. mit einem Detail hiervon zu behelligen, welches jedoch völlig mit den öffentlichen Äußerungen in Einstimmung ist.

Unterzeichnete wagen daher Ew. Durchl. unterthänigst zu bitten: das wegen der Fortsetzung der Litteraturzeitung in Jena beschlossene Privilegium auf das baldigste ausstellen zu lassen und auf die patriotischen Männer zu richten welche, aus eignen Kräften, in diesem gefährlichen Augenblicke ein solches Unternehmen wagen.

Professor Eichstädt könnte als Repräsentant aufgestellt, durch einen Revers vinculirt und das Ganze höherer Leitung vorbehalten werden.

Noch ein Umstand macht diesen unterthänigsten Vortrag dringend. Ew. Durchl. erfreulicher Geburtstag steht bevor, die mineralogische Gesellschaft hält eine große Zusammenkunft im Schlosse, wohlgesinnte akademische und städtische Bürger haben sich, in Vertrauen und Hoffnung, kleine Feste ausgedacht; könnte man auf diesen Tag eine völlige Entscheidung ins Publikum bringen, so sind wir überzeugt daß alles auf einmal ein anderes Ansehen gewinnen und ein neuer Zustand sich herstellen würde.

Wir können nicht bergen daß man fortfährt unter Vorspiegelung eines nahen Untergangs Professoren, Privatdocenten, Repetenten, Studirende, mit Versprechungen zu sollicitiren um, bey der Rathlosigkeit einzelner Menschen, dadurch mehrere, wo nicht zu gewinnen, doch äußerst zu beunruhigen.

Daß bey dieser vorgeschlagenen Eile alles mit größter Vorsicht geschehen und das gegenwärtige, so wie das künftige Beste bedacht werden solle, dürfen diejenigen versichern die sich mit Verehrung unterzeichnen Ew. Durchl.

Weimar am 31. Aug. 1803.

unterthänigste treu gehorsamste
J. W. v. Goethe.
C. G. Voigt.

1041.

An den Herzog Carl August.

Als man, nicht ohne Überlegung, das kühne Wort aussprach: die allgemeine Litteraturzeitung in Jena fortsetzen zu wollen, sah man voraus daß, besonders Anfangs, bey jedem Schritt Hindernisse entstehen würden, die sich einzeln wohl würden überwinden lassen.

Nachdem nun schon manches in kurzer Zeit beseitigt und eingeleitet ist; so tritt gleich eine Hauptfrage ein, mit welchen bedeutenden Männern man sich verbinden, wen man zur Theilnahme einladen wolle?

Es sey mir erlaubt von zwey derselben zunächst zu sprechen.

Der Präsident Herder ist durch seine Schriften, seinen Stand, seine Persönlichkeit in großem Ansehen durch ganz Deutschland. Ihn, der sich aus mancherley Ursachen und auf mancherley Weise zurückgezogen, glaubt man für das neue Institut gewinnen zu können, wenn Serenissimus die Gnade hätten die bisher verweigerte Anerkennung[1] bey seiner Rückkunft, aus dem Bade, zu gewähren. Unterzeichneter würde dadurch Gelegenheit erhalten ein, vor kurzem, wieder angeknüpftes altes freundschaftliches Verhältniß zu beleben und ihn mit dem neuen Institute zu befreunden.

Doctor Paulus[2] ist der zweyte den man der Akademie und besonders auch dem Institut zu erhalten wünscht. Der Akademie, weil, nach seinem und Griesbachs Abgang, die Theologische Facultät selbst mit großen Kosten kaum wieder zu restauriren wäre; dem Institut, an dem er bisher den thätigsten Antheil genommen, indem er, bey seinen großen

---

[1] Des Herder von dem Kurfürsten von Bayern 1801 verliehenen Adels (vergl. Brief 1044).

[2] H. E. Paulus, Professor der Theologie.

Einsichten in den alten und neuen Orient, eine sehr große Breite der Litteratur beherrscht und glücklich beurtheilt.

Sein, von allen Seiten her, als unaufhaltsam geschilderter Abgang scheint mir noch zu hintertreiben, wenn Serenissimus geneigt wären, auf irgend eine Weise, ihm Fürsorge und Wohlwollen zu bezeigen.

Hofrath von Schiller, der mit ihm in sehr gutem Verhältnisse steht, könnte deßhalb einen unpräjudicirlichen Versuch machen.

In der gegenwärtigen Lage bleibt nichts übrig als die Akademie und Zubehör von allen Seiten zu bedenken, und sowohl die wissenschaftlichen als Landesherrlichen Kräfte sämmtlich aufzubieten. Ich sehe ein Vierteljahr von Mühe, Sorge, Verdruß und Gefahren vor mir, welche alle unnütz überstanden würden, wenn nicht, von oben herein, die Hebel der Gaben, der Gunst, der Gnade, der Theilnahme gleichfalls angelegt würden.

Weimar am 1. Sept. 1803.

J. W. v. Goethe.

1042.

An Sabine Wolff geb. Schropp.[1]

Madame!

Es hat sich vor einiger Zeit ein junger Mann bey mir gemeldet und den Wunsch geäußert auf unserm Theater angestellt zu seyn. Bey einer genauen Prüfung fand ich daß er nicht ohne Anlage sey und als ich mich näher nach seinen Lebens- und Familienumständen erkundigte, erfuhr ich dieselben besonders durch Ihren mütterlichen Brief vom 12. Aug. wodurch ich bewogen werde gegenwärtiges an Sie zu erlassen.

[1] Die Mutter von Pius Alexander Wolff (1782—1828).

Der Schauspieler befindet sich bey uns keineswegs in der Lage wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch andern wünschenswerthen Verhältnissen ausgeschlossen; so wie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet irgend eine bürgerliche Stelle zu bekleiden. Es kommt alles darauf an was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beym Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß.

In solchen und andern Rücksichten habe ich, nach wiederholtem Gespräch und vielfacher Überlegung, Herrn Wolf nicht abrathen können die Bühne zu betreten. Wird er sich einige Jahre, durch Fleiß, Betragen und Wirthschaftlichkeit, auszeichnen; so ist voraus zu sehen daß er, unter Begünstigung glücklicher Umstände, seiner Natur gemäß, ein zufriednes Leben führen werde.

Stille sowohl als brausende Leidenschaften, welche dem Menschen die Tage verbittern, sind in allen Ständen rege, wie Sie selbst in Ihrer Familie erfahren. Aber glücklicherweise kann man sich auch in jedem Stande sittlich bearbeiten und bilden.

Gönnen Sie Ihrem Sohn fortan Ihre mütterliche Liebe und den Beystand, dessen er in der ersten Zeit noch bedarf, bis er sich, durch sein gesteigertes Talent, in eine bequemere Lage versetzen kann.

Ich wünsche daß Sie sich durch diese Betrachtungen beruhigt fühlen, um so mehr als ich versichern kann daß es nur von dem Betragen des jungen Mannes abhängen wird, bey uns in gutem Verhältniß zu stehen und zu bleiben.

Weimar d. 1. Sept. 1803.

J. W. v. Goethe.

1043.

An Schiller.

Heute ist es das erstemal daß mir die Sache[1] Spaß macht. Sie sollten den Wust von widersprechenden und streitenden Nachrichten sehen! ich lasse alles heften und regalire Sie vielleicht einmal damit, wenn alles vorbey ist. Nur in einem solchen Moment kann man am Moment Interesse finden, Nach meinem Nilmesser kann die Verwirrung nur um einige Grade höher steigen, nachher setzt sich der ganze Quark wieder nach und nach und die Landleute mögen dann säen! Ich freue mich Ihrer Theilnehmung und sehe Sie bald.

Weimar d. 6. Sept. 1803. G.

1044.

An J. G. v. Herder.

Zur glücklichen Wiederkehr wünsche Glück! Möge Bade- und Reisekur guten Erfolg haben!

Deiner Angelegenheit[2] ist indessen auch gedacht worden. Hier das Resultat:

Du unterzeichnest dich bey Expeditionen mit dem adelichen praefixo, die Canzeleyen werden angewiesen, dich gleichmäßig zu ehren. Hierdurch wird der gewünschte Effect erreicht, nur daß die Operation nicht durch Rescripte geschieht, aus Gründen die bisher der ganzen Sache im Wege standen.

Möge dir hierdurch etwas angenehmes geschehen! Alles kann bey Seren. Wiederkunft sogleich berichtigt werden.

---

[1] Die Angelegenheit der „Litteratur-Zeitung", zu deren Ordnung Goethe am 7. nach Jena ging.

[2] Vergl. Brief 1041, Anmerkung.

Nächstens mehr, wenn ich komme mich deines Wohlbefindens zu freuen.

W. d. 22. Sept. 1803. Der Deine Goethe.

1045.

An A. W. Schlegel.

Weimar am 2. Octobr. 1803.

Vom werthen Schelling weiß ich leider nichts zu sagen[1] als daß jeder Gedanke an ihn von dem Bedauern über seinen Verlust begleitet ist. Man sagt er sey in Würzburg wirklich angestellt. Ich wünsche ihm, wo er auch sey, das Glück das er verdient.

So eben gehen mir noch Belobungsschreiben wegen der gestrigen Aufführung[2] zu. Man bemerkt daß das Stück in England nie unverkürzt und seit 50 Jahren gar nicht mehr gegeben worden weil Garrick selbst einmal daran gescheitert war. Man erinnert sich des großen Aufwandes den Herr v. Dalberg in Manheim vormals[3] gemacht hatte ohne das Stück beleben oder lebendig erhalten zu können.

Sie nehmen gewiß Theil an der Freude dieses Gelingens. An Sorgfalt haben wir es wenigstens nicht fehlen lassen. Nächstens mehr. G.

---

[1] Schlegel hatte angefragt, ob Schelling (seit 26. Juni mit Caroline verheiratet) vielleicht bald nach Jena zurückkehre.

[2] Des „Julius Caesar" in Schlegels Uebersetzung. Schiller hatte von der Aufführung einen „großen Eindruck" gehabt und schrieb Goethe: „Es ist keine Frage daß der Julius Cäsar alle Eigenschaften hat um ein Pfeiler des Theaters zu werden. Interessante Handlung, Abwechslung und Reichthum, Gewalt der Leidenschaft und sinnliches Leben vis a vis des Publikums — und der Kunst gegenüber hat er alles was man wünscht und braucht. Alle Mühe, die man also noch daran wendet ist ein reiner Gewinn und die wachsende Vollkommenheit bey der Vorstellung dieses Stücks muß zugleich die Fortschritte unsers Theaters zu bezeichnen dienen."

[3] 1785 und 1786.

Am 3. Octobr.

Bey dem Rumor, welchen die Aufführung des Cäsars erregt, hat es mich sehr gefreut daß das Publikum unaufgefordert einsieht daß nur Ihre Übersetzung eine solche Darstellung möglich gemacht. Ich wünsche daß Sie Zeuge seyn mögen von der guten Disposition die dadurch entstanden.

1046.*

An A. W. Schlegel.

Meine letzten Blätter die ich abschickte, waren, so viel ich mich erinnere, nur voll von Julius Cäsar, und Sie haben gewiß, statt mir diese Leidenschaft zu verargen, mein Interesse getheilt. Heute und morgen Abend beschäftigen mich wieder die Proben davon, um so manches nachzuholen und aufzuputzen. Sonnabend den 8. wird die zweyte Vorstellung seyn.

Einen Kunstgriff muß ich Ihnen noch mittheilen, den ich gebraucht, um die Sinnen zu reizen und zu beschäftigen; ich habe nämlich den Leichenzug viel weiter ausgedehnt als das Stück ihn fordert, und, nach den Überlieferungen aus dem Alterthum, mit blasenden Instrumenten, Lictoren, Fahnenträgern, mit verschiedenen Feretris, welche Städte, Burgen, Flüsse, Bilder der Vorfahren, zum schauen bringen, ferner mit Freygelaßnen, Klageweibern, Verwandten &c. ausgeschmückt, daß ich dadurch auch die rohere Masse heranzuziehen, bey halbgebildeten dem Gehalte des Stücks mehr Eingang zu verschaffen und gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen hoffe.

Ich breche ab mit dem Wunsche daß Sie es selbst sehen mögen; denn sonst käm' ich in Gefahr wieder ein Blatt nach dem andern mit Betrachtungen über den Werth des Stücks, so wie der Übersetzung, über unsere bisherige Leistungen und über unsere ernstlichen Vorsätze auszufüllen . . .

W. d. 6. Octobr. 1803. G.

1047.

An Charlotte Kestner.[1]

Nicht besser weiß ich zu zeigen wie sehr mich Ihr Andencken, Ihr Zutrauen erfreut, als wenn ich sogleich vorläufig antworte und soviel melde, daß ich heute nach Göttingen geschrieben und mir von dorther einiges Zeugniß von Lehrern und Freunden Ihres Sohnes erbeten. Was ich gutes erhalte soll sogleich, mit einem Schreiben von mir, an Herrn Stadtschultheiß Moors abgehen,[2] wovon ich denn Nachricht gebe und zugleich die Abschriften mitschicke. Wie sehr wünschte ich dadurch etwas zu Erheiterung Ihrer Lage zu wircken, die ich recht herzlich bedaure.[3] Verzeihen Sie die Kürze dieses Briefs in Rücksicht auf seine Beschleunigung und fahren Sie fort meiner mit alter Neigung und Freundschaft zu gedencken.[4]

Weimar d. 26. Octb. 1803.

Goethe.

---

[1] Bd. I, S. 166 ff. Lotte hatte Goethe für ihren Sohn Theodor, der sich als Arzt in Frankfurt niederlassen wollte, um Empfehlungen gebeten. Lottes Gatte war im Jahre 1800 gestorben.

[2] Am 15. Juni schrieb Frau Rat an Goethe: „Dein Brief an Stadtschuldheiß Moors hat Wunder gethann, denn Doctor Kästner ist gleich Examinirt und sodann rezipirt und Burger geworden."

[3] Seine Mutter hatte ihm am 15. September geschrieben: „Lotte Kästner war hier, läßt dich vielmahls grüßen — ist jetzt in Wetzlar — und ist aus Hanover geflüchtet."

[4] Im Konzept dieses Briefes findet sich noch der Satz: „Leben Sie recht wohl und gedenken mein in jenen Gegenden wo wir früher so manche angenehme Stunden zubrachten."

1048.

An A. W. Schlegel.[1]

Erlauben Sie, daß ich heute meine eilige Depesche auf einen gebrochenen Bogen dictire, damit ich nachtragen kann, was mir später einfallen möchte.

Wir führen hier den Julius Cäsar, wie alle Stücke, die einen größern Apparat erfordern, nur mit symbolischer Andeutung der Nebensachen auf und unser Theater ist, wie ein Basrelief, oder ein gedrängtes historisches Gemählde, eigentlich nur von den Hauptfiguren ausgefüllt. Die Shakespearschen Stücke lassen sich besonders so behandeln, weil sie wahrscheinlich zuerst für beschränkte Theater geschrieben worden. Sie auf eine größere Bühne zu verpflanzen, wo die Wirklichkeit mehr gefordert wird, wenn das Wahrscheinliche geleistet werden soll, ist eine Aufgabe, welche Iffland von seinem Standpunkt aus am besten lösen wird.

Gern füge ich jedoch, nach Ihrem Wunsch, meine Gedanken über Ihre besonderen Fragen bey.

Den Unbequemlichkeiten, auf die man freylich stößt, aus dem Wege zu gehen thue ich folgende Vorschläge: Man lasse den dritten Act beysammen und fange ihn mit der Sitzung des Senates an, allein um die Bänke wegräumen und Cäsars Leiche, ohne daß sie vor den Augen des Publikums aufgehoben wird, wegbringen zu können, lasse man nach den Worten des Antonius „Leih deinen Arm mir" einen kurzen Straßenprospect fallen und schiebe eine Scene ein, welche nicht schwer zu schreiben seyn wird. Man bringe einen Theil der vom Capitol fliehenden Senatoren, so wie des Volks, in

[1] Schlegel hatte wegen der Berliner Caesar-Aufführung eine Reihe von Fragen an Goethe gerichtet; er wollte sich Iffland gegenüber auf Goethes „Beyspiel" und Darlegungen berufen.

der Agitation vor, die auf eine solche That folgen muß. Mitleid mit dem Todten, Furcht vor allgemeinem größerem Übel, persönliche Furcht u. s. w. nur lakonisch und zur Zeitausfüllung knapp hinreichend, so daß sie sich an die folgenden Ausrufungen der Bürger auf dem Forum „wir wollen Rechenschaft, legt Rechenschaft uns ab" gleichsam anschlösse.

Die Scene mit Cinna dem Poeten, die auf dem Forum recht gut gespielt werden kann, möchte ich nicht gern entbehren; sie schließt den höchst ernsten dritten Act lustig und schrecklich: man sieht das Volk in seiner ausgesprochenen Vernunftlosigkeit und sieht es nie wieder.

Die Scene mit den Triumvirn würde ich, zwar ungern, doch lieber entbehren, als sie an den dritten Act anschließen, denn ich halte selbst dafür, daß ein anständiges ruhiges Zelt, das den ganzen Act über stehen bleibt, sehr gut thun werde. Die Art, wie wir uns, bey Verwandlung aus der ersten in die zweyte Scene, durch einen Baldachin geholfen, war, selbst für unsern knappen Hausrath, etwas zu knapp.

Ich weiß wohl, daß es gut und schön ist, daß Octavius sich selbst exponire und Lepidus so exponirt werde; aber die Wirkung dieses Auftritts könnte recht gut durch eine kurze Exposition zwischen Brutus und Lucilius, am Anfange des vierten Actes Statt finden, wo man den Zuschauer, auf eine prägnante Weise, von dem Andringen einer mächtigen Gegenpartey und von den unzeitigen Händeln zwischen Brutus und Cassius unterrichten könnte.

Wenn Sie ein paar solcher Scenen schreiben möchten, so theilen Sie mir solche mit; oder jeden andern Gedanken den Sie haben, um die Erscheinung dieses so werthen Stückes bequemer und eindringlicher zu machen.

Dem Poeten, der pag. 116 vom Himmel fällt, aber nach meinem Gefühl unerläßlich ist, um dem Zuschauer eine

Diversion zu machen, und das Vergangene auszulöschen, habe ich ein Dutzend gereimte Verse[1] gemacht, wodurch er sich deutlicher exponirt und seine Wirkung lebhafter äußert.

Überhaupt bin ich mit dem Stücke noch immer in einer Art von Conflict, der sich vielleicht nie lösen kann. Bey der unendlich zarten Zweckmäßigkeit dieses Stücks, in die man sich so gern versenkt, scheint kein Wort entbehrlich, so wie man nichts vermißt, was das Ganze fordert, und doch wünscht man, zur äußern theatralischen Zweckmäßigkeit, noch hie und da durch Nehmen und Geben nachzuhelfen. Doch liegt, wie bey Shakespeare überhaupt, Alles schon in der Grundanlage des Stoffs und der Behandlung, daß, wie man irgendwo zu rücken anfängt, gleich mehrere Fugen zu knistern anfangen und das Ganze den Einsturz droht. Die Vorstellung auf dem Berliner Theater bringt uns hierüber gewiß zu größerer Klarheit und ich wünsche nichts so sehr, als ein so schätzbares Werk auf der Bühne erhalten zu helfen.

Leben Sie recht wohl und lassen mich bald von den Vorschritten dieses Unternehmens etwas erfahren.

Weimar, am 27. Oct. 1803.

Goethe.

1049.

An Charlotte Kestner.

Die soeben angekommenen Zeugnisse von Göttingen habe gleich an Herrn Stadtschultheiß Moors abgesendet, sie klingen vortheilhaft genug und ich wünsche die beste Wirckung.[2]

Sie haben mir, liebe Freundinn, durch Ihren Brief und diesen Auftrag große Freude gemacht, wie gern versetze

[1] Nicht mehr erhalten.

[2] Vergl. Brief 1047, Anmerkung.

[illegible] die auf eine solche That folgen muß. [illegible] Furcht vor allgemeinem größerem [illegible] u. s. w. nur lakonisch und zur [illegible] hinreichend, so daß sie sich an die [illegible] der Bürger auf dem Forum „wir [illegible] Rechenschaft uns ab" gleichsam [illegible]

[illegible] Poeten, die auf dem Forum [illegible] möchte ich nicht gern entbehren; [illegible] dritten Act lustig und schrecklich: [illegible] ausgesprochenen Vernunft-[illegible]

[illegible] würde ich, zwar ungern, [illegible] an den dritten Act anschließen, [illegible] daß ein anständiges ruhiges Zelt, [illegible] bleibt, sehr gut thun werde. [illegible] Verwandlung aus der ersten in [illegible] einen Baldachin geholfen, war, selbst [illegible] etwas zu knapp.

[illegible] daß es gut und schön ist, daß Octavius [illegible] so exponirt werde; aber die [illegible] könnte recht gut durch eine kurze [illegible] Brutus und Lucilius, am Anfange des vierten Actes Statt finden, wo man den Zuschauer, auf eine prägnante Weise, von dem Andringen einer mächtigen Gegenparten und von den unzeitigen Händeln zwischen Brutus und Cassius unterrichten könnte.

Wenn Sie ein paar solcher Scenen schreiben möchten, so theilen Sie mir solche mit; oder jeden andern Gedanken den Sie haben, um die Erscheinung dieses so werthen [illegible] bequemer und eindringlicher zu machen.

Dem Poeten, der pag. [illegible] nach meinem Gefühl unerl[illegible]

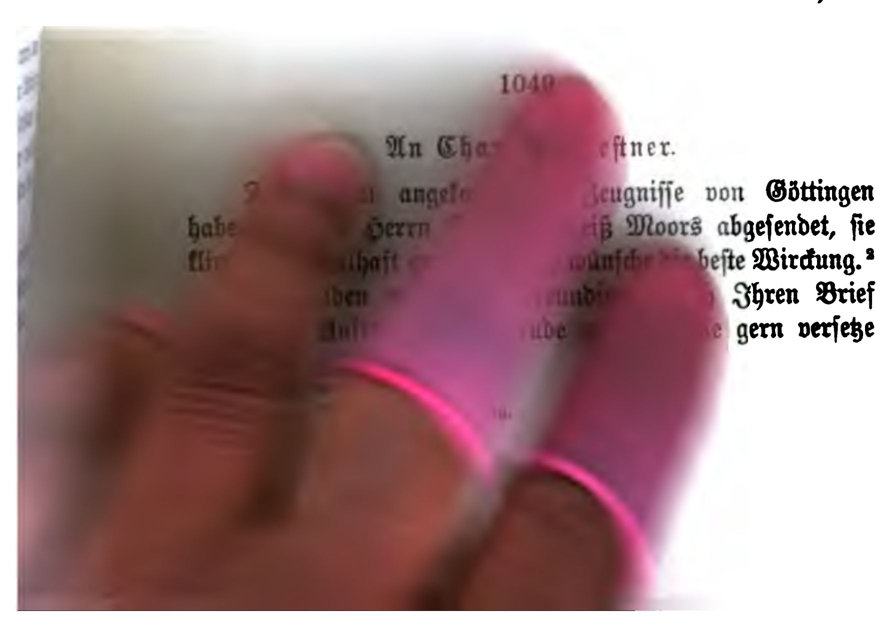
Diverſion zu machen, und das Vergangene auszulöſchen, habe ich ein Dutzend gereimte Verſe[1] gemacht, wodurch er ſich deutlicher exponirt und ſeine Wirkung lebhafter äußert.

Überhaupt bin ich mit dem Stücke noch immer in einer Art von Conflict, der ſich vielleicht nie löſen kann. Bey der unendlich zarten Zweckmäßigkeit dieſes Stücks, in die man ſich ſo gern verſenkt, ſcheint kein Wort entbehrlich, ſo wie man nichts vermißt, was das Ganze fordert, und doch wünſcht man, zur äußern theatraliſchen Zweckmäßigkeit, noch hie und da durch Nehmen und Geben nachzuhelfen. Doch liegt, wie bey Shakeſpeare überhaupt, Alles ſchon in der Grundanlage des Stoffs und der Behandlung, daß, wie man irgendwo zu rücken anfängt, gleich mehrere Fugen zu kniſtern anfangen und das Ganze den Einſturz droht. Die Vorſtellung auf dem Berliner Theater bringt uns hierüber gewiß zu größerer Klarheit und ich wünſche nichts ſo ſehr, als ein ſo ſchätzbares Werk auf der Bühne erhalten zu helfen.

Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald von den Vorſchritten dieſes Unternehmens etwas erfahren.

Weimar, am 27. Oct. 1803.

Goethe.


1040

An Cha[illegible] [illegible]ſtner.

[illegible] angel[illegible] Zeugniſſe von Göttingen
hab[illegible] Herrn [illegible]iß Moors abgeſendet, ſie
[illegible] beſte Wirckung.[2]
[illegible] Ihren Brief
[illegible] gern verſetze

ich mich wieder an Ihre Seite, zur schönen Lahn, und wie sehr bedaure ich zugleich daß Sie durch eine so harte Nothwendigkeit dahin versetzt worden; doch richtet mich Ihr eignes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr thätiger Geist lebhaft hervorblickt. Leben Sie wohl. Gedencken Sie mein, und lassen mich allenfalls durch Ihren Schwager[1] wissen welche Wendung die Angelegenheit Ihres Sohnes nehmen mag. Wiederholt mein

Lebewohl!

Weimar d. 23. Nov. 1803.

Goethe.

1050.

An Schiller.

Wenn ich nicht bey Zeiten schreibe, so unterbreche ich später noch schwerer das Stillschweigen; also will ich nur sagen, daß ich diese Paar Tage vorerst angewendet habe um Antworten und Promemorias in allerley Geschäften los zu werden. Mancherley auf das neue kritische Institut[2] beziehendes, das auf eine wunderliche Weise zu floriren verspricht, hat mich auch beschäftigt. Zunächst brauche ich vielleicht acht und mehr Tage zur Redaction des Programms, über die Kunstausstellung und das Polygnotische Wesen.[3] Ist dieses in Druckers Händen; so will ich sehen, obs nicht möglich ist irgend etwas Erfreuliches zu produciren. Geht es nicht, so werde ich auch deßhalb mich zu trösten wissen.

---

[1] Cornelius Ridel, Gatte von Amalie Buff.

[2] Die neu eingerichtete „Litteratur-Zeitung".

[3] Die Maler Franz und Johannes Riepenhausen in Göttingen hatten zur Kunstausstellung zwölf Zeichnungen nach Weimar gesandt, in denen sie die Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi, nach der Beschreibung des Pausanias, nachzubilden versuchten.

Recht angenehme Stunden habe ich mit Schelver,[1] Hegel[2] und Fernow zugebracht. Der erste arbeitet, im botanischen Fach, so schön aus was ich fürs Rechte halte, daß ich meinen eignen Ohren und Augen kaum traue, weil ich gewohnt bin, daß jedes Individuum sich, aus närrischer Sucht originaler Anmaßung, vom schlichten Weg fortschreitender Potentiirung, mit fratzenhaften Seitensprüngen, so gern entfernt.

Bey Hegeln ist mir der Gedanke gekommen: ob man ihm nicht, durch das Technische der Redekunst, einen großen Vortheil schaffen könnte. Es ist ein ganz vortrefflicher Mensch; aber es steht seinen Äußerungen gar zu viel entgegen.

Fernow ist, in seiner Art, gar brav, und hat eine so redliche und rechtliche Ansicht der Kunsterscheinungen. Wenn ich mit ihm spreche, so ist mirs immer, als käme ich erst von Rom und fühle mich, zu einiger Beschämung, vornehmer als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich doch auch mehr oder weniger assimilirt.

Es ist merkwürdig, daß das Historische, das so viel ist, wenn es würdige Gegenstände behandelt, auch etwas an und für sich werden und uns etwas bedeuten kann, wenn der Gegenstand gemein, ja sogar absurd ist.

Doch das deutet von je her auf einen jämmerlichen Zustand, wenn die Form alle Kosten hergeben muß.

Die Herren[3] sind übrigens fort und gehen fort und es fällt niemanden ein, als ob dadurch etwas verloren sey. Man läutet zum Grabe des tüchtigsten Bürgers allenfalls

---

[1] Professor der Botanik, seit kurzem, wie auch Fernow, in Jena.

[2] Damals 33 Jahre alt, seit zwei Jahren Privatdozent.

[3] Die Professoren, die die Universität Jena verließen; ein andermal nennt Goethe sie die „Abiturienten“.

noch die Stadt zusammen und die überbleibende Menge eilt mit dem lebhaften Gefühl nach Hause, daß das löbliche gemeine Wesen vor wie nach bestehen könne, werde und müsse.

Und somit leben Sie wohl, leisten Sie das bessere, in so fern es Ihnen gegönnt ist. Sagen Sie mir etwas von Zeit zu Zeit, ich will mir zum Gesetz machen wenigstens alle acht Tage zu schreiben, um von meinen Zuständen Nachricht zu geben.

Jena am 27. Nov. 1803. G.

1051.*

An C. G. Voigt den Jüngeren.

... Meine Büste[1] möchte ich nur im äußersten Nothfall, so gern ich sonst willig bin, hergeben. Ein so guter Abguß wird schwerlich wieder hergestellt, und die Meinigen haben eine Art von Neigung zu diesem Exemplar, die bis an den Aberglauben grenzt, die ich gern respectire. Übrigens liegt die Form von dieser Büste bei mir, woraus man allenfalls wieder einen Abguß nehmen könnte. Ich weiß nicht, ob sie Wolf oder Hoffmann bei ihrer Abreise an mich geschickt.

Da die Fabrik des Alten Literarischen Zahnpulvers[2] nun völlig weggewichen, so muß man sehen, ob die Neue in Reinigung des Gebisses, welches die Autoren gewöhnlich vernachlässigen, eine bessere und durchgreifende Wirkung thut.

Bei meiner Überzeugung, daß jeder Mensch in der Welt sehr entbehrlich ist, muß ich mir eine Illusion machen, daß ich gegenwärtig hier nöthig sei; das kann man nur durch ununterbrochene Thätigkeit, worin mich eben Freund Meyer zu unterstützen kommt ...

---

[1] Tieck hatte durch den jungen Voigt bitten lassen, von seiner Goethe-Büste einen neuen Form-Abguß machen zu dürfen.

[2] Die alte „Allg. Litteratur-Zeitung".

Leben Sie indessen recht wohl. Durch Meyers Ankunft und mancherlei Einschiebsel werde ich genöthigt früher, als ich wollte, zu schließen.

Liebe und Vertrauen.

Goethe.

Jena, am 9. December 1803.

1052.

An Schiller.

Vorauszusehen war es daß man mich, wenn Mad. de Stael[1] nach Weimar käme, dahin berufen würde. Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, um nicht vom Augenblick überrascht zu werden, und hatte zum Voraus beschlossen hier zu bleiben. Ich habe, besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung zu einem so schweren und bedenklichen Geschäft verpflichtet bin. Von der geistigsten Übersicht bis zum mechanischen typographischen Wesen muß ich's wenigstens vor mir haben, und der Druck des Programms, der, wegen der Polygnotischen Tabellen, recht viele Dornen hat, fordert meine öftere Revision. Wie viele Tage sind denn noch hin, daß das alles fertig seyn und, bey einer leidenschaftlichen Opposition, mit Geschick erscheinen soll? Sie, werther Freund, sehen gewiß mit Grausen meine Lage an, in der mich Meyer trefflich soulagirt, die aber von niemand kann erkannt werden; denn alles was nur einigermaßen möglich ist, wird als etwas Gemeines angesehen. Deßhalb möchte ich Sie recht sehr bitten mich zu vertreten; denn

[1] Frau v. Staël (1766—1817) kam am 14. nach Weimar; der Herzog hatte tags vorher Goethe davon benachrichtigt und ihn eingeladen, nach Weimar zurückzukehren.

niemanden fällt bey dieser Gelegenheit der Taucher wohl ein als mir und niemand begreift mich als Sie. Leiten Sie daher alles zum besten, in so fern es möglich ist. Will Mad. de Stael mich besuchen, so soll sie wohl empfangen seyn. Weiß ich es 24 Stunden voraus, so soll ein Theil des Loderischen Quartiers meublirt seyn, um sie aufzunehmen, sie soll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben so lange sie will. Was ich hier zu thun habe ist in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bey Hof und in Societät zu seyn, ist rein unmöglich, so entschieden als es jemals von Ihnen, in ähnlichen Fällen, ausgesprochen worden.

Dieß alles sey Ihrer freundschaftlichen Leitung anheim gegeben, denn ich wünsche nichts mehr als diese merkwürdige, so sehr verehrte Frau wirklich zu sehen und zu kennen, und ich wünsche nichts so sehr als daß sie diese Paar Stunden Weges an mich wenden mag. Schlechtere Bewirthung, als sie hier finden wird, ist sie unterweges schon gewohnt. Leiten und behandeln Sie diese Zustände mit Ihrer zarten, freundschaftlichen Hand und schicken Sie mir gleich einen Expressen, sobald sich etwas bedeutendes ereignet.

Glück zu allem, was Ihre Einsamkeit hervorbringt, nach eignem Wünschen und Wollen! Ich rudre in fremdem Element herum, ja, ich möchte sagen, daß ich nur drin patsche, mit Verlust nach außen und ohne die mindeste Befriedigung von innen oder nach innen. Da wir denn aber, wie ich nun immer deutlicher von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigentlich hier oben vorzustellen haben, so mag denn das auch für ein Leben gelten.

Tausend Lebewohl! im himmlischen Sinne.

Jena am 13. Dec. 1803. G.

1053.

An Anne Germaine de Staël-Holstein.[1]

(16. December.)

Voila, Madame, une des contradictions les plus frappantes, Vous Vous trouves a Weimar et je ne vole pas Vous porter les assurances d'un parfait devouement. Cependant je ne me plaindrai pas ni des affaires momentanement compliquees ni des indispositions physiques qui me retiennent ici, ces accidens me sont chers car ils me procurent un bonheur que je n'aurai jamais osè souhaitter. Vous vous approchez de l'heremite qui fera son possible pour ecarter ce qui pourroit l'empecher de se vouer entierement a la bienvenue. Vous eclaireres ces jours tristes, et les soirees infinies passeront comme des momens.

---

[1] In seinen „Tag- und Jahresheften“ 1804 schreibt Goethe über Frau von Staël: „Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen: auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf. Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen, gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden. — Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte, und stillkluge Menschen das unausweichliche Uebel voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte.“ — Und dann in seinen Ergänzungen zu den Aufzeichnungen in den „Tag- und Jahresheften“: „Ihre Gegenwart hatte, wie in geistigem so in körperlichem Sinne, etwas Reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben! Auch sagte sie einst: ‚Ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre‘.“

Soyes persuadee Madame que je sens tout le prix de Votre bonté et que j'attends avec impatience le moment de Vous exprimer combien je Vous suis attaché.

Je Vous arrange un petit logis dans mon Voisinage et je prie Madame de Schiller de vouloir bien me faire parvenir Vos intentions cette . . . de me marquer le jour de Votre arrivée.

1054.

An Anne de Staël.

(19. December.)

Non Madame ce ne sera pas Vous qui feres par ces neiges le petit mes tres desagreable trajet. Cette semaine me suffit pour arranger les affaires qui me tenoit ici. Samedi je viens me vouer tout a Vous et j'espere que Vous voudrez prendre le diner chez moi avec Mr et Mdme de Schiller. Mon impatience de vous voir Madame s'accroit de jour en jour et Vous series surement contente d'un ancien ami si Vous pouvies lire ce qui passe et repasse dans mon ame. Adieu donc jusqua Samedi jusques Dimanche. N'oublies pas que ces jours en etoit destinés et que j'aurois fait lundi le petit voyage dans votre voiture, de tous ces precieux moments je ne voudrois perdre que le moins possible. Peutetre vous ne penses pas que c'est un ami { importun / exigeant } qui va se presenter. S'il est possible je vous amene Mr Stark.[1]

---

[1] Frau v. Staël wollte Dr. Starck wegen ihrer Tochter konsultieren.

1055.

An Charlotte von Schiller.

Sie sind so freundlich und gut, daß ich ein Paar Worte an Sie zu dictiren wage, ob ich gleich vom bösesten Humor bin. Dafür bitte ich Sie mir morgen mit den Boten etwas zu sagen, wie es in Weimar aussieht.

Mit unserer Hauptunternehmung[1] geht es gut, schön und vortrefflich! Hätte ich bis Neujahr hier bleiben können; so wäre alles, was mir obliegt, mit einem gewissen behaglichen Geschick zu lösen gewesen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar soll und will, macht mir eine unaussprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und schleppen muß und wofür mir kein Mensch nichts in die Rechnung schreibt. Das ist das Verwünschte in diesen irdischen Dingen, daß unsere Freundin,[2] der zu Liebe ich, zu gelegner Zeit, 30 Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebsten was ich auf der Welt habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre daß er begraben wird.[3]

Demohngeachtet sollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden und es ist schon etwas besser, da ich mir die Erlaubniß genommen habe meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulassen.

Wenn Sie recht freundlich sind, so schreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und schicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Stael. Ich habe nöthiger

[1] „Litteratur-Zeitung“.
[2] Frau v. Staël.
[3] Herder war am 18. Dezember gestorben.

als jemals mich durch Freundschaft und guten Willen zu stützen und zu steifen. Schöben sich die Umstände nicht so wunderlich über einander; so hättet ihr mich so bald nicht wieder gesehen. Und so ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung wegen meiner Unarten. Es ist heute der zwanzigste! Nach dem Neuenjahre wird es, wills Gott, besser werden.

(Jena, 20.) Decembr. 1803. G.

1056.

An Schiller.

Das ist denn freylich kein erster Act,[1] sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche und bald mehr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist alles so recht und darauf kommt es denn wohl bey Arbeiten, die auf gewisse Effecte berechnet sind, hauptsächlich an. Zwey Stellen nur habe ich eingebogen; bey der einen wünschte ich, wo mein Strich lauft, noch einen Vers, weil die Wendung gar zu schnell ist.

Bey der andern bemerke ich so viel: der Schweizer fühlt nicht das Heimwehe, weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört, denn der wird, so viel ich weiß, sonst nirgends geblasen, sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dieß nicht für ganz gewiß geben. Leben Sie recht wohl, und fahren Sie fort uns durch Ihre schöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensinteresse zu verschaffen. Halten Sie sich auch wacker im Hades der Societät und flechten Sie Schilf und Rohr nur fein zum derben Stricke, damit es doch auch was zu kauen gebe.

Gruß und Heil.

Weimar am 13. Jan. 1804. G.

[1] Von Wilhelm Tell.

1057.*

An Eichstädt.

Herr Schelle[1] von Leipzig hat sich sowohl bey Serenissimo als bey dem Ministerio gemeldet, um bey der neuen Einrichtung nach Böttigerischem[2] Abgang an hiesigem Gymnasio angestellt zu werden; ich erhalte daher den Auftrag mich bey Ew. Wohlgeb. nach seiner Lebens- und Lehrweise, nach seinem Vortrag und sonstigen Eigenschaften zu erkundigen. Hiebey gebe ich Ew. Wohlgeb. im engsten Vertrauen zu bedenken: ob man nicht, wenn man sich entschlösse einen so jungen Mann beim Gymnasio anzustellen, dadurch Raum gewinnen könnte unsern Voß zu erhalten, indem man ihn herüberzöge und ihm eine Oberaufsicht nicht sowohl über die Schule, als über die Lehrer anvertraute.

Dieser schon frühere Gedanke wurde nur durch die Besorgniß gehemmt, ob dann wohl auch Voß seine eutinische Pension behalten würde, wenn er eine neue Stelle annähme. Doch hievon äußern Sie noch nichts, nur lassen Sie im Gespräch den werthen Mann bedenken was er, der Erzprotestant, wagt, sich in ein solches Pfaffennest zu begeben.[3] Man muß den Katholicismus wenig kennen wenn man denkt, daß diese scheinbare Humanisation stattfinden werde ...

Weimar am 21. Januar 1804.

Goethe.

---

[1] C. G. Schelle, Privatgelehrter in Leipzig.

[2] Böttiger war als Studiendirektor der kurfürstlichen Prinzen nach Dresden berufen worden.

[3] Nach Würzburg, wohin Voß Anfang des Jahres eine Berufung erhalten hatte; er ging dann aber 1805 nach Heidelberg.

1058.

An Schiller.

Eben war ich im Begriff anzufragen, wie es Ihnen gehe, denn bey diesem langen Auseinanderseyn wird es einem doch zuletzt wunderlich.

Heute habe ich zum erstenmal Mad. de Stael bey mir gesehen; es bleibt immer dieselbe Empfindung; sie gerirt sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutzen und Putz verwenden ließe; indessen nöthigt sie einen doch die alten Teppiche als Gastgeschenk, und die verrosteten Waffen zur Vertheidigung hervorzuholen.

Gestern habe ich Müller[1] gesehen, wahrscheinlich wird er heute wiederkommen. Ich werde Ihren Gruß ausrichten. Er ist über das weimarische Lazareth freylich betroffen, denn es muß recht übel aussehen, wenn der Herzog selbst auf dem Zimmer bleibt. Bey allen diesen Unbilden habe ich den Trost daß Ihre Arbeit nicht ganz unterbrochen worden, denn das ist das Einzige von dem was ich übersehe, das unersetzlich wäre; das wenige, was ich zu thun habe, kann noch allenfalls unterbleiben. Halten Sie sich ja stille bis Sie wieder zur förmlichen Thätigkeit gelangen. Wegen Müllers hören Sie morgen bey Zeiten etwas. Das schönste Lebewohl.

Weimar am 23. Jan. 1804.

Auch die neue Litteraturzeitung schicke vielleicht noch heute Abend.

G.

---

[1] Joh. v. Müller (1752—1809).

1059.

An Charlotte v. Stein.

Der gute Kriegsrath[1] meldet mir seine Verlobung, wozu ich von Herzen Glück wünsche. Mögten Sie vielleicht da es ein so schöner Morgen ist mich etwa um eilf Uhr mit Frau v. Helvig besuchen und erlauben daß ich Ihnen, im kleinsten Zimmer meines Hauses, die für politische und Kunstgeschichte sehr intressante Münzsammlung vorzeige.
d. 24. Jan. 1804. Goethe.

1060.

An Schiller.

(24. Januar.)

Noch eine Abendanfrage wie Sie sich befinden? Mit mir geht es ganz leidlich. Heute Abend war Johannes v. Müller bey mir und hatte große Freude an meinen Münzschubladen. Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam, so sah man recht wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen. Ich wünsche zu hören daß die Schweizer Helden sich gegen ihre Übel wacker gehalten haben. G.

1061.*

An Zelter.

Wie lange, verehrter Freund, habe ich Ihnen geschwiegen und wie oft habe ich mich Montag und Dienstag zu Ihnen

[1] Fritz v. Stein hatte sich mit Helene v. Stosch verlobt.

gewünscht! Diesen Winter habe ich fast gar keine Musik vernommen, und ich fühle welch ein schöner Theil des Lebensgenusses mir dadurch abgeht.

November und December gingen vorzüglich hin auf die Vorbereitung unsers litterarischen Feldzugs. Der Januar behandelte mich nicht zum besten, doch hatte ich den Kopf frey und war nicht ganz unthätig. Im Februar nahm ich den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Bissen zusammen zu kneten, den unser Deutsches Publikum allenfalls auf einmal hinunterschluckt. Das ist denn eine böse Operation, wobey man, wie beym Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben.

Desto mehr aus dem frischen Ganzen ist Schillers Tell, den Sie nun auch bald sehen werden . . .

Mögen Sie mir bald etwas von sich sagen, so würden Sie mir ein großes Vergnügen machen; schon haben wir einander zu lang geschwiegen.

Soviel für heute mit dem herzlichsten Gruß.

W. d. 27. Febr. 1804. Goethe.

Eichstädt hatte Goethe über mehrere ihm für die „Litteratur-Zeitung" zugegangene Rezensionen berichtet und u. a. geschrieben: „Eine Recension der Schlegelschen Blumensträuße,[1] mit welcher Voß mich in große Verlegenheit setzt."

Hierauf erwidert Goethe in Brief

1062.

An Eichstädt.

Diese Recension können wir nicht wohl abdrucken, weil sie animos ist ohne gründlich zu sein. Ich wünschte sehr,

[1] A. W. Schlegels „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie" (Berlin 1803).

daß die ganze Angelegenheit der neuen italienischen und spanischen Übersetzungs- und Nachahmungsperiode bey uns recht ausführlich zur Sprache käme, und da möchte denn auch, wenn das Gelungene dargelegt ist, das Verfehlte zur Sprache kommen. Aber einen Mann wie Schlegel, der so viel geleistet hat, dürfen wir nicht wie einen Schüler abfertigen.

Ich wünschte, daß unser vortrefflicher Voß sich mit uns überzeuge, daß bey einem solchen Unternehmen, wie die Allgemeine Literaturzeitung, gar manches aufgenommen werden muß das nicht völlig mit unseren Überzeugungen zusammentrifft. Der Platz ist zu eng, als daß ich mehr sagen könnte. Künftig das Weitere.

Weimar d. 29. Februar 1804. G.

Für Goethes Art seiner Beteiligung an den Redaktionsgeschäften der „Litteratur-Zeitung" ist auch einiges charakteristisch, was er schreibt in Brief

1063.*

An Eichstädt.

(21. März.)

(Brief Eichstädts:)

Ew. Hochgeboren wollte ich in vergangener Woche keine unzeitige Störung verursachen; desto mehr folgt heute. Nämlich:

A. Ein Brief von Prof. Wagner in Würzburg. Er zeigt sich auch darin als ein Mann von Kraft und Unternehmung,

(Goethes Antwort:)

Ad A. Mit Herrn Wagner rathe sachte zu gehen. Der hochfahrende Ton seines Briefes gefällt mir

aber sein Beytritt wird uns manche Noth machen.

nicht. Womöglich verschaffen mir Ew. Wohlgeb. die Recension des Alarcos in den Süddeutschen pr. Annalen, daß man doch sehe inwiefern diese Klaue auf einen Löwen deute.

Selbst die beygefügte Anzeige würde schwerlich ohne Beleidigung des koburger Hofes in unserer Zeitung abgedruckt werden können.

Bin derselben Überzeugung. Auch ist es kein hübscher Zug, Notizen von ausgeschlagnem Ruf selbst ins Publicum zu bringen . . .

D. Eine belletristische[1] von demselben[1] und eine andere über dasselbe Buch von Schorch in Erfurt. Vielleicht aber ist's am besten den Schorch wie die Expectorationen in unserer Zeitung ganz zu übergehen. Ich erwarte darüber Ihren gütigen Wink.

Ad D. Wie schon gesagt: über sogenannte Belletristik müssen wir uns einmal recht aussprechen. Es giebt immer eine schreckliche Marmelade, wenn dilettantische Schriften von Dilettanten beurtheilt werden: der Nagel hat keinen Kopf und der Hammer trifft falsch. Hier tritt nun noch gar das Pasquillantische mit ein. Bin daher völlig Ihrer Meinung.

[1] Rezension von Hennigs.

I. Nachricht über die Jesuiten, aus Heilbronn eingesandt. Würde sie im Intelligenzblatt Anstoß finden?

Ad I. Wäre wohl zurückzulegen. Wollten aber Ew. Wohlgeb. von solchen Notizen sich eine Sammlung machen (betreffend Jesuiten, geheime Gesellschaften, Kryptokatholicismus rc.) so könnte man vielleicht in einiger Zeit von Resultaten Gebrauch machen. Diese Gespenster und Unholden wird man nicht los.

K. Ugolino von Boehlendorff. Vielleicht gefällt es Ew. Hochgeboren ein Wort darüber zu sagen oder eine Anzeige anderswo zu veranlassen.

Ad K. War schon im Manuscript bey mir und konnte ich ihm nichts abgewinnen, wie jetzt im Druck. Ich müßte mich sehr irren oder es ist eine von den Productionen, wie sie jetzt möglich werden: null ohne schlecht zu seyn. Null, weil sie keinen Gehalt hat; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt; dabey nicht unangenehm, weil eine leidliche Natur hervorblickt, nichts Unvernünftiges, Fratzenhaftes erscheint — ohnge-

fähr wie Meyers Tobias. Man könnte im belletristischen Fache recht aufräumen, wenn man gleich ein paar Dutzend solcher Arbeiten zusammennähme und unter dieser Rubrik abfertigte. Leider aber machen die Mittelmäßigkeiten dem Urtheil mehr zu schaffen, als die guten und schlechten Werke . . .

1064.*

An Zelter.

So mancher Reisende zeugt von Ihren Wercken und Thaten, insofern sie erscheinen und nach aussen wircken; Ihr erquickender Brief läßt mich in's innre sehen, wo keine Stahlfeder treibt, sondern ein lebendiger Geist anregt. Wie schätz ich Sie glücklich daß Sie in diesem selbstgeschaffnen Elemente bildend fortwircken und daß Sie hoffen können auch etwas für die Dauer geleistet zu haben. Dabey muß man denn auch, däucht mich, der großen Masse zu Ehren reden, auf die man oft schilt, die aber denn doch die bildsamen Organe hergiebt und auch Mittel verleiht das geleistete fortzupflanzen. Wir andern, in unsern engen Kreisen, thun, wie Zauberer, augenblickliche Wunder und sehen sogleich jedes aus der Luft gegriffne Phantom wieder in Luft zerfließen.

Haben Sie Abschrift oder Conzept Ihres eingereichten Aufsatzes;[1] so theilen Sie mir ihn mit, daß ich mich daran labe. Was Sie davon melden ist ganz nach meinem Herzen.

Freylich haben die Menschen überhaupt gewöhnlich nur den Begriff vom Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl vom In- und Durcheinander, denn man begreift nur was man selbst machen kann, und man faßt nur was man selbst hervorbringen kann. Weil in der Erfahrung alles zerstückelt erscheint; so glaubt man das Höchste auch aus Stücken zusammensetzen zu können.

Von dem herrlichen Genuß den Sie so manchem gewähren bin ich leider getrennt; was ich mir davon im Geiste zueigne, ist mir schon ein großes Gut. Sagen Sie mir manchmal ein frohes, lebendiges Wort!

Fast möcht ich schließen, doch füge noch einiges besondre hinzu.

Was unser Schauspiel zu leisten vermag hat sich beym Tell[2] gezeigt, der recht gehörig gegeben worden. Unsre Oper ist dagegen desto unerfreulicher. Gestern fand ich Ihre schönen Bemerckungen über so manche Orchesterpunckte, davon ich keinen Gebrauch machen können, weil ich das Chaotische Wesen eben aufgeben mußte. Darf ich etwa die kleinen Aufsätze in das Intell. Blatt der Jenaischen ALZ. einrücken lassen? unter den Strich, am Ende, wo Sie manche gute Bemerckung über Kunst und Sprache werden gefunden haben. Darf ich W. K. F.[3] drunter setzen? Wodurch wir die Aufsätze bezeichnen, die von uns, oder ganz in unserm Sinne sind. Wo möglich geben Sie uns auch bald eine Recension.

---

[1] Ueber den Zustand des Kunstwesens im preußischen Staate.
[2] Erste Aufführung am 17. März.
[3] Weimarer Kunst-Freunde.

Mein Schreiber[1] ist von mir weggezogen und so muß ich, nach so vielen Jahren, selbst wieder die Feder ergreifen. Ob ich einen andern finde der mir eben so bequem ist? ob ich eigenhändig ein besserer oder schlimmerer Correspondent werde muß sich zeigen . . .

W. d. 28. März 1804. Goethe.

1065.

An C. G. Voigt.

Hierbey die Tieckischen Entwürfe mit wenig Bemerckungen. Meyer sagte mir daß Sie die Gefangne[2] nicht billigten, wir sind gleicher Meynung. Durch meinen Vorschlag dächt ich wäre der Sache so ziemlich geholfen.

Dem. Maas habe, nach genommener Abrede, mit Wache beehrt. Wegen der Dauer dieser Quasi Strafe wünsche Ihre gefällige Meynung. Wie schlägt man einen Tag Arrest zu Gelde an? ich bin immer so unglücklich dergleichen zu vergessen.

Seren. Gothanus[3] ist denn auch zu seinen Vätern! Bitte um Communication einiger näheren Umstände seiner letzten Tage.

Mich bestens empfehlend

W. d. 23. Apr. 1804. G.

1066.

An Lindenzweig.

Mit dem 26. dieses Monats hört die zeitherige Gage des abgehenden Schauspielers Grüner auf, und von dieser

[1] Geist.

[2] „Die drei Gefangenen“ von P. A. Wolff.

[3] Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha, der am 20. April gestorben war.

Zeit an wird die Gage des gut einschlagenden Hofschauspielers Wolff[1] von fünf auf

Sechs Thaler

wöchentlich erhöht, wovon der Fürstl. Hof Registrator und Theatercasse Rechnungsführer Lindenzweig hiermit benachrichtigt wird.

Signatum Weimar den 31. May 1804.

Fürstl. Hoftheater Commission das.

J. W. v. Goethe. F. Kirms.

1067.

An den Herzog Carl August.

(5. Juni.)

Ein Billet von Schiller,[2] zu huldvoller Beherzigung, folgt hierbey. Morgen werde bey Zeiten aufwarten.

Goethe.

---

[1] Pius Alexander Wolff.

[2] Schiller, der mit seiner Gattin im Mai in Berlin gewesen, hatte dort einen Antrag erhalten, eine feste Stellung anzunehmen. In dem „Billet" vom 5. Juni schreibt Schiller an den Herzog u. a.: „Ganz unerwartet und ungesucht geschahen mir Anträge von Seiten des Cabinetsraths Beyme, mich dort zu fixiren. Man hat mich aufgefordert, meine Bedingungen zu machen, und ist geneigt mir so viel zu bewilligen, als ich zu meiner Existenz in einer großen Stadt würde nöthig haben. Der Ertrag meiner Schriften würde demnach mein reiner Gewinn seyn. Aber meine hiesigen Verhältnisse sind mir so theuer, daß ich mit Freuden auch künftighin zwey Drittheile dieser Einnahme jährlich zusetzen will, wenn ich durch die Großmuth Eurer Durchlaucht in den Stand gesetzt werde, Ein Drittheil davon das Jahr für meine Kinder zurückzulegen." Der Herzog erwiderte, Schiller möge offen seine Forderung aussprechen. Schiller wandte sich nun mit obenstehendem Briefe an Goethe, der ihn mit obigen Zeilen dem Herzog übermittelte. Nach der Unterredung mit Goethe schreibt Carl August an Geh. Rat Voigt: „Mit Goethe habe ich pto Schillers verabredet: Ich will ihm 400 rth. von Joh. an zulegen und bei schicklicher Gelegenheit noch 200 rth., indessen wollen wir die Sache ein bischen stille gehen laßen, damit Schiller vielleicht die Berliner um eine tüchtige Pension prellen könne, die sie ihm vielleicht accordiren, wenn er sich auf gewisse accorde mit seinen Stücken, und vielleicht auf eine gewisse Zeit mit den Berlinern setzt, wo er dorten gegenwärtig wäre, um die Aufführung seiner theatral. Arbeiten zu dirigiren: mir ist dieser Gedanke beigefallen um Schillern für sein honettes Betragen einen Weg an Hand zu geben, wo er noch beßer stehen wird, als wie er es in seinem Briefe auszudrücken waget und um meinen Spaß mit den Berlinern zu haben.

Carl August."

1068.

An Iffland.

Auf Ew. Wohlgeb. vertrauliche Zuschriften war ich eben im Begriff zu antworten, als ich vernahm, daß Freund Schiller sich bey Ihnen befinde.[1] Ich war überzeugt, daß er auch ohne Auftrag Sie meiner dauernden Hochachtung und meines aufrichtigen Zutrauens versichern würde.

Die theatralischen Verhältnisse haben so manches Wandelbare, daß man auf Veränderungen immer vorbereitet seyn muß, und wenn es gleich für uns einigermaßen unbequem ist, daß unsere Schauspieler auf größeren, und besser ausgestatteten Theatern eine gute Aufnahme finden, so müssen wir die Ehre für etwas rechnen, die uns dadurch erzeigt wird, und uns wenigstens einbilden, daß wir zu Beförderung der Kunst und der Künstler einiges beytragen. Übrigens ist nichts gegen ein neueres Engagement zu erinnern, das erst seinen Anfang nimmt, wenn der Termin des alten verlaufen ist; wobey ich jedoch bemerken will, daß Dem. Maas um frühere Entlassung nachgesucht hat, welche wir jedoch auf keinen Fall gewähren können.

Wegen Götz von Berlichingen melde ich sogleich so bald er mir producibel ist. Leider will er sich noch immer nicht auf die Bühne fügen. Eine angebohrne Unart ist schwer zu meistern.

Der ich mich mit immer gleichen Gesinnungen unterzeichne Ew. Wohlgeb.

Weimar den 14. Juny 1804.

ganz ergebensten Diener
Goethe.

---

[1] Während dessen Berliner Aufenthalt.

1069.

An Dr. Nikolaus Meyer.

Daß wir uns im Hause eins auf das andere verlassen haben, daß Vater, Mutter und Sohn immer eins von dem andern glaubte, daß es für das Übersendete gedankt habe, ist nunmehr Ursach des scheinbaren Undankes geworden.

Sie hatten uns durch das Fäßchen Austern sehr überrascht. Es war bey warmem Wetter angelangt und der Inhalt fand sich völlig genießbar. Das beygefügte Stück[1] ward sehr gut aufgenommen und wirklich, man hätte ein sehr bärbeißiger Recensent seyn müssen, wenn man unter solchen Umständen das Verdienst dieser Arbeit nicht hätte anerkennen wollen.

Sehr oft wünschen wir bey manchem Genusse, daß Sie auch, wie vormals, daran Theil nehmen möchten. Besonders hat unser Theater durch die Aufführung des Tell zum Schluß des Winters etwas Vorzügliches geleistet. Es wird erst gegen Michael in Druck erscheinen und das erste Exemplar, was mir zur Hand kommt, soll die Reise zu Ihnen sogleich antreten. Lassen Sie uns dagegen manchmal etwas von Ihren See- und Handelsproducten zukommen und versäumen Sie nicht uns von Zeit zu Zeit von Ihrem Befinden Nachricht zu geben.

Der ich mich und die Meinigen zu geneigtem Andenken angelegentlich empfehle.

Weimar am 11. July 1804.

Goethe.

---

[1] Von Corti, der durch Meyer ein Drama an Goethe gesandt hatte mit der Bitte, „keine Notiz von ihm als Schriftsteller zu nehmen, sondern seine kleine Arbeit etwa beim Dessert, das aber aus diesen Austern bestehen müßte, gefällig anzusehen."

1070.*

An Zelter.

Ihr Aufsatz,[1] verehrter Freund, hat mir und einigen Eingeweihten, denen ich solchen communicirt, viel Vergnügen gemacht, ja er hat uns erbaut und wir sind in unserer Überzeugung vom Guten und Rechten gestärkt worden. Er ist ganz aus dem Grunde des Charakters und Talents hervorgegangen und muß auf einigermaßen empfängliche Gemüther die lebhafteste Wirkung hervorbringen. Was wird aber die Welt daran finden und daraus machen? die nicht gern hören mag, wenn man die Klagepuncte gegen sie articulirt, und die freylich nicht daran denken kann einen würdigen Genuß zu schaffen, den sie nicht kennt, sondern vielmehr nach einem flüchtigen hascht, der sich aus ihr selbst gebildet hat und ihr also gemäß ist.

Sehr schlimm ist es in unsern Tagen, daß jede Kunst, die doch eigentlich nur zuerst für die Lebenden wirken soll, sich, insofern sie tüchtig und der Ewigkeit werth ist, mit der Zeit im Widerspruch befindet und daß der ächte Künstler oft einsam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt ist, daß er das besitzt und mittheilen könnte was die Menschen suchen.

Wir sind darin mit Ihnen einverstanden, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sey und daß für ein Gouvernement selbst in jedem Sinne nichts wünschenswerther seyn müßte als zugleich eine Kunst und höhere Gefühle zu nähren und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ist. Sie haben hierüber sich so schön und bündig ausgedrückt, daß man nichts hinzuzusetzen wüßte.

[1] Vergl. Brief 1064.

Nun wollten wir aber um der Wirkung willen Ihnen ans Herz legen, daß Sie wo möglich die Opposition, in der Sie mit der Zeit stehen, verbärgen, auch überhaupt mehr von den Vortheilen welche Religion und Sitten aus einer solchen Anstalt ziehen, als von denjenigen sprächen welche die Kunst zu erwarten hat. Zu dem Guten, von dem wir überzeugt sind, die Menschen zu bewegen, dürfen wir uns nicht unserer Argumente bedienen, sondern wir müssen bedenken, was ohngefähr die ihrigen wären.

Heute sage ich nicht mehr, damit gegenwärtiges, das ich schon so lange verschoben, fortkomme. Der Aufsatz liegt bey, den ich mir habe abschreiben lassen, um ihn manchmal wieder zu lesen und solchen Freunden mitzutheilen, die sich daran erquicken.

Wie sehnlich wünschte ich Sie in dem Wirkungskreise zu sehen, außerhalb dessen Sie, wie ich wohl fühle, nicht zufrieden leben können.

Haben Sie irgend eins meiner, oder eines Freundes Lieder componirt, so bitte ich mir solche gefällig zuzusenden. Es ist zwar jetzt alles ton- und klanglos um mich her, aber was von Ihnen kommt, verschaffe ich mir doch zu hören und ich fühle mich wieder auf eine ganze Zeit erfrischt . . .

Leben Sie recht wohl und gedenken mein und schreiben mir bald wieder.

W. d. 13. Juli 1804. G.

1071.*

An Christiane Vulpius.

Ich habe mich lange nicht so wohl befunden als diese Tage her, sogar habe ich wieder Lust zum Götz, deßwegen

ist mirs doppelt lieb daß du auch vergnügt in Lauchstedt bist. Bleibe so lange dort als es dir gefällt und laß dir vom Cassier[1] geben was du brauchst. Von deiner Leipziger Reise hoff ich gutes zu hören. Es ist recht artig daß du diese Stadt auch einmal ausser der Messe siehst . . .

Lebe recht wohl und vergnügt. Im Hause geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geistchen scheint darin umzugehen und alles anzuordnen. Alles grüßt.

W. d. 17. Jul. 1804. G.

1072.

An Christiane Vulpius.

Dein Brief mit der Post kam zu rechter Zeit an, auch der heutige durch den Boten. Ich wünsche dir Glück daß alles so gut geht und freue mich herzlich darüber. Hier im Hause geht alles auch in der Ordnung. Voßens waren vier Tage hier und da war das Essen recht ordentlich. Es ist noch kein Verdruß vorgefallen. Carl besonders macht alles nach meinem Sinn.

Ich bin am Götz und wenn ich noch vierzehn Tage fortfahre; so kann ich damit zu Rande kommen.

Nun dächte ich du schicktest Sonntag den 29ten den Wagen, da könnte Dienstag d. 31. Jul. Gustel und Herr Riemer[2] abfahren und es hinge von dir ab Montag d. 6. Aug. oder acht Tage später zurückzukommen. Solange dir's Freude macht, solange bin ich es auch zufrieden. Die Stunden die ich sonst mit dir verplaudere arbeite ich am Götz und so wird auch dir ein Vergnügen auf deine Rückkunft bereitet.

---

[1] Des dort gastierenden Weimarer Theaters.

[2] Fr. Wilh. Riemer (1774—1845), seit September 1803 Augusts Hauslehrer später (1812) Professor am Weimarer Gymnasium, von 1816 an der Weimarer Bibliothek. Er war vielfach Goethes Sekretär.

Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich daß die freymüthigen und eleganten Misgönner erst ihren Zweck erreichen, wenn man sich ärgert. Freylich muß es die Neider verdrießen wenn die Königin Mutter von Preußen überall sagt und wiederhohlt daß sie in Berlin so eine Vorstellung nicht zusammenbringen wie die vom Tell die sie in Lauchstedt sah. Das macht bös Blut und Galle die sie dann in ihren Blättern ausschütten.

Lebe recht wohl und vergnügt, und schreibe fleißig. Waschwasser kommt mit, Wein soll folgen.

W. d. 24. Jul. 1804.

G.

1073.

An Christiane Vulpius.

Die Kutsche ist glücklich angekommen und August war ausser sich für Freuden als er vernahm wo es hinaus sollte. Er kommt nun mit Riemer und ich wünsche euch zusammen viel Vergnügen. Ich freue mich sehr daß dir alles nach Wunsch geht und bin recht wohl zufrieden daß du d. 6. August auf deinen Geburtstag nach Tische bey mir wieder eintreffest. Ich will eine Flasche Champagner parat halten um dich gut und freundlich zu empfangen. Denn mich verlangt sehr dich wieder zu haben. Im Hause geht alles ordentlich. Nach Lauchstedt kann ich nicht. Sage aber der Gesellschaft daß wie sie ankommen Leseprobe vom Götz seyn wird. Grüsse alles. Und gedencke mein. Auf baldiges Widersehn.

W. d. 28. Jul. 1804. G.

1074.

An Zelter.

Für die durch Dem. Amelang[1] überschickten Comödienzettel danke vielmals. Auf das Schillerische Lied[2] freue ich mich; es soll so gut als möglich executirt werden, sobald unsere Umgebung wieder zu klingen anfängt.

Von meinem Götz von Berlichingen hoffe in vier Wochen Leseprobe zu halten. Daß es damit so weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr und was ich gewoben hatte, immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz:[3] was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggethan seyn sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig.

Nun wollte ich Sie um ein Paar kleine Stücke Musik bitten, erstlich zu Georgens Lied: Es fing ein Knab ein Vögelein, das Sie, wie ich glaube, schon componirt haben. Zweytens um einen sanften, andächtigen, herzerhebenden vierstimmigen Gesang, mit lateinischem Text, der ohngefähr acht Minuten dauert. Es kann ein Stück aus einer Messe seyn, oder was es auch sonst ist.

Wie sehr wünschte ich, daß wir uns näher wohnten, oder beyde mobiler wären; denn es ist nicht zu berechnen,

[1] Schauspielerin.
[2] Berglied.
[3] Ueber den Zustand des Kunstwesens im preußischen Staate.

was dauernde wechselseitige Mittheilung hervorbringt. Lassen Sie uns also wenigstens von Zeit zu Zeit schriftlich communiciren.

Schiller hat in seinem Tell ein treffliches Werck geliefert dessen wir uns alle zu erfreuen haben.

Tausend Lebewohl.

W. d. 30. Jul. 1804.

Goethe.

1075.

An W. v. Humboldt.*

(30. Juli.)

Vorliegendes Blättchen No. 1[1] hatte ich schon vor Monaten an Ihre liebe Dame geschrieben; sie ist die Zeit hier gewesen und ich habe das Vergnügen gehabt mich mit ihr zu unterhalten; sie ist, wie ich höre, glücklich in Paris an- und niedergekommen.[2] Möge sie nun auch bald Ihren Herrn Bruder[3] dort umarmen, der für uns gewissermaßen von den Todten wieder aufersteht. Ihr lieber Brief vom 25. Februar ist mir seiner Zeit auch richtig geworden und ich merke jetzt, indem ich die lange Pause, worin ich nichts von mir hören lassen, überdenke, in welchen sonderbaren Bewegungen mir diese Zeit verstrichen.

Schillers Tell ist schon eine Weile fertig und gespielt, ein außerordentliches Product, worin seine dramatische Kunst neue Zweige treibt und das, mit Recht, eine große Sensation macht. Sie werden es auch bald erhalten; denn es wird schon daran gedruckt.

---

[1] Ein Brief an Caroline v. Humboldt vom 25. Januar.

[2] Mit einem Mädchen, das nach wenigen Wochen starb.

[3] Alexander v. Humboldt kehrte aus Südamerika zurück.

Ich habe mich zu einem Versuch verführen lassen meinen Götz von Berlichingen aufführbar zu machen. Dieß war ein fast unmögliches Unternehmen, indem seine Grundrichtung antitheatralisch ist, auch habe ich, wie Penelope, nun ein Jahr immer dran gewoben und aufgedröselt, wobey ich viel gelernt, ich fürchte aber, zu dem vorliegenden Zweck, nicht alles geleistet habe. In ohngefähr sechs Wochen denke ich ihn zu geben[1] und Schiller wird Ihnen wohl ein Wort darüber sagen . . .

Überhaupt ist man in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttigerische Kobold weggebannt ist; auch geht es auf unserer Schule recht gut. Voßens ältester Sohn[2] ist als Professor angestellt, der von seinem Vater diese gründliche Neigung zum Alterthum und besonders von der Sprachseite geerbt hat, worauf doch alles bey einem Schulmanne ankommt.

Riemer hält sich in meinem Hause auch recht gut und ich bin mit den Fortschritten meines Knaben, der freylich mehr Neigung zum Gegenstand als zum Ausdruck hat, ganz leidlich zufrieden.

Das Project der Frau von Stael einen Theil des Sommers hier zuzubringen ist durch den Tod ihres Vaters vereitelt worden. Sie hat Schlegeln[3] von Berlin mitgenommen, sie sind zusammen in Coppet und werden wohl gegen den Winter nach Italien kommen. Ein solcher Besuch muß Ihnen, werther Freund, erfreulicher seyn als mancher andere . . .

Daß Sie an meiner natürlichen Tochter Vergnügen gehabt, gereicht mir zu großem Troste. Denn wenn ich gegen meine abwesenden Freunde so lange stumm bin, so ist

---

[1] Die erste Aufführung erfolgte am 22. September.

[2] Joh. Heinrich Voß (1779—1822).

[3] A. W. Schlegel begleitete Frau v. Staël nach Italien, Paris und dem Schloß Coppet am Genfer See.

mein Wunsch durch das was ich im Stillen arbeite, mich endlich auf einmal wieder mit Ihnen in Verhältniß zu setzen. Leider bin ich von dieser Arbeit abgekommen und weiß nicht, wenn ich die Folge werde leisten können.

Haben Sie die zwanzig lyrischen Gedichte gesehen, die in einem Taschenbuche dieses Jahres[1] von mir herausgekommen sind? Einiges befindet sich darunter das Ihnen nicht mißfällig seyn sollte. Vergelten Sie nicht gleiches mit gleichem und schreiben mir bald. Theilen Sie mir manche Bemerkungen über Länder, Nationen, Menschen und Sprachen mit, die so belehrend und aufforderud sind. Versäumen Sie auch nicht mir von Ihrer und der lieben Ihrigen Gesundheit etwas zu melden.

1076.

An Christiane Vulpius.

Daß ihr den Montag wiederkommt freut mich sehr, ich wollte ihr wärt schon da. Wenn man zusammen ist; so weiß man nicht was man hat, weil man es so gewohnt ist. Wir wollen recht vergnügt diese schönen Monate noch zusammen leben.

Im Hause geht alles recht gut und ich kann durchaus zufrieden seyn. Auf deine Erzählungen freue ich mich sehr, auch hier passirt einiges merckwürdige.

Schiller ist leider in Jena sehr kranck gewesen, aber wieder ausser Gefahr. Die Frau ist glücklich von einer Tochter[2] entbunden.

Lebet recht wohl und vergnügt euch und kommt glücklich wieder. Ich liebe dich von ganzem Herzen.

W. d. 1. Aug. 1804. Goethe.

---

[1] „Taschenbuch auf das Jahr 1804". Herausgegeben von Wieland und Goethe.
[2] Emilie, am 25. Juli.

1077.*

An Schiller.

Ihre Hand wieder zu sehen war mir höchst erfreulich. Über Ihren Unfall, den ich spät erfuhr, habe ich gemurrt und mich geärgert, so wie sich meine Schmerzen gewöhnlich auslassen. Sehr herzlich freue ich mich daß es besser geht. Halten Sie Sich nur ruhig in dieser heißen Zeit.

Von Zelter folgt hier ein Brief an mich und Sie. Es ist eine grundwackre und treffliche Natur, die unter Päpsten und Kardinälen, zu recht derber Zeit, hätte sollen gebohren werden. Wie jämmerlich ist es ihn, auf diesem Sand, nach dem Elemente seines Ursprungs schnappen zu sehen . . .

W. d. 5. Aug. 1804. G.

1078.*

An den Prinzen August von Gotha.

. . . Ich habe mich jederzeit sorgfältig bey allen Gothanern, die ich gesehen, um Ew. Durchl. Befinden erkundigt und mit Vergnügen vernommen, daß Ihre Heiterkeit, wie immer, diejenigen Übel überwiegt, denen man mehr oder weniger nicht ausweicht. Um von mir zu reden, so habe ich bisher in allerley unerwarteten und unerwünschten Thätigkeiten gelebt, und wie gar manches in der Welt einen umgekehrten Gang nimmt, so häufen sich die Forderungen, die an uns geschehen, mit dem Alter, das uns ihnen genug zu thun unfähiger macht, anstatt daß wir in der Jugend aus Mangel an Einsicht und Verbindungen oft nicht wissen, wo wir mit unsern Kräften hin sollen. Erlauben mir Ew. Durchl. diese allgemeine Betrachtung anstatt der besondern, die sich mir

beym Schreiben aufdringen, und vergönnen mir die Erzählung manches Erfreulichen und Unerfreulichen bis auf den Augenblick zu versparen, in welchem ich das Glück haben werde aufzuwarten, den zu beschleunigen mir jetzt eine wahre Angelegenheit ist. Unter manchen andern Dingen beschäftigt mich gegenwärtig die Umarbeitung des Götz von Berlichingen, wobey ich mir wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißr, als ein wahres Symbol der zeitlichen Ewigkeit vorkomme. Ohngefähr in sechs Wochen hoffe ich ihn spielen zu lassen und nach dreyßig Jahren von diesem wiedergebornen Mondkalb zum zweytenmal entbunden zu werden. Ist es mir möglich, so halte ich meinen Kirchgang zu Ihnen; wenigstens will ich mich auf dieses Fest, wenn es mir auch nicht gewährt seyn sollte, zum Voraus freuen. Erhalten Sie mir ein gnädiges Andenken, empfehlen Sie mich dem verehrten Franckenbergischen Hause[1] und bleiben meiner, obgleich oft stummen, doch ewig treuen Anhänglichkeit versichert.

Abgeschickt d. 6. Aug. 1804.

1079.

An Zelter.

Für die baldige Übersendung des Liedchens[2] danke ich zum allerschönsten, und will nun etwas näheres wegen des Chors zu Götz sagen. Es wird eigentlich zur Trauung von Maria und Sickingen gesungen. Der einfache Kirchzug geschieht mit Gesang übers Theater, eine Orgel kann man recht gut von weitem hören, und da die Capelle zunächst ist, so hört man auch den Gesang fort, indessen außen eine Scene vorgeht. Sie werden daher die Güte haben etwa

[1] Familie des Ministers S. Fr. Ludwig v. Franckenberg.
[2] Georgs Lied im „Götz".

Worte aus einem Psalm zu wählen. Der Charakter ist, wie Sie bemerken, feyerlich und sanft, ins Traurige ziehend, wegen der Umstände, und die folgende Scene vorbereitend, wo die eben erst Getrauten vom Götz gleichsam fortgetrieben werden. Alles wohl überlegt, so haben Sie völlig recht, daß acht Minuten zu lang ist; wir wollen uns mit vieren begnügen, welche auszufüllen völlig in meiner Gewalt steht.

Wegen des Tabaks[1] kann ich folgendes melden:

Er war allerdings von unserer gnädigen und gütigen Fürstin, der Herzogin Mutter, welche diese Schachtel in Neapel hatte geschenkt bekommen und diesen Schatz lange Zeit aufbewahrt hatte. Wo also eine gleiche herzunehmen? wäre eine schwer zu beantwortende Frage. Nun kommt es darauf an, ob sich etwa ein ähnlicher irgendwo entdecken läßt. Hie und da möchte wohl noch etwas dergleichen in den Garderoben unserer hohen Gönner zu finden seyn, an Erkundigung soll es nicht fehlen und sobald sich etwas zeigt, soll es übersendet werden. Es wird mir eine große Freude seyn, wenn ich Ihnen wieder eine Provision verschaffen kann.

Die Melodie des Ständchens ist sehr angenehm und paßt freylich besser auf mein Lied, als mein Lied auf die Reichardtische sehr lobenswürdige Melodie paßt, wofür Ihnen also der schönste Dank bebracht seyn soll.

Das Liedchen für George ist ganz zweckmäßig ohne Instrumental Musik. Wir wollen sehen wie sich das Knäblein herauszieht.

Ich verlange sehr diesen umgearbeiteten Götz außer mir zu sehen. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge incommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, so wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde zwar gesammelt,

[1] Spaniol.

aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden spielen. Sollte es in Berlin gegeben werden, so bitte ich Sie gar sehr mir gleich von dem ersten Eindruck zu schreiben, den es auf Sie macht; denn außer der Exposition der ersten anderthalb Acte, welche fast ganz geblieben sind, ist das Stück durchaus decomponirt und recomponirt.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und danken Sie ihr für den Antheil an meinen Söhnen und Töchtern. Leider steht es mit der Fortsetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde. Ja ich bin sogar manchmal versucht den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören und aus dem Ganzen der erst intendirten 3 Theile ein einziges Stück zu machen. Freylich würden die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen. Leben Sie wohl und verzeihen heute ein confuses Geschreibe.

W. d. 8. Aug. 1804. G.

1080.

An Eichstädt.

Die Theilnahme des Herrn Bernhardi[1] an unserm Institute ist von solcher Bedeutung, daß ich sehr wünsche, man möchte sich auch über den gegenwärtigen Fall vereinigen. Ich theile nur im Allgemeinen und wie die Stunde mich drängt, aus dem Stegreif meine Gedanken mit.

Jeder Dichter baut sein Werk aus Elementen zusammen, die freylich der Eine organischer zu verflechten vermag, als

[1] Aug. Ferd. Bernhardi (1770—1820), Berliner Schulmann, Tiecks Schwager, sollte Schillers Gedichte für die „Litteratur-Zeitung“ rezensieren; die Rezension ist jedoch nicht erschienen.

der Andere, doch kommt es auch viel auf den Beschauer an, von welcher Maxime dieser ausgeht. Ist er zur Trennung geneigt, so zerstört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künstler zu erringen strebt; mag er lieber verbinden, so hilft er dem Künstler nach und vollendet gleichsam dessen Absicht.

Man kann in Raphaelischen Frescogemälden zeigen, wie sie theilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang, als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah untersuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen seyn.

Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstich und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technische Atome zerlegen, so fallen die höchsten Kunstwerke, Odyssee und Ilias, vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander. Ja, wer wird läugnen, daß selbst Sophokles manchmal seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe.

Das alles soll nur soviel andeuten, daß der Dichter, besonders der moderne, der lebende, Anspruch an die Neigung des Lesers, des Beurtheilers machen und voraussetzen darf, daß man constructiv mit ihm verfahre und nicht durch eine disjunctive Methode ein zartes, vielleicht schwaches Gewebe zerreiße oder den etwa schon vorhandenen Riß vergrößere.

Herr Bernhardi scheint die Härte seiner trefflichen Bemerkungen selbst zu fühlen, indem er sagt: manches scheint hier hart, weil ich das individuell bindende Princip nicht ausführen kann, weil die Verhältniße fehlen zur absoluten Kunst ꝛc.; ferner: bey dem edlen Dichter erscheint die Disharmonie als irdische Bedingung einer schönen Natur, als menschliche Schwäche einer edlen Seele, als negatives Glied eines schönen Gegensatzes.

Könnte Herr Bernhardi bey Beurtheilung der Werke unseres Freundes von diesen lebendigen und belebenden Principien ausgehn, könnte er bey der Behandlung mit billiger Milde verfahren, so brauchte nichts von den Gesinnungen und Überzeugungen verschwiegen zu werden und das Resultat müßte dem Dichter, seinen Freunden und dem Publicum höchst erwünscht seyn.

Noch eins! Bey strenger Prüfung meines eignen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sey. Jede Rückkehr vom Irrthum bildet mächtig den Menschen im Einzelnen und Ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber seyn kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtseyn zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu thun ist gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden.

Wie man endlich unserm Dichter durchaus die Lieblichkeit absprechen könne, will mir nicht zu Sinne. Sollte nicht z. B. im Wallenstein sich das Verhältniß zwischen Max und Thekla und was daher entspringt in hoher, wünschenswerther Anmuth darstellen?

Freylich müßte es erst recht erfreulich und belehrend seyn, sich mit einem Manne wie Herrn Bernhardi über unsere literarische Angelegenheiten mündlich ausführlich zu unterhalten; alsdann würde das, was in aphoristischen schriftlichen Wechselerklärungen streng, hart und einseitig erscheint, sich bald in lebhafte Schätzung der unbedingten Kunst und in milde Würdigung des bedingten dichterischen Individuums auflösen.

Jena den 15. September 1804. G.

1081.

An Zelter.

Sie erhalten den verlangten Brief, den ich mir gelegentlich wieder erbitte. Ich glaube wohl, daß Judas Ischarioth[1] in Berlin wenig Glück gemacht hat. Man muß ein Sonntagskind seyn, wenn man das Verdienst eines solchen Gegenstandes gewahr werden will. Dagegen findet sich in dem Verzeichniß der Berliner Ausstellung manche Seite, ja manches Blatt, worauf geschrieben stehet, was auf dem Gemählde nicht zu sehen ist und nicht zu sehen seyn kann.

Daß ich nicht an Ihren Vorlesungen Theil zu nehmen im Stande bin, thut mir sehr leid. Zwar ist es meiner Natur gemäß an einem kleinen Orte zu leben; aber das schlimmste ist, daß man da fast nichts zu genießen hat, als was man sich selbst auftischt, da man an großen Orten oft und bequem zu Gaste gehen kann.

Bey Gelegenheit des zu Gaste Gehens fällt mir ein irdisch Bedürfniß ein, das Sie recht gut befriedigen können. Schicken Sie mir doch mit dem Postwagen einen halben Scheffel ächte märkische Rübchen, nur lassen Sie solche gut emballiren, damit sie nicht gleich von der Kälte leiden. Dagegen sende ich nächstens wieder einige griechische Früchte, die den großen Vorzug haben, daß sie Leib und Seele zugleich erquicken. Tausend lebe wohl.

W. d. 16. Dez. 1804.

J. W. v. Goethe.

---

[1] Ein Bild, dessen Beschreibung Zelter am 7. Oktober gesandt hatte.

1082.

An Schiller.

Sagen Sie mir, bester Freund, ein Wort von Sich und Ihren Arbeiten. Meine Versuche mich der hohen und schönen Welt zu nähern sind mir nicht zum Besten gelungen. Wenigstens auf einige Tage bin ich wieder in's Haus zurückgedrängt. Da möcht ich denn etwas erfreuliches von Ihrer Warte her. Und zugleich fragen ob Ihre Dame wohl morgen früh den Donnerstag mit den Freundinnen bey mir feyern möchte. Wohlseyn und Stimmung!

d. 9. Jan. 1805. G.

Eben höre ich daß die Hoheit[1] uns morgen beglückt. Es wäre recht artig wenn Sie sich entschlössen auch Theil zu nehmen.

1083.

An Schiller.

(17. Januar.)

Ob nun nach der alten Lehre die humores peccantes im Körper herumspazieren, oder ob nach der neuen die verhältnißmäßig schwächeren Theile in Désavantage sind, genug bey mir hinkt es bald hier, bald dort, und sind die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen ans Diaphragma, von da in die Brust, ferner in den Hals und so weiter ins Auge gezogen, wo sie mir denn am allerunwillkommensten sind.

Ich danke Ihnen, daß Sie der gestrigen Vorstellung[2] haben beywohnen wollen. Da das Stück günstig aufgenommen

[1] Erbprinzessin Maria Paulowna.

[2] Goethes „Mitschuldige“ waren am 16. Januar zum ersten Male in Weimar gegeben worden, zusammen mit dem „Bürgergeneral“, der seit 1793 im Weimarer Repertoire war.

worden, so läßt sich noch manches dafür thun, wie schon jetzt geschehen ist: denn es ist verschiedenes geändert. Mich dünkt, die Hauptsache kommt darauf an, daß man das, was allenfalls noch zu direct gegen die Decenz geht, mildere und vertusche, und daß man noch etwas heiteres, angenehmes, herzliches hineinretouchire. Bey den paar Proben, die ich im Zimmer hatte, ist mir manches eingefallen. Ich schicke Ihnen gelegentlich das Theaterexemplar, wo Sie die Veränderungen, die ich in diesem Sinne gemacht, schon beurtheilen können und mir Rath geben werden zu ferneren. Auch wird man die Schauspieler mehr bearbeiten können, da es doch der Mühe werth ist: denn ein Stück mehr auf dem Repertorium zu haben, ist von größerer Bedeutung als man glaubt.

Den Bürgergeneral will ich ehstens vornehmen. Ich dachte schon die dogmatische Figur des Edelmanns ganz herauszuwerfen; allein da müßte man einen glücklichen Einfall haben am Schluß die widerwärtigen Elemente durch eine Schnurre zu vereinigen, damit man den Deus ex machina nicht nöthig hätte. Das müßte man denn gelegentlich bedenken.

Da Oels bis auf den 26. Urlaub hat, so würde man wohl bey der frühern Austheilung[1] bleiben. Ich wünsche zu hören, wie weit Sie sind und wann Sie glauben Leseprobe halten zu können.

Da ich sobald noch nicht ausgehen kann, so besuchten Sie mich vielleicht bey guter Tageszeit auf ein Stündchen, vielleicht im Mittage. Ich würde Ihnen dazu den Wagen schicken.

Ich wünsche, daß Sie wohl leben und an eigene Plane denken mögen.

G.

---

[1] Der „Phädra" in Schillers Uebersetzung.

1084.*

An Eichstädt.

. . . Was das philosophische Fach betrifft, so lassen Sie uns auf dem Wege verharren, den wir eingeschlagen haben und der sich schon als der beste bewährt hat. Überhaupt müssen wir von Rechts wegen besser wissen, was dem Publicum frommt, als es selber. Die Bürger einer Stadt können verlangen, daß die Brunnen laufen und daß Wasser genug da sey, aber woher es zu nehmen, das ist des Röhrmeisters Sache. Das Publicum in seiner Dunkelheit verlangt immer Wasser über Wasser und perhorrescirt oft die ergiebigsten Quellen; man muß das gut seyn lassen, still seyn und nach Überzeugung handeln . . .

Weimar den 23. Januar 1805. Goethe.

1085.

An J. v. Müller.

Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich mich zu meinem Schreiben einer fremden Hand[1] bediene; ich komme sonst besonders in dieser traurigen Jahrszeit nicht leicht zu dem Entschluß mich mit meinen lieben Abwesenden zu unterhalten.

Zuvörderst also nehmen Sie meinen besten Dank, daß Sie bey so großer und wichtiger Veränderung[2] Ihres Zustandes nicht nur den Gesinnungen nach der unsre geblieben sind, woran ich niemals gezweifelt habe, sondern auch thätig bey

---

[1] Riemers.

[2] Johannes v. Müller war Hofhistoriograph in Berlin geworden.

einem Institut fortwirken wollen, das Sie unter seine würdigsten Stifter zählt. Nehmen Sie Dank für die Zusicherung, daß Sie auch dieses Jahr im Geiste und mit der That sich zu uns halten werden. Leichter wird auf diese Weise manches Beschwerliche und Unangenehme zu überwinden seyn.

Daß bey einer neu eintretenden Jahres-Epoche die Mißwollenden ihr ganzes Klatschtalent aufbieten würden, um den Fortgang einer Anstalt, deren Möglichkeit sie zuerst läugneten, verdächtig zu machen, war vorauszusehn und es wird nicht das letztemal seyn, und hier bleibt auch wieder das Beste sie durch die That zu beschämen. Der Jenner[1] wird nächstens seine Gaben complet über das Publicum verbreiten, und ich denke, man soll ihn nicht karger finden, als seine zwölf ältern Brüder.

Übrigens wird Herr Hofrath Eichstädt wohl schon einiges über die Verhältnisse gemeldet haben und auch ich, der ich den literarischen sowohl als ökonomischen Zustand der Anstalt ziemlich kenne, kann Sie als einen freundschaftlichen Theilnehmer versichern, daß das Ganze von keiner Seite auch nicht die mindeste Gefahr läuft.

Dürfen wir denn wohl gegen das Frühjahr hoffen Sie bey uns zu sehen? Wir haben jetzt eine schöne junge Heilige[2] bey uns, zu der es wohl zu wallfahrten der Mühe werth ist. Besonders wünschte ich, daß Sie, mein Verehrter, unsre Erbprinzessin sähen, da Sie eine so große und weite Welt kennen und in jedem Sinn das Seltene besser zu schätzen wissen, als mancher andere.

Mögen Sie mir wohl gelegentlich ein Wort sagen, wie es Ihnen geht und mit was Sie sich vorzüglich beschäftigen? Was mich betrifft, ich habe diesen Winter zwar nicht viel

[1] Das Januarheft der „Litteratur-Zeitung".
[2] Maria Paulowna.

gethan, doch einiges zu Stande gebracht, was Ihnen Ostern vielleicht einige Unterhaltung gewährt.

Sehen Sie manchmal Herrn Tralles?[1] Wie geht es dem guten Mann, dem ich empfohlen zu seyn wünsche, wie auch Herrn Fichte, von dessen didaktischer Thätigkeit mir manches Gute zugekommen ist.

Herr Zelter ist gewiß auch unter denen, die Sie kennen und schätzen. Wohl wünschte ich Sie zusammen einmal in Berlin zu besuchen, wenn nur an einer solchen Expedition nicht andre Abenteuer hingen, die ich zu bestehen nicht den Muth habe.

Schiller grüßt. Er ist diesen Winter nicht ganz wohl, doch immer auf eine oder die andre Weise thätig. Auch Ihr Landsmann Meyer, der immer geschäftig ist, wünscht Ihnen empfohlen zu seyn.

Frau von Stael ist in Italien. Ob ihre passionirte Formlosigkeit durch diesen Aufenthalt etwas bestimmter werden, ob sie mehr Neigung zu den Künsten bey ihrer Rückkehr haben wird, muß die Zeit lehren. Marmontels Memoires[2] haben Ihnen doch auch wohl viel Freude gemacht. Das herzlichste Lebewohl.

W. d. 25. Jan. 1805. Goethe.

1086.

An Zelter.

Rübchen und Fisch sind glücklich angekommen, die ersten schön trocken, der zweyte tüchtig gefroren. Den Leberreim bleib' ich schuldig, so wie manches andre. Ich muß mir verschiedenes erst vom Halse schaffen, ehe ich wieder an

---

[1] Joh. Georg Tralles, Professor in Berlin.

[2] Memoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants.

einiges denken kann, was Ihnen Freude macht. Indessen werden Sie zwischen hier und Jubilate von mir und andern Freunden hie und da manches antreffen, woran Sie Theil nehmen mögen.

Durch Oels[1] hoffe ich von Ihnen zu erfahren und das versprochene Lied zu erhalten.

Götz von Berlichingen, der neue, ist schon seit Anfangs December an Iffland abgegangen. Es ist nun aber seine Manier in solchen Fällen stumm zu seyn und das Wesen bey sich zu cohobiren und zu schmoren, bis er es endlich gar genug glaubt, um damit hervorzukommen. Lassen Sie sich also nichts davon merken. Einem Mann von seinen Verdiensten muß man eine Eigenheit schon nachsehen, um so mehr, da eine solche Handelsweise in seiner Lage vielleicht nöthig ist. So viel für heute. Danken Sie Ihrer lieben Frau für das Übersendete. Das Recept ist genau befolgt worden und das Gericht ist sehr gut gerathen.

Nächstens wieder von Erscheinungen entgegengesetzter Polarität, von griechischen Gemählden und vom Tarentiner Spaniol. Leben Sie heiter und gedenken mein.

Weimar, den 29. Januar 1805. Goethe.

1087.

An Charlotte v. Stein.

Bey mir sieht es nicht so zierlich aus als in dem kleinen Billet, das ich mit Danck zurückschicke.[2] Mein Bote wird erzählt haben wie es ohngefähr mit mir steht.[3] Ich dancke für Ihr Andencken, für Ihre Theilnahme. Sagten Sie

---

[1] Schauspieler Oels war in Berlin auf Urlaub.

[2] Es war ein Billet der Erbprinzessin über „Werther“, das dem Brief der Frau v. Stein beigelegen hatte.

[3] Goethe war schon seit Dezember leidend; im Januar war ein schmerzhaftes Nierenleiden hinzugetreten.

denn wohl unsrer gefeyerten Großfürstinn heute ein Wort des redlichsten Wunsches und der herzlichsten Verehrung von einem kaum erstandenen; dem sein kümmerliches Halbdaseyn gerade in diesen Tagen recht verdrieslich ist. Leben Sie wohl und gedencken Sie mein.

d. 15. Febr. 1805. G.

1088.

An Schiller.

Sie haben mir eine große Freude gemacht durch die Billigung meiner Recensionen.[1] Bey solchen Dingen weiß man niemals, ob man nicht zu viel thut, und durch das zu wenig wird es eben gar nichts.

Bey den Anmerkungen zum Rameau,[2] die ich jetzt nach und nach dictire, will ich mich auf ähnliche Weise gehen lassen, um so mehr als der Text von der Art ist, daß die Anmerkungen auch wohl gewürzt seyn dürfen. Es läßt sich bey dieser Gelegenheit manches frey über die französische Literatur sagen, die wir bisher meistens zu steif, entweder als Muster, oder als Widersacher, behandelt haben. Auch weil überall in der Welt dasselbe Mährchen gespielt wird, findet sich bey recht treuer Darstellung jener Erscheinungen gerade das, was wir jetzt auch erleben.

Ich wünsche sehr Sie wiederzusehen. Wagen Sie sich aber doch nicht zu früh aus, besonders bei dieser wilden Witterung.

---

[1] In der „Allg. Litteratur-Zeitung" vom 13. Februar, besonders über Hebels „Allemannische Gedichte" und Grübels Gedichte.

[2] Goethe war wohl von Schiller zur Uebersetzung von Diderots „Rameaus Neffe" angeregt worden. Am 26. November 1804 steht zum erstenmal in Goethes Tagebuch „Le Neveu de Rameau". Eine Abschrift des in der Petersburger Kaiserlichen Bibliothek befindlichen Manuskripts des noch unveröffentlichten „Dialogs" hatte Schiller am 16. Juni von Wolzogen erbeten.

Neues habe ich heute nicht zu senden und wünsche also nur von Herzen baldige Besserung.

Weimar den 28. Februar 1805. G.

1089.

An Kirms.

Möchten Ew. Wohlgeb. doch den Herrn Haide sprechen, und ihn von der Unmöglichkeit überzeugen, in der wir uns befinden, seinen Wunsch zu gewähren. Sie können ihm alsdann manches sagen, was man in einer commissarischen Resolution nicht aufnehmen kann.

Der Zuschauer, vom ersten bis zum letzten, kann fordern, daß eine Vorstellung ununterbrochen fortgehe. Es ist das das erste Erforderniß, und wenn irgend eine Art von Illusion beym Zuschauer stattfindet, so wird sie durch das Außenbleiben eines Acteurs auf das Grausamste unterbrochen. Die Direction hat also zu sorgen, daß es nicht vorfalle.

Herr Haide hat selbst sich in der Verlegenheit gesehen, nach einem gewissen Monologe den folgenden Schauspieler eine Zeitlang zu erwarten. Der Fall ist bestraft worden, so wie alle, die bisher bemerklich geworden sind.

Kennt man auch überdies noch die eifersüchtige Aufmerksamkeit der Schauspieler, daß keine Ausnahme gemacht, daß einem wie dem andern begegnet werde, so folgt unausweichlich, daß fürstlicher Commission in dieser Sache, die ihr ohnehin kein Vergnügen macht, die Hände gebunden seien.

Wie viel läßt sich nicht noch hinzufügen, was unmittelbar aus dem Verhältniß folgt!

Weimar 7. März 1805.

1090.*

An Eichstädt.

So sehr ich dem romantischen sämmtlichen Banner an Rittern, Knappen und Troß das Beste wünsche und auch recht gerne sehe, daß sie auf unserm Felde gut behandelt werden, so würde ich doch nicht rathen die zurückkommenden drey Recensionen in die Zeitung einzurücken, da sie gar zu schüler- und jüngerhaft abgefaßt sind.

No. 1[1] ist der schwächste Compan und befindet sich im Zustande der hohlen Anbetung. Er würde sich am besten zum Bruder Redner in eine Freymaurerloge schicken, wo man hinter den Worten keinen Gehalt verlangt; er versichert, daß seine Meister erreicht haben, was sie unternahmen, welches doch ein großer Unterschied ist.

No. 2[2] scheint ein fleißiges Subject zu seyn und wäre vielleicht mit ihm wegen der Sprach- und Literaturkenntniß die Connexion zu erhalten; doch steckt er auch noch viel zu tief in der Verehrung, als daß er sobald zum Urtheil gelangen sollte.

No. 3[3] ist bey weitem der beste; er hat hübsche Anlagen und Ansichten, aber sein Urtheil ist zu lobrednerisch. Auch er steckt in diesem Genre drinnen und übersieht es nicht, gehört auch übrigens zu den Autochthonen, die, indem sie aus den Erdschollen hervorspringen und ihres Daseyns gewahr werden, überzeugt sind, daß die ganze Welt in diesem Augenblick geschaffen sey, und was vorher da war nur allenfalls in einer trüben und verkleinernden Entfernung erblicken.

---

[1] Der Dresdener Känisch.
[2] Kandidat Hartmann in Dresden.
[3] Der Dichter Zacharias Werner (1768—1823), damals in Warschau.

Wie weit müßten wir in den Hauptpuncten seyn, wenn so kleine Schriftchen eine so umfängliche Kritik verdienen sollten!

. . . In allem wie immer

Weimar den 30. März 1805.

Goethe.

1091.

An F. H. Jacobi.

Nur mit wenigen Worten sage ich dir, daß du mich im Juni todt oder lebendig in Weimar antriffst. Ich hoffe letzteres und freue mich sehr dich auf deinem Übergange in ein neues Leben[1] zu begrüßen.

Ich würde dir eine Wohnung in meinem Hause anbieten, wenn ich meiner Gesundheit gewisser wäre, im schlimmen Falle ist es aber für Gäste, Wirth und Hausgenossen eine unerträgliche Pein. Übrigens können wir ruhig nach Lust zusammen verweilen.

Ich bin neugierig wen von den deinigen du mitbringst, alle sollen willkommen seyn. Ob du Schillern findest, weiß ich nicht zu sagen.

Für den Lessingschen Brief[2] danke ich und werde nächstens davon Gebrauch machen. Danke Gerstenbergen auch in meinem Namen dafür. Ich habe das Stück bey dieser Gelegenheit wieder durchgelesen und es auch nach meinen jetzigen Einsichten und Überzeugungen bewundern müssen. So viel für heute mit den besten Hoffnungen.

der Deine

Weimar den 19. April 1805. G.

---

[1] Jacobi ging nach München als Präsident der dortigen Akademie der Wissenschaften.

[2] An H. W. Gerstenberg (1737—1823) über dessen „Ugolino“.

1092.

An Schiller.

Für die Durchsicht der Papiere[1] danke ich Ihnen recht sehr und es freut mich, daß wir wegen jener Obliegenheiten einerley Meinung sind. Freylich ist es ein wunderbarer Blick in so kurz vergangene und doch in manchem so unähnliche Zeiten. Lassen Sie uns die Sache gelegentlich näher besprechen und ein Arrangement, so wie die weitere Bearbeitung vorbereiten.

Die drey Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns[2] sind gestern abgegangen. Ich weiß nicht welcher Mahler oder Dilettant unter ein Gemählde schrieb: in doloribus pinxit. Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron[3] die Gichtschmerzen nicht spürte.

Ich habe mich nun über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freylich in das weite und breite Feld der Musik. Ich will sehen nur einige Hauptlinien durchzuziehen und sodann so bald als möglich, aus diesem Reiche, das mir doch so ziemlich fremd ist, wieder herauszukommen.

Ich wünsche Glück zur Arbeit und freue mich bald etwas davon zu sehen.

Weimar d. 20. April 1805. G.

---

[1] Betreffend Goethes „ältere Verhältnisse zu Göschen“. Es handelte sich um die Herausgabe von Goethes Werken bei Cotta.

[2] „Winckelmann und sein Jahrhundert“ erschien 1805.

[3] Paul Scarron (1616—1660), der Schöpfer der französischen Travestie, litt seit seiner Jugend an einer quälenden Gliederlähmung.

1093.

An Schiller.

(25. April.)

Hier endlich der Rest des Manuscripts,[1] das ich noch einmal anzusehen und sodann nach Leipzig abzuschicken bitte. Wäre nicht alles was man thut und treibt, am Ende extemporisirt; so würde ich bey den sehr extemporisirten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Trost ist dabey, daß ich sagen kann: sine me ibis Liber! denn ich möchte nicht gerne überall gegenwärtig seyn, wohin es gelangen wird.

Ich habe indeß an der Geschichte der Farbenlehre zu dictiren angefangen und ein schweres Capitel aus der Mitte heraus bald absolvirt.

Übrigens geht es mir gut, solang ich täglich reite. Bey einer Pause aber meldet sich manche Unbequemlichkeit. Ich hoffe Sie bald zu sehen.[2]

G.

---

[1] Der Anmerkungen zu „Rameaus Neffen".

[2] Schillers Antwort hierauf vom gleichen Tage ist der letzte Brief, den er an Goethe geschrieben. Goethe hat ihn in seine Ausgabe des Briefwechsels mit Schiller nicht aufgenommen. Eckermann berichtet darüber aus einem zwischen Goethe, ihm, Wilhelm Rehbein und Riemer am 18. Januar 1825 stattgefundenen Gespräch. Goethe sagte im Laufe der Unterredung: „Schillers Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir (Eckermann) ihn zureichte. Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Ich las den Brief vor. „Sie sehen", sagte Goethe, „wie sein Urtheil treffend und beisammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805 — Schiller starb am 9. Mai." Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift."

1094.

An Schiller.

(26. oder 27. April.)

Beyliegende kleine Note haben Sie ja wohl die Gefälligkeit nach Leipzig zu befördern und gelegentlich den beyliegenden Versuch, die Farbengeschichte zu behandeln, durchzulesen. Lassen Sie das Manuscript bey sich liegen, bis ich den Schluß dieses Capitels zuschicke. Voran liegt ein kurzes Schema zur Übersicht des Ganzen.

G.

*

Es sind dies die letzten Zeilen, die Goethe an Schiller gerichtet hat. Am 9. Mai ist Schiller gestorben. In den „Tag- und Jahresheften 1805" erzählt Goethe von dem letzten Jahre seines Zusammenlebens mit Schiller. Er berichtet, wie er selbst in die Krankheit vom Dezember 1804 zurückgeworfen war, und fährt dann fort: „Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre, um uns niemals wiederzusehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigner Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am 9. verschieden und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen."

Goethe hatte den „Demetrius" des verstorbenen Freundes vollenden wollen — „es wäre die herrlichste Totenfeier gewesen.

Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen . . . Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf einen hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Anteil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten . . .

Die Übersetzung von Rameaus Neffen war noch durch Schillern nach Leipzig gesandt. Einige geschriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach seinem Tode zurück. Was er bei angestrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mir in seinem Sinne deuten, und so wirkte seine Freundschaft vom Totenreich aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen sich gebannt sah."

*

1095.*

An F. A. Wolf.

Für Ihren lieben Brief, als ein Vorläufer Ihrer baldigen Ankunft erwiedere ich sogleich meinen besten Dank. Wenn ich gleich wegen meiner Gesundheit noch immer in einiger Sorge bin, so wächst doch immer die Hoffnung, daß ich über die bösen, drey bis vierwöchentlichen Epochen des Rückfalls hinauskommen werde. Ich reite täglich, um durch die Bewegung den ganzen Körper dergestalt in Contribution zu setzen, daß er die fehlenden Capitel der Einnahme übertragen möge.

Winckelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beyträge sind in Setzershänden, unde nulla redemtio.

Es geht mir dabey wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr was ich geschrieben habe; und doch mußte ich, bey so oftmaliger Unterbrechung, die Sache so oft von vorn wieder aufnehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr daran gewahr werden konnte.

Noch einen andern Spaß werden Sie finden, der bey mir aus dem Jammer dieses Winters entstanden ist, Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot, aus dem Manuscript übersetzt mit einigen, freylich nur allzuflüchtigen Anmerkungen; Sie erhalten diese Novität wohl geschwinder von der Messe, als ich Ihnen ein besseres Exemplar zusenden kann . . .

Augusten habe ich mit einem Erfurter Kaufmann nach Frankfurt auf die Messe geschickt, damit er sich auch mit solch einem Wesen und Treiben bekannt mache. Er lebt lustig und in Freuden, besonders wird vieler Gastereyen erwähnt.

Mein ganzes Haus grüßt zum schönsten und ich werde mich suchen möglichst auf den Beinen zu halten, um Ihnen recht froh entgegen zu gehen. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns bald näher wissen, wenn wir Sie mit der lieben Mine[1] hier sehen. Es bleibt dabey, daß Sie bey uns wohnen, nur nehmen Sie vorlieb, wie es sich einrichten läßt.

W. d. 2. May 1805. G.

1096.

An Katharina Elisabeth Goethe.

Nehmen Sie, liebe Mutter, tausend Dank für alles das Gute das Sie unserm August[2] erzeigt haben! ich wünsche

---

[1] Wolfs Tochter Wilhelmine.

[2] August war am 8. April in Frankfurt eingetroffen. Er schrieb am gleichen Tage:

„Lieber Vater,

Ich bin hier glücklich und unverschert angekommen und befinde mich bei der Großmutter sehr gut. Ich fuhr den Freitag um 7 Uhr abends von Erfurth

daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Theil der Freude geben möge die uns jetzt seine Erzählung verschafft. Wir werden dadurch ganz lebhaft zu Ihnen und meinen alten Freunden versetzt. Dancken Sie herzlich allen die ihn so gütig aufnahmen. Dieser erste Versuch in die Welt hinein zu sehen ist ihm so gut gelungen daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber gehe. Seine Schilderung Ihres fortdaurenden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen,

---

ab und kam den Sontag um 7 Uhr abends in Frankfurt an, und ließ mich von einem Manne nach den goldenen Brunnen führen. Die Großmutter war aber nicht zu hause und man sagte mir sie wäre im Theater, ich eilte also dahin aber fand sie auch nicht. Es wurde gerade Aline Königin von Golkonda aufgeführt welches mir sehr gefallen hat. Heute werde ich mit der lieben Großmutter in die Pagenstreiche gehen. Die Liebe Mutter grüßen Sie Tausendmal von mir, wie auch Herrn Riemer, und das ganze Haus. Ich bin noch wie in einen Traume wenn ich durch die großen Straßen gehe.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mir bald wie sich der gute Vater befindet."

Und Frau Rat schrieb:

„Lieber Sohn!

Das war gestern als ich um 9 Uhr Abens nach Hauße kam eine gar liebliche Erscheinung — ich erkandte Ihn nicht — Er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — gantz erstaund stand ich da als Er mir den so lieben Nahmen nandte — Er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe es soll Ihm wohl bey mir werden — wollen sehen wie wir Ihm die Zeit verkürtzen — erstlich hat Er mit der Großmutter einerley Liebe zum Theater da habe ich Ihn nun gleich auf 18 Vorstellungen Meß-abonement abonirt — zweytens hat die Urgroßmutter ein zimliches Talent im schwatzen das soll Ihn aufheitern — was nun noch zu sagen ist mag Er selbst vortragen — nur laße bald etwas im Punct deine Gesundheit betrefendt von dir hören — dann werden alle Meß vergnügungen doppelt schön."

Als August abreiste, gab sie ihm folgendes launige Schreiben mit:

Franckfurth d. 2ten May 1805.

Ich endes unterzeichnete bekenne öffendtlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses Julius Augst von Goethe Sich währendt seines hiesigen Aufenthalt brav und Musterhaft aufgeführt; so daß es das Ansehn hat, als habe Er den Ring im Mährgen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an Sich gebracht der den der ihn besitzt angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dieß bey oben erwähnten Julius Augstus von Goethe der fall ist bestärtigt hirmit

Seine Ihn
Liebende Großmutter
Elisabetha Goethe.

er muß sie oft wiederhohlen. Auch ich befinde mich, bey mehrerer Bewegung, in diesen bessern Tagen recht wohl. Wir grüßen alle zum schönsten, besten und danckbarsten.

W. d. 6. May 1805. G.

1097.

An Cotta.

Auf Ihre Anfrage, werthester Herr Cotta, ob man nicht unserm Schiller ein Trauerdenkmal auf dem deutschen Theater setzen sollte, kann ich gegenwärtig nur so viel sagen, daß ich auf manichfaltige Weise dazu aufgefordert bin. Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen.

Mein Plan ist gemacht und ich hoffe ihn nächstens auszuführen; doch wüßte ich keinen Termin zu bestimmen. Gelingt es mir eine der Aufgabe nicht ganz unwürdige Arbeit hervorzubringen; so bin ich wohl geneigt, solche auch andern Theatern abzulassen, und würde zu diesem Zweck Manuscript und Partitur Ihnen mit Vergnügen zustellen. Ich wünsche bald mehr sagen zu können, indessen aber zu vernehmen, daß Sie glücklich nach Hause gekommen sind.

Weimar den 1. Juni 1805.

Goethe.

1098.*

An Zelter.

Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst

zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin, und thue das Nächste, ohne an eine weitre Folge zu denken.

Da indessen die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von Seiten unsres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feyern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bey Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabey behülflich seyn wollen, und zwar zuerst, ob Sie mir Ihre Motette der Mensch lebt und bestehet, wovon mir die musikalische Zeitung Nr 27 Nachricht giebt, gefällig mittheilen und noch einiges andre in feyerlichem Style entweder componiren oder componirte Musikstücke, deren Charakter ich Ihnen angeben würde, zu Unterlegung schicklicher Worte aussuchen und überlassen wollten. Sobald ich hierüber Ihre nähere Gesinnung weiß, so erfahren Sie das weitere ...

Weimar den 1. Juni 1805. G.

1099.

An Caroline v. Wolzogen.[1]

Ich habe noch nicht den Muth fassen können Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll; so vermeidet man billig den Anblick derer die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben. Nehmen Sie für Sich und Ihre Schwester die

[1] Schillers Schwägerin.

herzlichsten Grüße aus diesem Blat und lassen mich ein Wort von Ihrer Hand sehen!

d. 12. Jun. 1805.

Goethe.

1100.

An Kirms.

(12. Juni.)

Da der Frevel, dessen sich die Hofschauspielerin Silie bey der letzten Aufführung des Othello schuldig gemacht, in deren Vertheidigung durch keine hinlänglichen Gründe von derselben entschuldigt werden konnte, so sieht die Commission des Hoftheaters sich genöthigt, dieselbe mit einer halbwöchentlichen Gagestrafe vorerst zu belegen, mit dem Vorbehalt, daß, im Fall sie gedachte Rolle bey der nächsten Aufführung des Stückes in Lauchstädt zum Nachtheil ihrer und des Theaters Ehre geflissentlich verderben werde, ihr eine von den Wochengagen nochmals abzuziehende Strafe von 20 Thalern unabänderlich zuerkannt werden soll.

1101.

An Zelter.

Für die baldige Übersendung der erbetenen Musik sey Ihnen der beste Dank gesagt. Ich will suchen, sie bald möglichst, so gut es immer gehen will, zu hören. Übrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß man bey dieser Gelegenheit nicht flicken, sondern etwas aus dem Ganzen schneiden sollte. Ich habe nur leider nie das Glück gehabt, neben mir einen tüchtigen Tonkünstler zu besitzen, mit dem ich gemeinschaftlich gearbeitet hätte, und daher habe ich mich immer in solchen

Fällen an das Stoppeln und Zusammensetzen halten müssen, und so schwebte mir das auch bey der gegenwärtigen Gelegenheit wieder vor.

Sie sollen aber nun bald möglichst wenigstens zuerst mein Schema erfahren, und mir Ihre Gedanken darüber eröffnen. Sowohl Vorsatz aber als Arbeit bleibt unter uns, bis wir fertig sind und getrost auftreten können.

Indem ich an Rameau's Neffen und dessen Zubehör arbeitete, habe ich oft an Sie gedacht und mir nur wenige Stunden Unterhaltung mit Ihnen gewünscht. Ich kenne Musik mehr durch Nachdenken als durch Genuß und also nur im Allgemeinen. Mich freut, daß Ihnen dieses Bändchen eine gute Unterhaltung gegeben. Das Gespräch ist aber auch ein wahrhaftes Meisterwerk.

Für den Wilhelm Meister bleib' ich Ihr Schuldner, so wie für manches andere. Indessen sende ich hier eine Schachtel Spaniol, welcher wohlbehalten anzukommen wünsche.

Iffland hat auf jede Weise Recht, den pathologischen Antheil des Publicums für seine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren. Setzt er seine Reihe der Vorstellungen durch und führt er sie am Ende zu einer tüchtigen Benefiz Vorstellung für die hinterlassenen Kinder;[1] so soll er gerühmt werden.

Das Frankfurter Absurdum[2] lege ich bey. Man setzt in die Zeitung: er sey nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publicum einen freyen Eintritt zu einer Todtenfeyer! Pfaffen und Mönche wissen die Todtenfeyer ihrer Heiligen besser zum Vortheil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den

[1] Schillers.

[2] „Frankfurter Journal“ vom 10. Juni, in dem für eine Totenfeier Schillers „freier Eintritt“ gefordert wird, da „die Würde des Gegenstandes es erheischt.“

Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrucken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honorirt haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 gr. haben konnten. Verzeihen Sie mir, daß ich so weitläufig bin. Ich könnte es noch mehr seyn, wenn ich sagen wollte, was über diesen Gegenstand alles zu sagen ist.

Geheimerath Wolf von Halle war auf 14 Tage bey mir. Die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt. Jacobi erwarte ich alle Tage. Warum kann ich nicht hoffen, Sie auch noch dieses Jahr zu sehen?

Leben Sie wohl und sagen mir bald wieder etwas, daß nicht so lange Pausen entstehen. Man pausirt sich sonst einmal unversehens ins ewige Leben hinein.

Weimar, den 19. Junius 1805. G.

1102.

An Zelter.

Ich wollte, Sie hätten Lust und Muth, wenn Sie gegenwärtiges erhalten, sich aufzumachen und nach Lauchstedt zu kommen. Sie finden mich allein und frey von allen Verhältnissen. Ein hübsches Zimmer ist zu Ihrer Aufnahme bereit. An allem Übrigen zur Leibesnothdurft soll es nicht fehlen. Mit hin und wieder schreiben ist nichts gethan. Ich bleibe wohl noch drey Wochen, doch müßten Sie bald kommen, daß auch etwas geschehen könnte. Nicht mehr! Die Antwort hoffentlich aus Ihrem Munde.

Lauchstedt d. 22. Jul. 1805. G.

Ich gedencke in dieser Zeit die Schillerische Glocke dramatisch aufzuführen,[1] was könnte das nicht durch Ihre Beyhülfe werden! Kommen Sie ja!

1103.

An Cotta.

Ein so eben entstandenes Gedicht[2] sende eilig für den Damen Calender. Ich wünsche, daß es, gerade wie es geschrieben ist, auf vier Blätter abgedruckt und, wie man es mit Dedicationen zu thun pflegt, dem Calender vorgesetzt werde.

Ich wünsche glückliche Rückkunft von der Reise.

Über unsre sonstigen Geschäfte nächstens.

Lauchstedt d. 31. Jul. 1805. G.

1104.

An Zelter.

Lauchstädt, den 4. August 1805.

Bis zum heutigen Tage habe ich mir, wiewohl nur mit einer schwachen Hoffnung, geschmeichelt, Sie hier zu sehen. Es gehört zu den traurigsten Bedingungen, unter denen wir leiden, uns nicht allein durch den Tod, sondern auch durch das Leben von denen getrennt zu sehen, die wir am meisten schätzen und lieben und deren Mitwirkung uns am besten fördern könnte.

---

[1] Die Aufführung erfolgte am 10. August in Lauchstädt.

[2] „Epilog zu Schillers Glocke", der im Anschluß an die Aufführung der „Glocke" vorgetragen wurde. Damals fehlten noch die jetzigen Strophen 6, 12 und 13; in dieser Form erschien das Gedicht in Cottas „Taschenbuch für 1806", auch noch 1808 im 8. Bande der Werke.

Damit dieser Brief gleich fortkomme, gehe ich von so traurigen Betrachtungen gleich zu einer Bitte über. Ich stelle die Glocke Schillers dramatisch vor und ersuche Sie dazu um Ihren Beystand. Lesen Sie das Gedicht durch und schicken Sie mir eine passende Symphonie dazu von irgend einem Meister. Dann wünschte ich in der Mitte des fünften Verses, den der Meister spricht, nach den Worten: Betet einen frommen Spruch, einen kurzen Chorgesang, zu dem die Worte:

In allem, was wir unternehmen,
Sey deine Gnade, Herr, uns nah

zum Texte dienen könnten. Darauf würden die folgenden vier Zeilen bis: Schießt's mit feuerbraunen Wogen wieder gesprochen, darauf aber das Chor wiederholt, oder wenn Sie wollen, musikalisch weiter ausgeführt.

Zum Schlußchor wünschte ich die Worte

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

in einer Fuge zu hören, die, insofern es möglich wäre, das Glockengeläute nachahmte und sich der Gelegenheit gemäß, in mortuos plango verlöre.

Wenn Ihnen hierzu ein glücklicher Gedanke kommt, so thun Sie mir wohl die Liebe und arbeiten ihn aus und schicken mir die Partituren gerade nach Weimar, wo ich bald eintreffen werde.

Wäre es möglich, daß diese Ihre Gabe zum 19. oder 20. bey mir seyn könnte, so käme sie sehr gelegen: denn ich wollte in Weimar mit dieser Vorstellung anfangen.[1]

Sodann hoffe ich, das andre Gedicht, wenigstens ein Schema, zu senden, das alsdann zum 10. November, zur Feyer des Geburtstags unseres Freundes, könnte gegeben werden. Mehreres nächstens. G.

---

[1] Ist nicht geschehen.

1105.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

letztes gnädiges Schreiben hat mich in besseren Zuständen angetroffen als das erste. Das auf Starckens Anrathen gebrauchte Tusch-Bad, das auf Reils Vorschlag genommene Eger-Wasser sind mir sehr wohl bekommen und wenn ich nicht mich und die Theilnehmenden abermals mit falschen Hoffnungen zu täuschen fürchtete; so würde ich mein jetziges Befinden gegen das vorige loben und erheben.

An Reil[1] habe ich einen sehr bedeutenden Mann kennen lernen; er beobachtete meine Übel vierzehn Tage ohne ein Recept zu verschreiben, als etwa eins das er selbst für palliativ erklärte. Tröstlich kann es für mich seyn daß er gar keine Achtung vor meinen Gebrechen haben will und versichert das werde sich alles ohne großen medizinischen Aufwand wieder herstellen.

Indessen habe ich Galls Vorlesungen[2] mit großer Unbequemlichkeit abgewartet und mich doch sehr unterhalten und erbaut gefunden. Wahrscheinlich haben Ew. Durchl. ihn nunmehr selbst gesehen und gehört, beurtheilt und geschätzt.

Nun hoffe ich noch vor meiner Rückkehr einen dritten bedeutenden Mann kennen zu lernen; denn ich gedencke, theils um mich an neuen Gegenständen zu erheitern, theils um zu sehen wie eine weitere Fahrt mir zusagt, mich nach Helmstedt zu begeben und daselbst den wunderlichen Beyreis[3] in seinem

[1] Bergrat Joh. Christ. Reil (1758—1813); Goethe hat das Andenken dieses ihn ärztlich behandelnden Mannes in der Fortsetzung des Vorspiels „Was wir bringen“ gefeiert.

[2] Goethe bespricht Galls Vorträge eingehend in den „Tag- und Jahresheften 1805“.

[3] Gottfr. Christoph Beireis (1730—1809) hatte Jurisprudenz, Medizin, Chirurgie, Mathematik, Physik und Chemie studiert. 1759 war er Professor der

Hamsterneste kennen zu lernen. Man hat soviel von ihm und seinen Besitzungen gehört daß es nicht erlaubt ist beyde nicht selbst gesehen, gekannt und geprüft zu haben. Vielleicht begleitet mich Geh. R. Wolf wodurch sich das Interesse der Betrachtung, so wie der Reise überhaupt ungemein erhöhen müßte.

Die Theurung nimmt, wie es vor der Erndte zu geschehen pflegt, eher zu als ab; wir aber nehmen mit unsern Theaterkünsten den Leuten dennoch mehr Geld ab als zu vermuthen war. Am meisten jedoch bewundre ich die Beharrlichkeit womit sie trotz Regen und Sturm herbey kommen. Gestern besuchten mehrere hundert die Jungfrau von Orleans, aus Halle und weiter her zu Fuße wandernd. Sie hatten sich vom Herweg noch nicht getrocknet als der Rückweg sie schon wieder netzte.

Nicht so lustig ist die Betrachtung daß dieses Wetter die Erndt verspätet und unsicher macht, wozu übrigens die schönsten Aussichten sich zeigen. Alle Art von Frucht steht auf diesen trefflichen Ebenen zum allerschönsten.

Einer theatralischen Sonderbarkeit muß ich noch erwähnen, die wir morgen zu geben gedencken. Es ist nämlich die Glocke von Schiller, deren Guß vorgestellt werden soll, indem die begleitende Poesie an die Glieder der Gesellschaft ausgetheilt ist, wobey denn jeder etwas seinem Charackter so ziemlich gemäßes vorzutragen hat. Geh. R. Wolf von Halle hoffe ich auch bey dieser Gelegenheit hier zu sehen. Dadurch daß er für Preußen erhalten wird geschieht auch mir eine besondere Wohlthat. Ich kann doch hoffen ihn jährlich eine Zeitlang zu sehen und mich an seinem Wissen und seinem Charackter zu erbauen.

Physik in Helmstädt geworden und hatte bald darauf auch die Professur der Medizin und Chirurgie erhalten. Goethe erzählt in den „Tag- und Jahresheften 1805" eingehend und sehr anschaulich von dem „trefflichen, wunderlichen, in manchem Sinne problematischen Mann".

Indem ich dieses schreibe tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöhre; so könnte man sie durch ihn wieder herstellen.

Bey Gelegenheit dieses unschätzbaren Musickmeisters wünsche zu dem entdeckten Talente des jungen Boineburgs Glück. Da die Verbreitung musicalischer Fertigkeiten zu allgemeinerem Genusse so schwer zu leisten ist; so bleibt es immer erfreulich wenn einzelne Menschen sich hie und da musterhaft im Stillen ausbilden.

Auch wünsche ich daß die durch Kirms angefangne Unterhandlungen mit dem bezeichneten Bassisten[1] guten Fortgang haben mögen. Eine gute Stimme ist eine große Gabe des Himmels. Einige nothdürftige theatralische Bewegungen wird man ihm ja wohl auch einlernen können.

Möge gegenwärtiges Blat Ew. Durchl. gesund und froh in Weimar finden. Möchten Sie meiner mit Gnade und Neigung bey Sich Selbst und den hohen Ihrigen gedencken! Bald hoffe ich, zwar nicht eben als ein in dem Jugendbrunnen gebadeter, doch leidlich wieder aufgefrischt mich darzustellen.

Lauchst. d. 10. Aug. 1805.

Goethe.

1106.

An Charlotte v. Stein.

Da ein Theil meiner Caravane nach Weimar zurückgeht, so sende ich einiges bey dieser Gelegenheit.

---

[1] Stromeyer.

Aus den Schillerschen Gedichten, für deren Mittheilung ich bestens danke, habe ich die Glocke ausgezogen und dramatisch vorgestellt, wobey uns ein guter Beyfall zu Theil geworden. Ich hoffe, Sie sollen sich auch daran bald in Weimar erfreuen.

Die übrigen Beylagen werden Ihnen einiges Vergnügen machen. Ich bitte, sie bis zu meiner Rückkunft aufzuheben.

Mein Befinden läßt sich recht gut an, und außer der Apprehension vor Rückfällen, die leider so oft eingetreten sind, möchte ich mir meinen Zustand kaum besser wünschen.

Zelter hat mich auf einige Tage besucht und mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden.

Nun gedenke ich noch eine kleine Reise mit Geheimerath Wolf und August nach Helmstädt zu machen, um daselbst den wunderlichen Doctor Beyreis zu besuchen. Er ist schon so alt, daß man sich eilen muß, um ihn und seine Besitzungen noch zusammenzufinden. Ich weiß nicht, ob Sie früher von ihm gehört haben. Er ist seit langer Zeit deswegen merkwürdig, daß er Sammlungen aller Art zusammengebracht hat und zwar von solchem Umfang und Kostbarkeit, daß sie das Vermögen eines Particuliers zu überschreiten scheinen. Ich bin neugierig, alles das mit eigenen Augen zu sehen. Auf alle Fälle müssen sich darunter sehr interessante Sachen befinden.

Lassen Sie mich Ihnen selbst und den Freundinnen empfohlen seyn und versäumen Sie nicht, mich Durchlaucht der Herzogin zu Füssen zu legen. Zu Ende dieses Monats hoffe ich wieder aufzuwarten.

Lauchstädt den 12. August 1805.

Goethe.

1107.*

An Cotta.

Ehe ich von Lauchstädt abreise, sende ich meine bisher durch allerley Zerstreuungen verzögerte Erklärung. Sagen Sie mir auch darüber unbewunden Ihre Gedanken. Da wir in der Hauptsache einig sind, so ist es bey einer so wichtigen Sache wohl der Mühe werth, daß man herüber und hinüber spreche und seine Wünsche mittheile ...

Die dramatische Aufführung der Glocke hat sehr gute Wirkung gethan und durchaus die Erwartung des Publicums übertroffen.

Der ich recht wohl zu leben und bald gute Nachrichten von Ihnen zu vernehmen wünsche.

Lauchstädt den 12. August 1805. Goethe.

Der Herr Geheimerath von Goethe hat die Absicht, seine sämmtlichen Werke in zwölf Bänden, welche in drey Lieferungen erscheinen sollen, herauszugeben. Die erste erfolgt wahrscheinlich Ostern 1806.

[Beilage.]

1.[1] Ich übernehme den angebotnen Verlag Ihrer Werke für 10,000 rh. Sächsisch in den festgesetzten Terminen. Da das Ganze aber ein bedeutendes Capital beträgt, so setze voraus, daß das Recht für diesen Verlag sich auf 6 Jahre, von der Herausgabe der letzten Lieferung an gerechnet, er-

Da bey einer Übereinkunft für beyde Theile das Gewisse wünschenswerth ist; so möchte wohl der Termin von Herausgabe der ersten Lieferung zu rechnen seyn. Wogegen ich zufrieden bin daß er auf acht Jahre erstreckt werde also z. B. von

[1] Der Text in kleinerer Schrift enthält die Vorschläge Cottas.

strecken werde. Also z. B. 1808 Ostern erscheint die letzte Lieferung, so habe ich bis 1814 Ostern das Recht des Verlags.	Ostern 1806 biß Ostern 1814.
2. Ich bin nicht blos an die festgesetzte saubere und geschmackvolle Handausgabe mit deutschen Lettern gebunden, sondern darf auch andre Formen wählen. Wenn ich es zum Beyspiel räthlich fände, die Idee einer Taschenausgabe auszuführen.	Bin es zufrieden.
3. Ich habe nach Verlauf der sechs Jahre das Vorrecht vor jedem andern Verleger bey Eintretung in gleiche Verbindlichkeit.	Bin gleichfalls damit zufrieden. (Würde nur heisen nach Verlauf der acht Jahre.)
4. Sie vertreten mich bey den bisherigen Verlegern, Göschen, Unger.	Als mich Schiller zu Herausgabe meiner Wercke aufforderte, machte ich ihn mit allen meinen früheren Verhältnissen bekannt, da er denn äußerte daß kein gegründeter Einspruch geschehen könne, worüber ich noch ein Blat von seiner werthen Hand besitze. Sollte indeß dergleichen vorkommen, so erlauben Sie daß ich es mittheile und mich Ihres Rathes bediene.

5. Bis zum Absatz der ersten Auflage findet keine neue Statt, falls dieser auch länger als sechs Jahre erforderte.

Diese Bedingung ist, wie die Schrift zeigt, später eingeschrieben und Sie haben in der Eile der Expedition wohl nicht gedacht daß dieselbe den ersten Punckt gleichsam aufhebt. Damit sich der Autor nicht um die Stärcke der Auflage, nicht um die Weise zu bekümmern brauche wie der Verleger die Wercke in's Publicum bringt, ist dort eine Zeit festgesetzt welche allen Mishelligkeiten vorbeugt. Durch No. 5 aber würde der Termin aufgehoben, wodurch manche Weiterung entspringen könnte.

Alles Gute wünschend

Lauchstedt d. 12. Aug. 1805.

Goethe.

1108.

An Christiane Vulpius.

Mit Vergnügen wirst du, mein liebes Kind, von August die näheren Umstände unserer vierzehntägigen Reise vernehmen, wenn ich dir im allgemeinen sage daß ich mich recht wohl befunden habe. Noch besser fast als die Bewegung wirckt die Zerstreuung; denn man hat keine Zeit über sich nachzudencken und über diese oder jene kleine Andeutung eines Übels besorglich zu werden. Von Helmstedt wirst du einen Brief von mir erhalten haben. Nun bin ich wieder in

Lauchstedt, wo es sehr still ist. Wenn es nur wenigstens gutes Wetter wäre! Ich habe vorgezogen meinen Geburtstag hier im Stillen zu begehen, um mich bald möglichst zu einigen Arbeiten zu sammeln. Am liebsten wäre ich nun wieder zu Hause; doch will ich wohl iene Bequemlichkeit noch einige Zeit entbehren und mich hier an's Baden und Wassertrincken halten. Augusten sende ich dir. Er hat sich gar gut betragen und die ganze Reise erheitert, er wird dir manches erzählen. Nun ist's gut daß er wieder in das Schulgleis kommt und eine Weile darinn fortgeht.

Wenn du mir Donnerstag d. 5. Septemb. die Pferde wiederschicken wolltest, würde es wohl die rechte Zeit seyn; doch am angenehmsten wäre mir's wenn du mich selbst abhohlen wolltest. Lassen es deine häuslichen Geschäfte zu und hast du des Vergnügens am Vogelschießen genug genossen, befindest du dich auch recht wohl; so thue es; doch soll es ganz von dir abhängen. Auch noch etwas Geld müßtest du mitbringen. Es sind mir nur 10 rh. übrig geblieben. Die theure Fourage bey der verlängerten Reise hat das meiste gekostet. Bringe etwa 50 rh. Es ist immer besser daß noch etwas übrig bleibt. Könntest du gleich nach Empfang dieses mir ein Paar Worte schreiben und auf die Post geben; so erhalte ich sie zwar spät; aber doch immer eher als der Wagen zurückkommt. Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht freue ich mich dessen vorzüglich um deinetwillen, so wie ich an allen Orten wo etwas angenehmes vorkam dich im Stillen zu mir wünschte.

Lauchstedt d. 28. Aug. 1805. G.

1109.

An Carl Wilhelm v. Fritsch.[1]

Fürstliche Generalpolizeydirection erwirbt sich um sämmtliche hiesige Haushaltungen durch die neuen Einrichtungen,

[1] Regierungsrat.

das Gesinde betreffend, ein unschätzbares Verdienst, wobey sie, besonders anfänglich, manche außerordentliche Bemühungen gefällig übernimmt, welche zu vermehren ich soeben genöthigt bin. Ew. Hochwohlgeboren erlauben folgenden Vortrag.

Johanna Höpfnerin von Eisenach hat als Hausmagd ein halbes Jahr, sodann als Köchin ein Jahr bey mir gedient, und man konnte mit ihrer Treue und Thätigkeit zufrieden seyn, nur ward ihr übriges gutes Betragen durch leidenschaftliche Ausfälle unterbrochen, dergleichen vor kurzem sich einer zeigte, weßhalb sie aus dem Dienste entlassen werden mußte.

Sie fühlt nun wohl gegenwärtig, welche gute Stelle sie verscherzt hat, und wünscht wieder aufgenommen zu werden, wozu ich auch nicht abgeneigt wäre, wenn es unter den Auspicien fürstlicher Generalpolizeydirection geschehen könnte, und zwar dergestalt, daß ich gedachte Köchin abermals bis Ostern miethete, mir jedoch ausdrücklich vorbehielte, sie, wenn sich wieder ein solcher Ausbruch von Heftigkeit und Unsinn ereignete, sogleich aus dem Dienste zu entlassen und ihr an Lohn nicht mehr, als so viel sie bis zu einem solchen Augenblicke verdiente, zu verabreichen.

Genehmigt fürstliche Generalpolizeydirection diesen Antrag, so bin ich bereit, mehrgedachte Person sogleich wieder aufzunehmen, und verfehle nicht, meinen Dank für die übernommenen Bemühungen fürstlicher Generalpolizeydirection für meine Person auf das Lebhafteste abzustatten.

Der ich mit vorzüglichster Hochachtung unterzeichne

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar,
den 10. September 1805.

1110.

An Cotta.

Die übersendete Probe des Drucks möchte wohl im Ganzen für lesbar und annehmlich zu halten seyn, ob sie gleich nicht so modern und lustig aussieht, als wir es im nördlichen Deutschland gewohnt sind. Dabey will ich Ihnen völlig überlassen, was Sie etwa durch neue Schrift und sonstige Einrichtung zum guten Ansehen der Ausgabe weiterhin besorgen wollen.

Weit mehr liegt mir am Herzen die Correctheit des Druckes. Auf dem zurückgehenden Blatt sind schon ein paar Dinge zu bemerken, und ich muß gestehen, daß mich das erste Stück der Schellingschen neuen Zeitschrift[1] in Furcht und Schrecken gesetzt hat, wo entstellende Druckfehler den Leser, der nicht sein Buch corrigirt hat, oder es nicht durch Correcturen verderben will, äußerst irre führen.

Zwar sind Sie in Oberdeutschland nicht allein mit dem Übel geplagt. Hinter Bartholdy's Reisen,[2] in der Realschulbuchhandlung zu Berlin gedruckt, stehen drey Blätter Druckfehler und man kann wohl sagen, daß dieser wackre Reisende von der Nachlässigkeit des Correctors mehr gelitten hat, als von allen Türken, Griechen und Arnauten zusammen.

Selbst Cartone sind ein schlimmes Mittel. Öfter werden sie auf ander Papier gedruckt und das eingeklebte wird immer, besonders aber beym Aufschlagen guter Exemplare, empfunden. Ich muß Sie daher nochmals inständig bitten, da von unserer Seite nichts versäumt werden soll, einem sorgfältigen Mann die Revision zu übergeben, der aber freylich nicht etwa nach seiner Art wieder hinein zu corrigiren und interpungiren hat.

Möglich wird es denn doch auch in Ihrer Gegend correct zu seyn. Denn seitdem die allgemeine Zeitung in

[1] „Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft“ von Schelling und Marcus.

[2] „Bruchstücke zur näheren Kenntniß des heutigen Griechenlands“, Berlin 1803.

Ulm gedruckt wird, lies't sie sich viel besser, da vorher fremde Namen, technische und ähnliche Ausdrücke, meistens verdruckt waren, worüber denn mancher böttigerische Spaß verloren ging. Verzeihen Sie, daß ich dieses Umstands weitläuftig gedenke. Was kann mir aber mehr am Herzen liegen als dieses? Sie werden an der Sorgfalt, womit Wilhelm Meister durchgegangen ist, unsern Ernst sehen, etwas Reinliches zu liefern. Thun Sie das mögliche, mir jene schmerzlichen Empfindungen zu ersparen.

Der erste Band kann auch Anfang Decembers abgehen. Ich behalte ihn gern noch bey mir, weil sich hier und da noch ein kleines Gedicht zum Einschalten findet. Ich habe freylich diese Dinge von jeher mit zu weniger Sorgfalt behandelt.

Den Faust, dächt' ich, gäben wir ohne Holzschnitte und Bildwerk. Es ist so schwer, daß etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht passt. Kupfer und Poesie parodiren sich gewöhnlich wechselsweise. Ich denke, der Hexenmeister soll sich allein durchhelfen.

Indessen an der Donau die wundersamsten Dinge geschehen, füllt sich unser Thüringen mit Soldaten. Das incalculable der Zustände läßt Furcht und Hoffnung in suspenso und jedermann sucht nur über den Augenblick hinzukommen. Sagen Sie mir manchmal Ihre Ansicht, auf die ich immer viel Vertrauen hegte.

Das beste Lebewohl.

Jena d. 25. Nov. 1805. Goethe.

1111.

An C. G. Voigt.

Da man für seine Untergebenen immer, besonders aber in dieser schlimmen Jahreszeit zu sorgen hat; so habe bey

E. E. anfragen wollen: ob es nicht gefällig wäre, unserm Bibliotheksdiener die Erlaubniß zu ertheilen, das Neujahrs-Trinkgeld bey Personen, die sich der Bibliothek bedienen, sich erbitten zu dürfen. Zur allgemeinen Betteley dürfte wohl auch diese billig hinzukommen. Wäre es nöthig, so gelangte etwas deshalb an die Fürstliche General-Polizey-Commission und käme mit in das Wochenblatt.

Weimar den 21. Decbr. 1805. G.

1112.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeb. verzeyhen, wenn ich so lange nichts von mir hören lassen. Die kurzen Tage haben mir sehr übel mitgespielt und seit dem Vergnügen Sie zu sehen, hatte ich wenig gute Stunden.

Das Blatt Programm folgt mit Danck und einigen Veränderungen. Bitte um nochmalige Revision. Das zweyte ist zu senden nicht nöthig, auch wünschte nicht aufzuhalten.

Gegen Rameau's Neffen haben sich die Herrn Hallenser[1] in ihrer wahren Natur gezeigt. Man weiß nicht, ob man die Beschräncktheit oder den bösen Willen mehr bewundern soll. Wie schön nimmt sich dagegen der Decembermonat Ihres Blattes aus!

Daß R.[2] die Recension des Neffen ablehnt, wundert mich nicht. Ob E.[2] die Quästion ein- und übersehe, darüber ist wohl nicht die Frage, ob er aber animi sensa in eine förmliche, stringente Recension zu verwandeln und einzufleischen wisse, wage ich nicht zu entscheiden. Von einer Probe will ich nicht abrathen. Ach! warum steht nicht auf dem

[1] Die Redaktion der nach Halle übersiedelten alten „Allgemeinen Litteratur Zeitung".

[2] Unbekannt.

Papiere, was Schiller über das Werck und meine Arbeit geäußert. Es war eine der letzten Materien, über die wir uns unterhielten.

Da ich nach dem Tode eines so werthen Freundes nur halb fortlebe und mich vielleicht hinfälliger glaube, als ich bin, so werden Sich Ew. Wohlgeb. über beyliegendes Blatt nicht wundern. Ich wünschte niemand durch mein Schreiben in Verlegenheit zu setzen und das Verzeichniß der Recensenten soll in keine fremde Hand kommen.

Sobald wie möglich sende ein paar Worte über das Wunderhorn.[1] So manches andre ist mir vergangenes Jahr vom Munde weggeschnitten worden. Zweifeln Sie jedoch nicht an meiner lebhaften Theilnahme und meiner wahren Freude, daß Sinn und Ton Ihres Blattes sich so tüchtig und rein erhält.

Mit den besten Wünschen

Den letzten Tag 1805. Goethe.

[Beilage.]

Unter meinen Papieren liegt ein gesiegeltes Paket mit der Aufschrift

Herrn Hofrath Eichstädt gehörig
Jena

welches von meinen Erben sogleich an gedachten Herrn gegen Empfang Dieses auszuliefern ist.

Weimar den 31. December 1805. Goethe.

1113.*

An F. A. Wolf.

... Meine schönen Lauchstädter Vorsätze sind freylich sehr ins Stocken und Stecken gerathen, woran der musicalische

[1] „Des Knaben Wunderhorn“ von Arnim und Brentano.

Freund wohl die größte Schuld hat. Ich habe die Glocke hier noch nicht einmal aufgeführt, geschweige jenes Besprochene. Vielleicht gelingt es für Lauchstädt: denn es ist wohl billig, das Andenken eines solchen Freundes mehr als einmal zu feyern.

Wenn die lieben Preußen uns gleich nicht die willkommensten Gäste sind, weil wir diesen Winter auch ohne sie ein theures Leben gehabt hätten; so muß es uns doch trösten, wenn wir vernehmen, daß im Königreiche selbst Kirch' und Altar nicht geschont wird. Indessen haben wir alle Ursache, das Regiment Owstien zu loben, das bey uns in Winterquartieren liegt. Man sucht von beyden Seiten die Unbequemlichkeit so gering als möglich zu machen.

Von meinem Winterfleiße will ich nichts sagen, weil ich nicht weiß, ob ich ihn werde fortsetzen können. Unterbricht mich eine Rückkehr der alten Übel nicht, so sollen Sie innerhalb dieser drey bis sechs Monate manches sehen, das Ihnen wohl einiges Vergnügen machen wird.

Grüßen Sie Minchen schönstens von mir und den Meinigen und sagen mir manchmal ein Wort, wie Sie sich befinden. Mir ist immer angelegen zu wissen, wie es innerhalb Ihrer Mauern aussieht, aus denen Sie sich wohl schwerlich viel entfernen mögen . . .

W. d. 5. Jan. 1806. G.

1114.

An Zelter.

Weimar den 5. März 1806.

Schon lange habe ich, mein lieber und vortrefflicher Freund, nichts von Ihnen gehört, und begreife recht gut,

daß es Ihnen geht, wie uns andern. Jeder hat soviel in seinem Kreise zu thun, daß er sich nach außen wenig umsehen kann. Indessen bin ich auf mancherley Art fleißig und hoffe Ihnen mit dem, was ich thue und vorbereite, wo nicht bald, doch auch nicht allzuspät einige Freude zu machen. Auch Sie sind gewiß zum Vergnügen und zur Erbauung mancher Menschen thätig, nur daß ich leider meinen Theil davon nicht so leicht nehmen kann.

Berlin und Sie zu besuchen war ich diese Zeit her manchmal angelockt, so manches aber hält mich wieder unbeweglich an der Stelle, und da seh ich denn freylich nicht, wie es zu einem gesegneten Entschluß kommen könnte. Weil ich doch aber ein dringendes Bedürfniß fühle, nicht allein von Ihnen zu hören, sondern auch mir Ihre Zustände recht klar zu vergegenwärtigen und Ihnen die meinigen näher zu bringen, so bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihnen meinen Sohn zu schicken,[1] daß er Sie von mir herzlich grüße und in früher Jugendzeit, wo die weltlichen Dinge noch einen lustigen Eindruck machen, das Bild einer so großen Stadt in sich aufnehme und auch zu meinem Genusse lebhaft zurückbringe.

Ob er nun gleich schon ein gesetzter und gefaßter Knabe ist;[2] so möchte ich ihn doch nicht ganz allein und sich selbst überlassen in diesem städtischen Strudel denken. Die Frage wäre also, ob Sie ihm in Ihrer Nähe eine Wohnung verschaffen und zunächst für seine Bedürfnisse sorgen möchten. Ich sende Ihnen eine Assignation, damit er nicht gerade alles nöthige Geld in der Tasche habe. Weiter sag' ich nichts: denn alles übrige bleibt den Umständen überlassen. Die Hauptfrage ist, ob Ihnen ein solcher Besuch nicht lästig sey. An meine übrigen Freunde in Berlin geb' ich ihm

[1] Die Absicht ist nicht ausgeführt worden.
[2] Er war 1789 geboren.

Briefe und Charten mit, und die Verhältnisse werden sich schon finden. Aber vor allen Dingen möcht' ich ihn an einem sicheren Platz etablirt wissen. Länger als vierzehn Tage oder drey Wochen dürfte der Aufenthalt nicht dauern. In der Charwoche könnte er anlangen. Tausend Grüße und Bitte um baldige Antwort. G.

1115.

An Ludwig Achim von Arnim.

Weimar, d. 9. März 1806.

Man erzählt von dem bekannten Sekretär der Königlichen Societät zu London, Oldenburg,[1] er habe nur dadurch seine unendliche Korrespondenz bestreiten können, daß er niemals einen Brief eröffnet als mit der Feder in der Hand und dem Briefblatt zur Antwort vor sich.

Hätte ich diesem guten Beyspiel folgen können, so würde ich bey meinen engern Verhältnissen gar manchem guten Manne geantwortet haben, den ich ohne Nachricht von mir ließ, weil ich zauderte; denn gewiß, man liest keinen Brief zum ersten Mal durch, ohne zur Beantwortung angeregt zu werden.

Also diesmal will ich auf der Stelle für Ihren lieben Brief und für die artige Sendung danken. Es war mir sehr angenehm, durch Ihr Medium die große Stadt zu sehen, und wir haben uns lebhaft über die glückliche Darstellung so mancher wunderlicher Bilder gefreut. Mögen Sie mir auch wohl etwas von Ihrer Reise durch Mecklenburg[2] sagen; dies ist für mich völlig terra incognita, wo noch mancher wackre und bedeutende Mann wohnen muß.

---

[1] Heinrich Oldenburg (1626—78), früher bremischer Konsul in London.

[2] Arnim, der im Dezember 1805 in Weimar gewesen und auch mit Goethes Sohn befreundet geworden war, hatte im Februar u. a. gemeldet: „In wenigen Tagen wandere ich nach Mecklenburg, ich habe mir hier die Schuhe mit Sand gefüllt und

Wahrscheinlich sende ich meinen August Ostern nach Berlin. Schade, daß er Sie nicht mehr antrifft. Indessen liegen hier ein paar Denkblättchen[1] bey, die sich Ihrem erneuten Stammbuche empfehlen.

Die Eisengüsse[2] sind in den Medaillenschrank gelegt worden, und der Löwenkopf prangt an der alten Thüre ins Speisezimmer, wo Sie ihn hoffentlich noch einmal bewundern sollen.

Allerley chemische Versuche und andere Nachforschungen haben mir mehr Beyspiele jener Farbenerscheinungen der alten Scheibe zugebracht; aber so schön und rein wie auf derselben zeigt sich das Phänomen doch nirgends.

Durch das Wunderhorn haben Sie uns eine so lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig ist, nicht dem Urheber allein, sondern auch der Welt ein Zeugniß[3] davon abzulegen, um so mehr da diese nicht so reich an Freuden ist, um reinen Genuß, den man so leicht und so reichlich haben kann, entweder aus Unwissenheit oder aus Vorurtheil zu entbehren. So viel für diesmal mit den besten Wünschen und Grüßen von uns allen.

Goethe.

---

will sie ausschütteln. Ihr Sohn, mein geschickter Lehrer und Vorgänger auf glatter Bahn, wollte mir ein Stammblat schicken, ich werde es über Berlin (Viereck N. 4) immer noch früher erhalten, es wird in ein Stamm- und Gesellenbuch (Frankfurt a. M. 1586) eingefügt werden, womit ich in diesen Tagen mir an hundert alte Freunde zugeschaffen habe." — Das „Viereck" ist der jetzige „Pariser Platz" in Berlin; Arnims Großmutter, Caroline v. Labes, wohnte dort.

[1] Das Stammbuchblatt Goethes lautete: „Consiliis hominum pax non reparatur in orbe." Arnim schrieb ihm in Bezug darauf im Mai: „Nicht durch Menschen wird der Friede wiedergewonnen: diese Worte Ihres vielverehrten Andenkens haben sich mir so tief eingedacht, daß sie mir aus jeder Gegend, aus jedem Sonnenstand der Betrachtung zusprechen, sie liegen wie das Kreutz im Kreutz Cristal, es bedarf nur des Treffens im Eröffnen."

[2] Arnim hatte einige Proben „von den Zierrathen aus der Königlichen Eisengießerey vor dem Brandenburger Thor" gesandt.

[3] Goethes Rezension über das „Wunderhorn" war im Januar in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" erschienen.

1116.

An Zelter.

Da nicht Jedermann, wie Napoleon, sagen kann, welchen Tag er kommen, sehen und siegen will; so ergebe ich mich darein, daß eine kleine Hinderniß eintritt, und mein August nicht in der Charwoche bey Ihnen seyn kann. Haben Sie tausend Dank, daß Sie ihn aufnehmen und sich seiner annehmen wollen. Es ist ein bedeutender Schritt, den er in die Welt thut, und Sie verbinden mich aufs neue. Sollte Ihnen irgend eine häusliche Unbequemlichkeit aus seiner Gegenwart erwachsen, so haben Sie ja die Güte, ihn in die Nachbarschaft unterzubringen. Der Gedanke, daß ich kommen soll, ihn abzuholen, muß so übel nicht seyn: denn ich hab' ihn auch gehabt. Doch wird wohl nichts daraus werden. Die Ärzte wollen mich ein für allemal nach Carlsbad haben und ich muß wohl hingehen, obgleich ohne Vertrauen zu dergleichen Mitteln. Indessen habe ich noch eine Menge zu thun und vorzubereiten.

Heute nichts weiter, damit der Brief fortkomme, als das herzlichste Lebewohl und die besten Grüße.

Weimar den 22. März 1806. G.

1117.

An Zelter.

Kaum ist mein Brief abgegangen der die verspätete Reise meines Augusts meldet; so kommt der Ihrige mit der unerwarteten traurigen Nachricht[1] die mich ganz außer

[1] Vom Tode der Gattin Zelters.

Fassung bringt. Eben zu der Zeit da ich mir Berlin mehr als je vergegenwärtige, da wir den Plan vor uns haben, die neue Münzstraße aufsuchen, eben da ich hoffe durch meinen Knaben Ihr Wesen, Ihre Umgebung mir näher gebracht zu sehen, wie er mir vorm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte; so erleben Sie den gewaltsamen Riß den ich in jedem Sinne mitempfinde, ich mag mir nun Sie einsam von einer großen Haushaltung und manchen schwierigen Geschäften umgeben dencken; oder ich mag auf mich zurückkehren und mir in meiner eignen Lage ein so schreckliches Ereigniß immaginiren. Leider ist das Hinderniß das meinen Abgesandten zurückhält nicht zu beseitigen, sonst fertigte ich ihn gleich ab weil die Gegenwart eines neuen freundlichen und liebenden Wesens Ihnen vielleicht heilsam würde und das daraus entspringende Gute die Unbequemlichkeit wohl überwöge die es verursacht. Mir wäre es auch ein Trost einen Repräsentanten meiner Neigung und herzlichen Theilnahme bey Ihnen zu wissen; doch auch das soll nicht seyn und gerade trifft das alles zusammen in eine Zeit wo ich auch mancherley zu heben und zu schleppen habe. Nicht weiter! Bitte um baldige Nachricht.

W. d. 26. März 1806. G.

1118.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeb.

sende den interessanten Brief dankbar zurück. Das an mich angekündigte Schreiben ist indessen auch angekommen. In dem Briefe an Ew. Wohlgeb. erscheint der Freund[1] als

[1] Wohl Gentz.

Staats- und Weltmann und hat als ein solcher völlig Recht; denn es ist ja seine Pflicht, für den Augenblick, für eine gewisse Seite, um nicht Partey zu sagen, zu handeln und zu schreiben und eine ähnliche Handelns- und Schreibensweise auch von denen zu erwarten, mit denen er in irgend eine Verbindung tritt. Der Literator aber, mehr noch der Leiter eines literarischen Instituts wie das Ihrige, befindet sich in einer ganz andern Lage: er kann da ruhig seyn, wo jener wirkt, abwarten, wo jener drängt, dulden, was jener unerträglich findet; ja er soll sogar nach meiner Überzeugung entgegengesetzte Parteyen reden lassen und dabey nur das Amt eines weisen Sprechers, wie im englischen Parlament, vertreten, welcher dazu da ist, im leidenschaftlichen Falle die Redner zur Ordnung des Tages zurückzurufen. Soviel über diese Äußerungen, welche Sie gewiß mit Freundlichkeit und Klugheit erwiedern werden.

Erinnere ich mich recht, so sprachen Sie in einem frühern Briefe, der mir nicht zur Hand ist, von einem Bauverständigen, den Sie mir einmal bringen wollten. Sie mit ihm bey mir zu sehen, würde mir jederzeit angenehm seyn, nur wünschte ich von Ihrer Ankunft unterrichtet zu seyn.

Wenn ich sonst mit noch manchem zurückstehe, so verzeihen Sie: ich hoffe nach und nach meine Schulden abzutragen.

Weimar den 29. April 1806. Goethe.

1119.

An Christiane Vulpius.

(Jena) Mittwoch den 25. Juni 1806.

Da ich eine Gelegenheit habe, dir diesen Brief bald zuzubringen, so gebe ich dir Nachricht, daß es mir die Zeit

über recht wohl gegangen ist. Ich habe einiges thun und besorgen können, so daß ich die Zeit nicht unbenutzt zugebracht habe. Es bleibt dabey, daß ich Sonntags früh den 29. abreise,[1] und ich hoffe, daß es dir indessen nach Wunsche gegangen ist. Vom Theater höre ich wenigstens alles Gute und hoffe, es soll so weiter gehen.

August war hier mit seinen Gesellen. Es hat mich gefreut zu sehen, daß es mit seinen körperlichen Kräften und seinem guten Muth so wohl steht. Ich habe mich einige Abende recht hübsch mit ihm unterhalten. Sie sind in allen Bergen und auf allen Schlössern herumgezogen, haben Aal in der Triesnitz gegessen und die Johannisfeuer haben wir zusammen von dem Altan des Daches gesehen. Einige waren hübsch; im Ganzen aber lange nicht so brillant als vor zwey Jahren. Gute Déjeunés und Bälle wünschend. Ich lege ein Zettelchen bey, das du Minchen gelegentlich zustecken magst. G.

1120.

An Kirms.

Wie Ew. Wohlgeboren selbst einsehen und sagen, so läßt sich in dieser Sache[2] nichts Durchgreifendes rathen noch anordnen. Ich habe aber doch in beykommendem Blatt etwas aufgesetzt, das den Wöchnern bey ihrem Betragen zu einiger Leitung dienen kann. Ich habe es in der dritten Person abgefaßt und nicht unterschrieben. Doch ist ihnen durchaus nochmals zu empfehlen, daß sie es Niemanden sehen lassen.

---

[1] Nach Karlsbad.

[2] In Leipzig gastierten Iffland und die Unzelmann. Die Hallenser Studenten, die eifrige Besucher des Lauchstädter Theaters waren, hatten nun sehr energisch verlangt, daß mit der Weimarer Truppe auch die Unzelmann in Lauchstädt gastieren sollte. Kirms hatte deswegen bei Goethe angefragt.

Weiter weiß ich nichts zu sagen, als daß es mir die Zeit über ganz leidlich gegangen ist, und daß ich meiner Abreise Sonntag früh mit guter Hoffnung entgegensehe. Sonnabends mit dem Boten könnten Sie mir noch allenfalls etwas schicken.

Der ich von Herzen recht wohl zu leben wünsche.

Jena den 25. Junius 1806. G.

In der Angelegenheit, worüber nachgefragt wird, ist es schwer, einen bestimmten Rath zu geben. Alles kommt auf die Umstände und auf den Augenblick an, wobey der Klugheit der Herren Wöchner die Hauptsache überlassen bleibt.

Anfangs könnten sie allenfalls erklären, daß sie beym Abschiede von Fürstl. Commission ausdrücklichen Auftrag erhalten, das Spielen von Gastrollen durchaus abzulehnen, weil in diesem Jahr die Gesellschaft vollständig und das Repertorium complet sey; welches voriges Jahr nicht der Fall gewesen. Dießmal könne die Gesellschaft aus und durch sich selbst das Publicum contentiren. Sie seyen ja selbst in Lauchstädt Gäste und wünschten sich nicht aus ihren Rollen durch andre Gäste verdrängen zu lassen. In einer Stadt, wo man eine Gesellschaft das ganze Jahr, oder wenigstens den größten Theil über, sähe, sey es ganz was anderes, indem man alsdann zur Abwechselung allenfalls eine Gastrolle gestatte. Doch lehne man auch in Weimar sie gewöhnlich ab u. s. w.

Sollten aber dergleichen Vorstellungen nichts fruchten, und das aufgeregte Publicum mit einigem Ungestüm die Erscheinung der Madame Unzelmann verlangen, so können die Herren Wöchner ihre Rolle fortspielen und mit Höflichkeit sagen, daß man freylich an eine Ankunft der Madame Unzelmann nicht denken können, und sie deshalb unter den vorkommenden Umständen wohl die Verantwortung auf sich

nehmen müßten; so seyen sie doch nicht im Stande, ein höheres Honorar als 20 Thaler für die Vorstellung zu bewilligen. Eine Benefizvorstellung werde niemals wieder zugestanden werden.

Dabey können jene Anfangs angeführten Argumente immer wiederholt werden. Man kann sich auf den completten Zustand der Gesellschaft und das wohlversehene Repertorium immer wieder berufen.

Gegenwärtiges Blatt wird secretirt und kommt nicht aus den Händen der Herren Wöchner, um so mehr, als sie die Abwesenheit des Herrn Geheimerath von Goethe als ein Hauptargument ihrer Weigerung zu brauchen haben.

1121.*

An Zelter.

Jena den 26. Junius 1806.

Ihr Brief, mein lieber Freund, hat mich noch in Jena getroffen, von wo ich in wenig Tagen nach Carlsbad gehe. Mögen Sie mir in der ersten Zeit direct dorthin schreiben, so wird es mir viel Freude machen. Später thun Sie es nicht: denn die Briefe gehen langsam und ungewiß auf diesen Straßen . . .

Für die baldige Nachricht über Doctor Luthers Theatererscheinung[1] danke zum allerschönsten. Ich sehe, es sind in diesem Stück gerade die widerlichen Entgegenstellungen, die einem in den Söhnen des Thals verdrießlich fallen. Das soll nun Ideen heißen und sind nicht einmal Begriffe. Indessen werden die Menschen darüber confus, und da man ihnen etwas vorzeigt, was sie nicht beurtheilen können, so lassen sie's eine Weile gut seyn.

[1] „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ von Zacharias Werner.

Da Iffland als D. Luther sich wohl behaben wird und die Casse wahrscheinlich auch keinen Schaden leidet; so ist übrigens alles in der Ordnung.

Ich denke sehr oft an Sie und Ihre Zustände. Sie haben eine schwere Aufgabe zu lösen. Möge Ihr Muth Sie immerfort begleiten. Für dießmal sag' ich nichts weiter, als daß es mir die Zeit über ganz leidlich gegangen ist, und daß ich gute Hoffnungen von meiner Badecur hegen kann.

G.

1122.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad den 3. Julius 1806.

Ich will versuchen, dir eine Nachricht direct nach Lauchstädt zu schicken, weil ich vermuthen kann, daß sie dir eher zukommt als über Weimar. Du erfährst also durch Gegenwärtiges, daß wir glücklich in Carlsbad angekommen sind. Sonntags den 29. Jun. gelangten wir bis Schleiz. Den 30. bis Asch, wo wir um 9 Uhr Abends, im Regen, eine Viertelstunde vors Thor gingen, um in einer Scheuer die Hussiten vor Naumburg[1] spielen zu sehen. Den 1. Juli kamen wir bis Eger, wo wir ausruhten und manches, was sich auf Wallenstein bezog, sahen. Gestern den 2. Abends kamen wir erst hier an. Die Wege waren mitunter ganz erschrecklich und es regnete auch von Zeit zu Zeit gewaltig. Zum Schlusse aber sind wir hier ganz angenehm logirt und befinden uns wohl. Das gewaltsame Rütteln und Schütteln auf der Reise hat, glaube ich, schon die Hälfte der Kur vollbracht.

[1] Von Kotzebue.

Die Gegend ist hier, wie vor Alters, sehr schön. Das Städtchen, seitdem ich es nicht gesehen habe, viel besser aufgeputzt und außerordentlich angenehme Spaziergänge sind angelegt worden; woran wir uns schon sehr vergnügt haben. Es fehlt nichts, als daß wir nicht alle zusammen hier sind. Wir essen zusammen auf der Stube und werden gut bedient. Das Essen ist hier besser als sonst. Das baare Geld steht sehr hoch, weil die Papiere immer mehr fallen. Das Kopfstück, das sonst 20 Kreuzer galt, wird nun für 32 genommen; und obgleich die Preise gestiegen sind; so zahlt man doch im Grunde nicht viel mehr als sonst. Noch ist kein Theater hier. Es kommt erst Sonntags den 6. Juli. Mehr sage ich nicht, und wünsche wohl und vergnügt zu leben. Notire doch den Tag, wo du den Brief erhältst, damit man weiß, wie lange er unterwegens gewesen ist. Wir grüßen alle zum schönsten. Mit dem herzlichsten Lebewohl

G.

1123.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad den 7. Julius 1806.

Da ich nur Gutes zu erzählen habe, so will ich heute zum zweytenmal schreiben. Mein Brief vom 3. wird angekommen seyn. Das Wasser hat eine recht gute Wirkung auf mich gemacht und ich denke, es soll so fortgehen. Seitdem ich den Sprudel trinke, habe ich keine Tropfen eingenommen und die Verdauung fängt schon an recht gut ihren Gang zu gehen. Ich werde nun so weiter fortfahren und abwarten, was es werden kann. Übrigens muthet man sich hier viel mehr zu, als zu Hause. Man steht um 5 Uhr

auf, geht bey jedem Wetter an den Brunnen, spaziert, steigt Berge, zieht sich an, macht Aufwartung, geht zu Gaste und sonst in Gesellschaft. Man hütet sich weder vor Näße, noch vor Wind, noch Zug und befindet sich ganz wohl dabey. Ich habe manche alte Bekannte angetroffen und ihrer schon viele neue gemacht. Morgen beziehen wir ein beßer Quartier als das bisherige. Die Bälle sind übrigens hier nicht sehr belebt. Von 50 Frauenzimmern, die in weißen Kleiderchen herum sitzen, kommen vielleicht 10 zum Tanz. Übrigens giebt es Pikeniks und Spazierfahrten, die in der schönen Gegend ganz angenehm sind. Ich wünsche dir viel Vergnügen und werde heut über 8 Tage wieder schreiben. Lebe recht wohl und liebe mich. Diese Tage will ich auch an August schreiben.

G.

1124.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad den 14. Julius 1806.

Ich schreibe sehr gern wieder, weil ich gute Nachricht von mir zu geben habe und weil die Briefe sobald hin und wieder gehen. Der Deine vom 7. Juli ist in vier Tagen zu mir gekommen und hinwärts, wie ich sehe, bleiben sie auch nicht länger unterwegs. Die Cur schlägt ganz gut bey mir an. Ich habe die Zeit her keine Unbequemlichkeit gehabt und hoffe das beste, wenn ich regelmäßig fortfahre. Es giebt hier viel Unterhaltung mit alten Bekannten die man wiederfindet, so wie mit neuen, die man macht. Madam Unzelmann ist angekommen und wird sich vier Wochen aufhalten. Sonst ist niemand hier, den du kennst. Es wird aber täglich voller, besonders von Russen und Polen. Auf

kurze Zeit möchte ich dich und August wohl hier sehen; aber im ganzen ist's nicht für euch. Ich freue mich, daß dir's in Lauchstädt wohlgeht. Bleibe nur daselbst, grüße Augusten, wenn er kommt, und macht euch lustig. So lange ich hier bin, will ich jeden Montag schreiben, da ihr denn etwa jeden Freytag etwas von mir empfangen werdet. Grüße die Brandt[1] und die Elsermann[1] und sage ihnen, daß ich etwas für sie mitbringe. Überhaupt, wer freundlich und artig von der Gesellschaft ist, soll etwas haben: denn ich bringe verschiedenes mit. Von dem hiesigen Theater, das noch nicht eröffnet ist, schreibe ich etwas an Genast, von dem du dirs kannst erzählen lassen. Lebe recht wohl und grüße Augusten, so wie auch Geh. Rath Wolf und Minchen. Noch setze ich eigenhändig hinzu daß ich Dich und August herzlich grüße und euch alles Vergnügen wünsche. Wenn es dich auch etwas mehr kostet, so hat's nichts zu sagen. Dein Brief kam den 12ten an und war mir um so angenehmer und lieber. Nun sage ich dir das beste Lebewohl und hoffe bald wieder auf einen Brief von dir.

G.

1125.

An Christiane Vulpius.

Montag den 21. Julius 1806.

Dieses ist nun der vierte Brief, den du von mir erhältst. Ich habe indessen nur einen von dir empfangen, und auf den gegenwärtigen antwortest du nicht. Indessen erhalte ich wohl noch einige Nachrichten von dir auf meine vorigen Briefe. Heute über 14 Tage, als den 4. August, denken

[1] Am Weimarer Theater.

wir wieder abzugehen und können den 7. oder 8. wieder in Jena seyn. Bleibe indessen nur ruhig mit August in Lauchstädt, bis du Nachricht von mir erhältst.

Indessen ist es mir sehr wohl gegangen. Ich habe ohne Arzney mit Wassertrinken und Baden mich hingehalten und keinen Anfall von Schmerzen gehabt, und wenn ich die Cur noch so weiter fortbrauche; so denke ich, wird es von guten Folgen seyn. Es wird fleißig promenirt und an Gesellschaft fehlt es auch nicht. Die Badeliste steigt auf 650 Personen und ich habe manche Bekanntschaft gemacht. Wir essen gewöhnlich zu Hause. Manchmal sind wir zu Gaste geladen. Die hiesige Schauspieler-Gesellschaft hat etwa sechsmal gespielt, ich bin aber noch nicht ins Theater gekommen. Nach allen Erzählungen scheint es wenig erfreuliches zu leisten. Den Ball hab' ich ein einzigesmal besucht, der aber für mich auch nicht unterhaltend war. Von deinen Bekannten wüßt' ich Niemand hier, außer den dicken Herrn von Oertzen, den die Frauenzimmer in Lauchstädt vor ein paar Jahren einander abspänstig machten. Er treibt sein altes Wesen fort, aller Welt die Cour zu machen. So viel für heute. Meine Reisegefährten grüßen. Es ist allerley eingekauft worden. Einen Brief Stecknadeln wirst du erhalten haben, den ich durch Gelegenheit nach Leipzig schickte. Geht wieder Jemand in jene Gegend, so folgt noch etwas.

G.

Lebe wohl und grüße Augusten vielmals. Auch Herrn Genast und Becker und die Frauenzimmer.

Donnerstag den 24. Julius 1806.

Dieser Brief ist einen Posttag liegen geblieben, welches mir jetzt angenehm ist, weil inzwischen dein Brief vom

17. Julius ankam. Ich habe zwar wenig hinzuzusetzen; aber doch freut mich's dir sogleich zu sagen, daß mir deine Nachrichten viel Vergnügen gemacht haben. Wenn es dir nach deinem Sinne wohlgeht und Augusten auch, so kann mir in der Ferne nichts erfreulichers begegnen. Dagegen kann ich sagen, daß ich mich von Tag zu Tag besser befinde und daß ich auch für die Folge das Beste hoffe. Wir leben, die kleinen Unbequemlichkeiten der Kur abgerechnet, zwar nicht herrlich, doch in Freuden. An Krebsen und Forellen ist kein Mangel und das übrige Essen ist nicht schlecht. Wir gehen und fahren spazieren; wobey immer ein wenig gezeichnet wird und viel Steine zusammengeklopft werden. Fast täglich giebt es eine neue Bekanntschaft und man könnte lange hier seyn, ohne erschöpft zu haben, was sich alles hier befindet. Übrigens bleibt es bey dem, was auf der vorigen Seite geschrieben steht. Auch erhältst du von mir noch eine Nachricht vor meiner Abreise. Verweile nur in Lauchstädt, bis ich in Jena angekommen bin; und wenn du mit August einige mehrere Kosten hast, so nimm es nicht zu Herzen. Ich wünsche nur euch beyde wohl und vergnügt wieder zu sehen. Daß es mit dem Theater so gut geht, ist mir höchst angenehm. Grüße die Herren Genast und Becker, auch deine nächste Umgebung. Mehr sage ich nicht, damit der Brief geschlossen werde und nicht abermals in dieser Zerstreuung liegen bleibe.

1126.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad Montag den 28. Juli 1806.

Schon vorgestern kam dein lieber Brief vom 22. hier an und war also nur vier Tage unterwegs gewesen. Ich

schreibe heute zum vorletzten mal und heute über acht Tage wahrscheinlich zum letztenmal. Denn ich hoffe, daß unser Wagen richtig eintreffen soll. Es ist mir auch diese letzte Zeit ganz wohl gegangen und ich wünschte nur, daß ich mich eingerichtet hätte, länger hier zu bleiben, um ein 14 Tage weder zu trinken, noch zu baden, auf meine Natur Acht zu geben und doch in der Nähe der heilsamen Quelle zu seyn, wenn sich irgend ein Übel melden sollte. Doch kann das auf künftiges Jahr geschehen und wir wollen hoffen, daß wir indessen so durchkommen. Die Hauptsache, wie ich recht wohl bemerke, bleibt immer die Bewegung und wenn ich sie die nächsten acht Wochen auf eine oder die andre Weise fortsetze, so wird es wohl ganz gut werden. Daß du dich lustig machst, ist mir sehr angenehm und ich erwarte, daß du mir recht viel erzählst, wenn wir zusammenkommen. Hier geht im Ganzen alles steifer, als jemals zu, ob ich mich gleich persönlich keinesweges zu beklagen habe: denn es hinge nur von mir ab, meine Bekanntschaften und Gesellschaften viel weiter auszudehnen. Gestern begegneten mir ganz unerwartet Frau von Brösigke[1] und ihre Tochter, die von Egerbrunn herüberkamen, wo es auch nicht zum heitersten hergehen soll, weil die Östreicher und Polen zwey Partheyen machen, die gegeneinander wirken, beyde aber weder einen Sachsen noch einen Preußen unter sich aufnehmen. Frau von Levezow ist reizender und angenehmer als jemals. Ich bin eine Stunde mit ihr spazieren gegangen und konnte mich kaum von ihr losmachen, so artig war sie und soviel wußte sie zu schwatzen und zu erzählen.

Täglich kommen hier noch mehr Badegäste an. Die Nummern der Liste gehen schon bis 700. In diesen Tagen war das Papiergeld so gefallen, daß der Ducaten 8 Gulden

[1] Die Mutter der Frau v. Levetzow (die gegen 1787 geboren), die Großmutter Ulrikens, die damals zwei Jahre alt war.

und 30 Kreuzer galt, und das Silbergeld im Verhältniß. Gegenwärtig ist es wieder ein wenig gestiegen. Demungeachtet aber sind die Einwohner von Carlsbad, welche für alle ihre Mühe, Waaren und Auslagen fast nichts anders eingenommen haben, in einer Sorge, die ganz nahe an Verzweiflung gränzt. Was daraus werden soll, kann kein Mensch einsehen. Vorgestern bin ich auch in der Comödie gewesen und werde wohl nicht wieder hineingehen. Selbst diejenigen Schauspieler, die noch einige Gestalt und Stimme haben, zeigen sich fratzenhaft, affectirt und comödiantisch. Ich kann wohl sagen, daß ich in dem ganzen Stück nicht einen einzigen wahren Ton gehört habe. Die Weiber sind vollends ganz abscheulich. Eine einzige ist darunter, die Verdienst hat. Sie spielt die Rollen der Beck, ist aber doch auch übertrieben und in ihrem Betragen geschmacklos wie die andern. Doch wäre diese noch wohl am ersten ins Rechte zu leiten, wenn sie eine gute Umgebung hätte. Das Stück, das ich sah, war Pinto,[1] von Vogel bearbeitet. Grüße die Herren Genast und Becker und sage ihnen, sie möchten doch nachfragen, ob das Stück gedruckt ist, und sich Mühe geben, es bald beyzuschaffen. Wir können es sehr gut besetzen und es kann bey uns eine sehr interessante Repräsentation werden. Gethan habe ich übrigens nicht viel, denn der Brunnen und die Zerstreuung des hiesigen Lebens lassen einen nicht recht zur Fassung kommen. Übrigens bleibt es im ganzen bey dem, was ich in meinem vorigen Briefe geschrieben habe. Bleibe nur in Lauchstädt, bis du einen Brief von mir aus Jena erhältst: denn erst dort wird sich zeigen, ob ich noch nach Lauchstädt gehen kann und mag. Grüße alles schönstens von mir, Herrn Geheimerath Wolf und Minchen, Herrn und Frau Geheimerath Loder und alle, die sonst meiner

---

[1] „Pinto oder die Verschwörung in Portugal", in Weimar im Oktober 1807 zum ersten Male aufgeführt.

gedenken mögen, so wie das Theater-Personal, besonders die, welche dir zunächst sind. Lebe übrigens recht wohl bey deinen Frühstücken, Mittagsessen, Tänzen und Schauspielen.

G.

1127.

An die Fürstl. Polizeicommission in Jena.

(8. August.)

Fürstliche Polizey Commission zu Jena hat wegen besserer Einrichtung des Gesindewesens um das Publicum so viele Verdienste, daß Sie nicht ungeneigt aufnehmen wird, wenn ich mich in einer solchen Angelegenheit an Sie wende, wozu ich durch meinen hiesigen Aufenthalt und die Lage der Sache genöthigt werde.[1]

Mein Bedienter N.N. Gensler, welcher schon eine Zeitlang bey mir steht, auch noch auf eine Zeit gemiethet ist, hat zwar seine Schuldigkeit gegen mich zu meiner leiblichen Zufriedenheit beobachtet; dagegen aber von der ersten Zeit her sich gegen meine Familie und Hausgenossen äußerst rauh, störrisch, grob und auffahrend, sogar in meiner Gegenwart, betragen. Die ihm deshalb zugegangenen bedrohlichen Verweise haben nur augenblickliche Wirkungen hervorgebracht, im Ganzen aber nichts gefruchtet; weshalb ich manche Verdrießlichkeit erlitten und nur durch Gewohnheit und Hoffnung bewogen werden können, ihn beyzubehalten.

Nun hat sich aber seine unbändige Gemüthsart auf meiner Reise nach Carlsbad ganz gränzenlos bewiesen, indem er nicht allein meinen Reisegefährten schnöde begegnet, wovon Herr Major von Hendrich das Nähere zu den Acten geben wird; sondern auch auf der Rückreise seine Bosheit und

[1] Im Tagebuch vom 7. August heißt es: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des römischen Reiches."

Tücke an dem Kutscher auf allerley Weise ausgelassen, daß es zuletzt auf dem Bock zwischen beyden zu einem heftigen Wortwechsel und, ohnerachtet aller Herrschaftlichen Inhibition, endlich zu Schlägen kam; wobey, so viel mir bekannt ist, gedachter Gensler ausschlug, und ungeachtet aller Verweise und Bedrohungen sein gewöhnliches Betragen bis Jena auf eine dem Wahnsinn sich nähernde Weise fortsetzte.

Da ich mich nun in dem Fall sah, durch Zorn und Ärger die ganze Wirkung meiner vollbrachten Badekur zu verlieren, auch auf dem Punct stand, zu einer unschicklichen und sträflichen Selbsthülfe genöthigt zu werden; so blieb mir nichts übrig, als diesen Burschen bey meiner Ankunft in Jena in militärische Haft bringen zu lassen, den ich nach diesem Vorgang nicht mehr in meinen Diensten behalten kann.

Da jedoch bey Auseinandersetzung mit demselbigen noch manche ärgerliche Auftritte zu erwarten sind; so habe fürstliche Polizey Commission ergebenst ersuchen wollen, in diese Sache Einsicht zu nehmen und Jemanden abzuordnen, der die mehrgedachtem Gensler gehörigen Sachen, und was ihm sonst zustehen möchte, in Empfang nähme; wobey ich jedoch voraussetze, daß eine Herrschaft nicht gehalten seyn könne, ein so untaugliches und gefährliches Subject für eine allenfalls noch übrige Dienstzeit zu entschädigen.

Schließlich muß ich ergebenst bitten, gedachten Gensler bis zu völliger Beendigung der Sache in Verwahrung zu behalten, damit sowohl ich als die Meinigen vor seinem, besonders in dieser letzten Zeit manchmal an Raserey gränzenden Betragen gesichert seyn können.

Da es übrigens in der Folge nothwendig seyn wird, diese Sache an Fürstl. General Polizey Direction zu Weimar zu bringen; so wollte ich hiesige fürstl. Polizey Commission auch hierum ergebenst gebeten haben.

Der ich mich u. s. w.

Es war am 14. Oktober 1806. Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Durch Weimars Gassen stürzten fliehend die geschlagenen Preußen, von den über die Stadt dahinsausenden Kanonenkugeln der Feinde verfolgt. Gegen fünf Uhr drangen tobend und plündernd die Franzosen in die Stadt. In Goethes Hause lagerten — wie Riemer als Augenzeuge berichtet — sechzehn Mann. Goethe erwartete den Marschall Augerau, für den Christiane mit mehreren aus der Stadt in Goethes Haus geflüchteten Personen ein Mahl zu bereiten hatte. Goethe befand sich in seinen oberen Zimmern, Riemer wartete unten auf den Herzog, während die hell aufleuchtenden Flammen der brennenden Häuser das Dunkel der Nacht erhellten und das Jammern und Wehklagen der mißhandelten Bürger, das tobende Lärmen der Plünderer die Stadt durchgellte. Da donnern Kolbenstöße an die Thür des Goetheschen Hauses. Zwei bewaffnete Tirailleurs dringen ein, vergebens bietet ihnen Riemer Speise und Trank. Den Hausherrn wollen sie sprechen. Goethe erscheint im weiten Nachtgewande — seinen „Prophetenmantel“ pflegte er ihn scherzhaft zu nennen — und fragte die Tirailleurs nach ihrem Begehr. Die imposante Erscheinung verblüfft die beiden, sie bitten ihn, mit ihnen anzustoßen, Goethe entfernt sich, sie trinken weiter. Dann aber, vom Weine aufgestachelt, eilen sie die Treppe empor, sich ein Zimmer zu suchen, sie dringen drohend mit ihren Waffen auf Goethe ein. Da wirft sich Christiane den Wütenden entgegen — mit seltener Geistesgegenwart ruft sie von der zum Garten herabführenden Treppe Hilfe herbei, es gelingt ihr, mit dem herbeigeeilten Manne die Tirailleurs aus dem Zimmer zu drängen. Sie verriegelt die Thür — Goethe ist gerettet. Die beiden Marodeurs aber blieben die Nacht hindurch in Goethes Haus und wurden erst am nächsten Morgen von dem einziehenden Adjutanten des Marschalls hinausgetrieben. — Loder hatte an Hufeland berichtet: „Goethe war geplündert und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte.“ In einem Briefe von Vulpius an Nicolaus Meyer heißt es: „Welch ein Unglück hat uns betroffen!

Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, Abends 5 Uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von Allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unserm Hause. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir sprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuser, selbst das Schloß nicht, sind verschont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinsel, Brand und — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park."

Es kamen für Weimar Tage harter Not, Christiane aber hatte trotz der großen Aufwendungen, die für den Marschall und die Einquartierung nötig gewesen, ihr Hauswesen doch so zusammengehalten, daß sie, wie Riemer berichtet, noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

* * *

So erklärt sich Brief

1128.

An J. H. Meyer.

(15. oder 16. October.)

Sagen Sie mir mein werther Womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Victualien? G.

1129.

An Wilhelm Christian Günther.[1]

(17. October.)

Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bey mir zur Reise gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die

[1] Oberkonsistorialrat.

so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.

Sagen Sie mir würdiger geistlicher Herr und Vater wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag, oder vorher getraut werden. Was sind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte daß sie in der Sakristey der Stadt-Kirche geschähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe.

1130.*

An die Jenaer Freunde.

Wir sind in der größten Sorge wegen unserer Jenaischen Freunde, indem wir noch gar nichts von ihnen vernommen haben. Ich bitte daher Nachverzeichnete, nur ein Wort auf dieses Blatt zu unserer Beruhigung zu schreiben. Was mich betrifft, so sind wir durch viel Angst und Noth auf das glücklichste durchgekommen. In meinem Hause ist nichts versehrt, ich habe nichts verloren. Die Herzogin ist wohl und hat sich auf eine Weise betragen, welche zur höchsten Bewunderung auffodert.[1] Mit Wieland habe ich gestern

---

[1] Herzog Carl August, der allein von allen Fürsten Sachsens entschlossen auf Seiten Preußens stand und sein weimarisches Kontingent zum preußischen Heere hatte stoßen lassen, wurde von Napoleon mit besonderem Hasse verfolgt. Er befand sich, mit dem Kommando über die preußische Avantgarde beauftragt, auf einem Vorstoß gegen die Mainlinie begriffen. Als am Morgen des 14. Oktober sich der Kanonendonner von Jena hören ließ, brach die Herzogin Anna Amalia, begleitet von Prinzeß Caroline, von Weimar auf, um das neutral gebliebene Kassel oder Braunschweig zu errreichen. Später schloß sich, wenn auch widerstrebend, der Erbprinz an. Der 14 jährige Prinz Bernhard war auf seinen dringenden Wunsch bei Ausbruch des Krieges als Freiwilliger eingetreten und dem Stabe des Fürsten von Hohenzollern, der bei Jena stand, zugeteilt worden. Die Herzogin Luise war

beym Stadtcommandanten[1] gespeist. Der gute Alte ist auch glücklich durchgekommen. Das Schloß ist unversehrt. Dieß verdanken wir allein unserer Fürstin. Nichts weiter bin ich im Stande hinzuzusetzen . . .[2]

Übrigens sollte es mir angenehm seyn, durch diesen Boten von den Herrn Beamten, Burgemeistern, mir sonst bekannten Personen, Nachricht in Briefen oder mündlich zu erhalten. Alle versichere ich meines herzlichsten Antheils bey diesem traurigen Vorfalle.

Weimar, den 18. October 1806.

J. W. v. Goethe.

---

allein ohne militärische Bedeckung im Schloß zu Weimar zurückgeblieben. Unter ihrem Schutz — so berichtet der spätere Kirchenrat Lincke in seinen „Erinnerungen an das Jahr 1806" — sammelten sich in den unteren Räumen des Schlosses Hunderte von Fliehenden, Frauen und Kinder; sie nahm sie auf und teilte mit ihnen. Alle, die in diesen Stunden höchster Bedrängnis um sie waren, versicherten, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb und in ihrem Wesen fast kein Unterschied gegen sonst zu bemerken war. Luise empfing den am Abend des 15. Oktober in Weimar eintreffenden Napoleon oben an der großen Treppe des Schlosses; er antwortete kurz und ging sofort in sein Zimmer. In der am nächsten Tage der Herzogin bewilligten Audienz schilderte Luise mit so viel Festigkeit und Mut die Lage des Landes, die militärische Ehre und Pflicht des Herzogs, daß sie den Groll und Zorn des Siegers sänftigte. „Madame", sagte Napoleon, „Sie sind eine der achtungswertesten Frauen, die ich jemals kennen gelernt. Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm, aber allein um Ihretwillen." Napoleon versprach Einstellung der Plünderung und Aufrechterhaltung der Souveränität des Fürstenhauses. Doch müßte Carl August innerhalb 24 Stunden die preußische Armee verlassen und nach Weimar zurückkehren. Und zu General Rapp bemerkte der Kaiser: „Das ist einmal eine Frau, der unsere zweihundert Kanonen keine Angst machen." — Als dann der Herzog nicht so schnell von Napoleons Verlangen benachrichtigt werden konnte, wurde ein junger Weimarer Beamter Müller, der spätere Kanzler, nach Potsdam zu Napoleon gesandt, um Aufschub zu erbitten. Der Verlauf dieser Audienz bewies aufs neue, wie starken, nachhaltigen Eindruck auf Napoleon das Auftreten Luisens gemacht hat und wie sehr diese sonst sich bescheiden vornehm zurückhaltende, in Augenblicken der Gefahr hochherzige Frau die Bezeichnung „Heldenengel" verdient, die ihr Knebel gegeben hat.

[1] Dentzel.

[2] Folgen die Namen der Jenaer Freunde.

1131.*

An den Herzog Carl August.

(zwischen 19. und 26. October.)

Das Eis des mittheilenden Schreibens ist einmal gebrochen und ich fahre bequemer fort noch einiges nachzubringen, wenn ich gleich, als handschreibend, mich immer mehr paralysirt fühle.

Den neuen, lange erwarteten Ankömmling[1] habe ich gesehen, er ist wohlgebildet und hat eine gute Farbe und verspricht zu leben. Möge er wenn er einst die Welt erkennt sie lustiger finden als sie uns nun erscheint! ich bin zu alt ihn einzuführen; doch vielleicht kann ich ihm noch etwas werden. Auch die Zimmer der Mutter sind wieder ordentlich hergestellt, und anständig und bequem, danck sey es der Tischlerfertigkeit, die das zerschlagne und zerstoßne Holz bald wieder in Restauration gebracht haben. Glücklich alle Handwercker! deren Arbeit ohne Verlust des zerstörten wieder hergestellt werden kann, durch Hans und Kunz und wie sie heisen.

Erlauben Sie daß ich so fortfahre! es würde besser werden wenn es sich ziemte daß ich dicktirte. Wo wir jetzt einen Anfang des Lebens erblicken hat es einen besonderen Reiz der Hoffnung; kann sich nun die Liebe daran schliesen; so ist der Glaube sogleich unfehlbar da und die Sache ist gemacht, indem wir überzeugt sind daß alles zu Grunde geht.

Den Prinzen August hab ich einen Augenblick in einer für uns beyde peinlichen Lage gesehen. Er bestellte bey mir ein Monument für den Grafen Schmettau.[2] Ich will gern, dieser Pietät im Einklang, ein Schickliches besorgen und

---

[1] Sohn des Herzogs und der Frau v. Heygendorff (Caroline Jagemann).
[2] Preuß. Generalleutnant Fr. Wilh. Carl Graf v. Schmettau, der bei Auerstädt verwundet wurde; er war am 18. Oktober in Weimar gestorben.

habe die Anstalten gemacht daß es ehrenvoll und geschmackvoll geschehe.

Wenn mann übersieht was verlohren ist; so freut man sich billig doppelt des Erhaltenen. Die Bibliotheck ist wundersam erhalten. Die Thüre konnten sie nicht einsprengen, sie sägten die Gitter entzwey, schlugen die Thüre der Communarchiv Expedition auf und fanden die ihnen verwünschten Papiere und Acten, das hat den untern Stock gerettet.

Aufgebrochen haben sie die Expeditionszimmer, Kleinigkeiten entwendet; sie sind durch alle Etagen der Bibliotheck durchgestigen, haben nur einige Stücke grüner Leinwand mitgenommen. Nichts ist beschädigt, und wir sind für diese erste Zeit als wenn nichts gewesen wäre. Daß wir Denzel[1] manches schuldig sind ist mir wahrscheinlich.

Bald hätte ich vergessen zu sagen daß das Münzkabinett in der Angst der letzten Tage nach Allstedt geflüchtet ward. Auch darnach war große Nachfrage. Nun kann es zurückkehren und soll hoffentlich Sie an Ort und Stelle begrüßen ...

Der Botanische Garten hat wenig gelitten, das Haus mehr, am meisten der gute und man darf sagen treffliche Schelver,[2] er ward biß auf's Hemd a diverses reprises, ausgeplündert und ging mit einem blessirten Offizier, der Vertrauen zu ihm faßte, fort, und ich weiß nicht wohin.

Vom Theater als dem bedeutendsten sollt ich auch wohl was sagen. Was läßt sich aber davon sagen als was von der Welt zu sagen ist: Sobald die grimmige Noth vorbey war, da traten alle Leidenschafften, biß zur gemeinsten, in ihre Rechte. Wir erhalten das nie wieder herzustellende Ganze, biß die herrschenden Umstände eine Dauer oder eine Auflösung gebieten.

---

[1] Stadtkommandant.

[2] Professor in Jena.

Doch alles das muß Ihnen gering vorkommen, da Sie die größten Interesses erst Ihres Häufleins, und da das nicht mehr zu halten war, das Weitere und Grössre im Auge hatten. Und doch mache ich mir Vorwürfe daß ich nicht die früheren Blätter die ich vollschrieb abschickte. Freylich waren sie, noch mehr wie diese, einem aufgeregten und sorgenvollen Gemüth entquollen. Doch aber wäre es Ihnen vielleicht wenn auch schmerzlicher doch erquicklicher gewesen. Genug das Vergangne ist vorbey und ich muß mich nur hüten diese Scribalien nicht wie die vorigen in den Windofen zu stecken.

Besinn ich mich aber was ich Ihnen noch Angenehmes sagen möchte; so ist es das was mich, nach entsetzlichen Klagen der besten Freunde, immer noch erfreut, daß der Schaden im Parck nämlich ganz null ist. Die Belvederische Chaussee unangetastet. Der Stern unverletzt und nichts abgehauen als was Sie gegenwärtig in vierzehn Tagen, vielleicht mit anmuthigern Pflanzungen, wiederherstellen würden.

Befehlen Sie nur daß man das römische Haus zu Ihrem Empfang bereite! mit wenigem sind die Spuren des Unheils ausgelöscht.

Hätte ich nicht so manches an Sie geschriebene Papier vertilgt; so schickt ich sie jetzt alle, es wäre doch ein interessantes Tagebuch unsrer Leiden und Gesinnungen. Diese Blätter will ich eilig numeriren und siegeln, sonst trag ich wieder Bedencken.

1132.

An N. Meyer.

Weimar den 20. Octbr. 1806.

Wir leben! unser Haus blieb von Plünderung und Brand, wie durch ein Wunder verschont. Die regierende

Herzoginn hat mit uns die schröcklichsten Stunden verlebt, ihr verdancken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, so wie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kayser ist angekommen am 15. Octbr. 1806. G.

Merckwürdig ist es daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenscheine begleitet und beleuchtet waren.

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten;[1] mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigern Stunden eine umständlichere Antwort.

1133.

An J. H. Meyer.

(20. October.)

Wenn es Ihnen möglich ist, lieber Professor, so verfügen Sie sich, wo nicht heute, doch morgen früh, zu Hofrath Wieland und zeichnen sein Profil mit der Calotte, in der Größe etwan eines Laubthalers. Denon[2] wünscht es zu haben. Der Zweck ist, daß eine Medaille danach geschnitten würde. Es ist nur gut, daß unsre Überwinder wenigstens von einigen Individuen Notiz nehmen, da sie das Ganze nivelliren. G.

[1] Die Trauung fand in der Sakristei der Schloßkirche in Gegenwart von August und Riemer statt.

[2] Der Goethe seit Jahren bekannte Maler, Direktor der Pariser Museen.

1134.*

An C. v. Knebel.

(21. October.)

... Von der Herzogin Mutter, dem Erbprinzen, der Prinzeß und also auch deiner Fräulein Schwester[1] haben wir Spur bis Langensalza. Kein Unfall hat sie betroffen. Vom Herzog weiß man nichts, auch nichts vom Prinz Bernhard. Haltet euch, so gut es möglich ist. Nur die erste Zeit ist noch peinlich. Es werden auch Stunden der Genesung und des Wohlseyns wiederkommen.

Wegen unsrer wissenschaftlichen Anstalten schreibe ich dir nächstens und bitte dich auf alle ein Auge zu haben.

Daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehlicht bin wird euch freuen. Unsre Trauringe werden vom 14. Octbr. datirt.

Die regierende Herzoginn ist an ihrem Posten.

Denon Directtor aller Kayserlichen Museen, logirte zwey Tage bey mir. Ich hatte ihn in Venedig gekannt und viel Freude am Wiedersehen.

Lebe wohl. Grüße und schreibe oft.

Den Brief an deine Frl. Schwester laß ich bey mir liegen.

... Lebe wohl mit den Deinigen.

d. 22. Octbr. 1806. G.

1135.*

An C. v. Knebel.

Weimar den 24. October 1806.

... Bey uns ist es sehr still, außer daß preußische Gefangene in Unzahl durchgeführt werden.

[1] Hofdame.

Jeder muß sich nur in diesen ersten Augenblicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem Ganzen geholfen. Man kann nun schon wieder anfangen, um sich her und für andre zu wirken. Ich freue mich der tüchtigen und thätigen Menschen, die du mir nennst. Daß die morsche jenaische Verfassung bey dieser Gelegenheit zusammenbrechen würde, ließ sich voraussehen. Jämmerlicher konnte kein gemeines Wesen geführt seyn. Ich weiß, was es mir für Noth machte, meine wenigen Anstalten als ein gesundes Glied, innerhalb eines absterbenden Körpers zu erhalten. Lebe wohl und laß uns von Augenblick zu Augenblick das nöthigste thun. G.

Bedarf Hegel etwas Geld so gieb ihm biß etwa auf 10 rh. 20 rh. habe ich von dir. Für das der Huber gegebne bin ich auch gut.

1136.

An Schelling.

Weimar, den 31. October 1806.

Indem ich Ihren so herzlich freundlichen Brief erhalte, mache ich mir Vorwürfe, daß ich mehrere Blätter nicht abgeschickt, die schon seit dem 16. auf meinem Tische liegen und davon auch eins nach München sollte. Das was geschehen ist, war leider ziemlich vorauszusehen; doch hatten wir nicht die stolze Furcht, einen Namen in der Weltgeschichte um solchen Preis zu gewinnen. Nun eil' ich, Ihnen, mit lebhaftem Dank für Ihren treuen Antheil, von mir, meiner Umgebung und was mich sonst mittelbar berührt, gute Nachrichten zu geben. Die schrecklich dringenden Ereignisse waren

durch ahndungsvolle Tage vorbereitet. Zwey und siebzig Stunden von Gefahr und Noth können wir ohne Übertreibung angeben. Den Aufwand an Geistes- und Körperkräften, an Geld und Vorräthen verschmerzt man gern, weil doch so vieles und darunter das wertheste erhalten ist. Meine Gesundheit hat kaum gewankt, und ich befinde mich seit meiner Rückkehr von Carlsbad unausgesetzt so wohl, als ich nur wünschen darf. Jena hat mehr gelitten als Weimar, der gute Schelver sehr viel, Frommanns und andere Freunde sind glücklich durchgekommen. Was von Wissenschafts- und Kunstanstalten in Jena und Weimar unmittelbar unter mir selbst steht, hat wenig gelitten. Jedermann sucht sich herzustellen. Die Collegia gehen den 3. November wieder an, und wenn der ungeheure Kriegsstrom uns nicht zum zweytenmal berührt, so sollen Sie bald hören, daß Leben und Thätigkeit bey uns noch nicht erloschen sind. Herzliche Grüße an Jacobi's, an die Ihrige[1] und an alle mein Gedenkende. G.

1137.

An C. v. Knebel.

Daß die Herzogin Mutter und die Prinzeß und also auch deine Fräulein Schwester glücklich zurückgekommen, davon wirst du schon Nachricht erhalten haben. Wir hoffen auch von dir und von Jena überhaupt bald wieder Gutes zu vernehmen: denn leider hör' ich, daß ihr noch mit Blessirten sehr überhäuft seyd.

Ein halber Eymer rother Wein zu 14 rhn ist von Erfurt für dich angekommen. Wenn Jemand herüberfährt, so laß ihn abholen. Find' ich früher Gelegenheit ihn zu schicken, so thue ichs auch.

[1] Caroline.

So eben erhalte ich deine beyden Briefe. Der zweyte gereicht mir zum Trost. Leider läßt sich wenig rathen und helfen. Fritsch[1] ist gewiß ein tüchtiger Mann; aber ich weiß ja, wie mir's in Friedenszeiten bey meinen Anstalten ging. Ich hielt die größte Ordnung, und wenn ich den Rücken kehrte; so machten sie mir, aus den kleinsten persönlichen Rücksichten und Zwecken, die dümmsten Streiche. Überhaupt sieht man erst jetzt, wie sehr das Land von Männern degarnirt ist, die Sinn und Energie besitzen. Lasse daher nicht ab, in diesen kritischen Augenblicken durch dich und deine nächsten das Mögliche zu wirken.

Auch hier giebt es manches zu thun und zu bedenken; aber bey uns herrscht doch eine größere Ruhe, ja man hat gewissermaßen lange Weile, weil man zur Arbeit keine Sammlung und Stimmung findet. Indessen sende ich doch heute etwas Manuscript der Farbenlehre an Frommann. So wie jeder sein Gewerbe wieder anknüpfen muß, so wollen wir's denn auch an dem unsrigen wo möglich nicht fehlen lassen.

Viele Grüße von mir und den Meinigen mit dem Wunsche, daß wir uns bald, wo nicht in völligem Frieden, doch wenigstens in leidlichem Ruhezustande wiedersehen mögen. Auch an die Tümplingsche Familie viel Grüße und Wünsche.

Weimar den 1. November 1806. G.

1138.

An F. A. Wolf.

Weimar den 28. November 1806.

Warum kann ich nicht sogleich, verehrter Freund, da ich Ihren lieben Brief erhalte, mich wie jene Schweden-

[1] Regierungsrat C. W. Fritzsch, Leiter der Kriegsverpflegungsanstalten.

borgischen Geister, die sich manchmal die Erlaubniß ausbaten, in die Sinneswerkzeuge ihres Meisters hineinzusteigen und durch deren Vermittelung die Welt zu sehen, auf kurze Zeit in Ihr Wesen versenken und demselben die beruhigenden Ansichten und Gefühle mittheilen, die mir die Betrachtung Ihrer Natur einflößt. Wie glücklich sind Sie in diesem Augenblick vor Tausenden, da Sie so viel Reichthum in und bey sich selbst finden, nicht nur des Geistes und des Gemüths, sondern auch der großen Vorarbeiten zu so mancherley Dingen, die Ihnen doch auch ganz eigen angehören. Wäre ich also auf jene magische Weise in Ihr Ich eingedrungen, so würde ich es bewegen, seine Reichthümer zu überschlagen, seine Kraft gewahr zu werden und zu irgend einem literarischen Unternehmen, wäre es auch nur für die erste Zeit, sogleich zu greifen. Sie haben die Leichtigkeit sich mitzutheilen, es sey mündlich oder schriftlich. Jene erste Art hatte bisher einen größern Reiz für Sie, und mit Recht. Denn bey der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geistreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. Auch ist die beste Vorlesung oft ein glückliches Inpromptu, eben weil der Mund kühner ist als die Feder. Aber es tritt eine andre Betrachtung ein. Die schriftliche Mittheilung hat das große Verdienst, daß sie weiter und länger wirkt, als die mündliche, und daß der Leser schon mehr Schwierigkeiten findet, das Geschriebene nach seinem Modul umzubilden, als der Zuhörer das Gesagte.

Da Ihnen nun jetzt, mein Werthester, die eine Art der Mittheilung, vielleicht nur auf kurze Zeit, versagt ist,[1] warum wollen Sie nicht sogleich die andre ergreifen, zu der Sie ein eben so großes Talent und einen beynah reichern

[1] Als Lehrer an der Universität Halle, wo, wie Goethe an Knebel schreibt, „alles Akademische Wesen noch inhibirt ist und die Fonds vorerst in Beschlag genommen sind.“

Stoff haben. Es ist wahr und ich sehe es wohl ein, daß Sie in Ihrer Weise zu leben und zu wirken eine Veränderung machen müssten; allein was hat sich nicht alles verändert, und glücklich der, der, indem die Welt sich umdreht, sich auch um seine Angel drehen kann. Neue Betrachtungen treten ein, wir leben unter neuen Bedingungen, und also ist es auch wohl natürlich, daß wir uns, wenigstens einigermaßen, neu bedingen lassen. Sie sind bisher nur gewohnt, Werke herauszugeben, und die strengsten Forderungen an dasjenige zu machen, was Sie dem Druck überliefern. Fassen Sie nun den Entschluß, Schriften zu schreiben, und diese werden immer noch Werkhafter seyn, als manches andre. Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen, und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben? Behandeln Sie ihn nachher immer wieder als Concept, geben Sie ihn nach ein paar Jahren umgeschrieben heraus. Indessen hat er gewirkt, und diese Wirkung erleichtert die Nacharbeit. Nehmen Sie, damit es Ihnen an Reiz nicht fehle, mehrere Arbeiten auf einmal vor, und lassen Sie anfangen zu drucken, ehe Sie sich noch recht entschlossen haben. Die Welt und Nachwelt kann sich alsdann Glück wünschen, daß aus dem Unheil ein solches Wohl entstanden ist. Denn es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaals verhallten. Auf diese Weise können Sie den Winter mit sich selbst bleiben; welches das Beste ist, was man jetzt thun kann. Denn wo man hinsieht und hintritt, sieht es wild und verworren aus; und das allgemeine Übel zerspellt sich doch eigentlich nur in unzählige einzelne Mährchen, deren ewige Wiederholung die Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern anfüllt, und zuletzt selbst ein gesetztes Gemüth angreift. Haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt, oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann,

oder ob man wandern muß; und das letzte sollte man gewiß nur im äußersten Nothfall ergreifen. Denn der Boden schwankt überall und im Sturm ist es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man sich befindet.

Soviel über die wichtige Frage, vielleicht schon zuviel. Ich spreche freylich nur nach meiner Denkweise, die ich Ihnen wohl überliefern, aber nicht mittheilen kann. Indessen handle ich selbst nach dieser Lehre. An dem Farbenwesen wird ziemlich rasch fortgedruckt. Einen Entwurf der Morphologie gedenk' ich auch bald unter die Presse zu bringen, und meine Träume über Bildung und Umbildung organischer Wesen, wenigstens einigermaßen, in Worten zu fixiren. An den Aushängebogen, von Tübingen her, sehe ich auch, daß die erste Lieferung meiner ästhetischen Arbeiten bald hervortreten wird; und so muß man denn, in Erwartung besserer Zeiten, die gegenwärtige nutzen und vertreiben, sogut man kann.

Tausend Lebewohl, mit lebhaftem Wunsch eines baldigen Wiedersehens und längeren Zusammenseyns, als leider das letzte antediluvianische war. G.

1139.

An C. G. Voigt.

(November.)

Herzlichen Danck daß Sie meine Einsamkeit mit einem freundlichen Wort erheitern und mir die doch einigermassen günstige Nachricht von der Annäherung des fürstl. Vaters und Sohnes zu dem allmächtigen mittheilen wollen.[1]

[1] Carl August und Erbprinz Carl Friedrich waren in Berlin eingetroffen, um bei Napoleon — „dem allmächtigen" — Audienz zu erhalten.

Möge sich Ihre unschätzbare Gesundheit in diesen ernsten Tagen kräftig erhalten. Was mich betrifft; war meine kaum dem Frieden hinreichend so ist sies noch weniger dem Kriege. Ich bewege manches in der Seele über das ich seiner Zeit zu sprechen und mich zu berathen wünsche.

Von den Münzen waren Ihnen nach meinem Sinne weit mehrere zugewiedmet; ich hebe sie Ihnen für bessere Zeiten auf. Gerade diese rein unschuldige Neigung und Liebhabereyen sind das nahrhafteste Öl für den Lebensdocht.

Wegekommissair Götze bittet mich ihn zu empfehlen. Er ist Ihnen gewiß durch seine Thätigkeit empfolen. Vielleicht findet sich ein Anlas ihn zu verbessern. G.

1140.*

An Cotta.

. . . Bey uns ist es diese Zeit her ziemlich still gewesen, indem die Militärstraße nicht durch Weimar geht, das auf der Seite liegt. Demungeachtet haben wir immer Einquartierung und es giebt so mancherley Zerstreuung, meistens von unangenehmer Art, deshalb ich nicht weiß, ob ich etwas erfreuliches für Ihr Tagesblatt und für Ihre Almanachs zusammenbringe.

Die Farbenlehre ist auch noch eine schwere Aufgabe, indem es grade der letzte Entschluß ist, mit dem man so lange zaudert, der, wenn man auch noch so gut vorbereitet ist, selbst wieder neue Forderungen herbeyruft.

Ihr gefälliges Anerbieten einiges Geldvorschusses rührt mich um so mehr, als ich gern gestehe, daß ich in den schlimmsten Augenblicken mich Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen erinnert und im Fall der Noth auf Ihre Bereitwilligkeit gehofft habe. Gegenwärtig geht es noch so

ganz erträglich mit mir und den Meinigen, so daß ich mich noch eine Zeit lang hinzuhalten denke, obgleich unter solchen Umständen, wie Sie wohl wissen, Einquartierung, Contribution, Requisition, Beyhülfen u. s. w. Keller, Boden und Beutel ziemlich leer machen. Sie im mittägigen Deutschland sind schon gelehrte Doctoren in diesen Kenntnissen, da wir andern erst am ABC kauen.

Übrigens habe ich das Glück mich in diesem Winter wohl zu befinden, wenigstens von keinen Übeln beladen zu seyn, die mich zurückwerfen und unthätig machen.

Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen und lassen mich bald von sich hören.

Weimar den 9. December 1806. Goethe.

1141.

An den Herzog Carl August.

(Mitte December.)

Indem ich Vorstehendes,[1] wie so manches andre Hingeworfne, dem Papiere zumuthe erfahre ich in meiner Abgeschiedenheit daß wir Sie nicht, wie wir hofften, bald wiedersehen, vielmehr daß Sie Sich ferner von uns wegbegeben wollen. Ich komme dadurch in eine kleine Verlegenheit, die klein ist; aber doch immer eine Verlegenheit, weil ich Ihnen erst später, und wenn Sie in unsre gegenwärtigen Verhältnisse scharf hinein gesehen hätten meinen Wunsch eröffnet haben würde.

Verzeihen Sie also: wenn ich von unsrer Lage und von mir selbst rede. Vorwärts geht niemand und sogar leider, jedermann zurück, und auch ich bin von allen Seiten

[1] Ist nicht erhalten.

angegriffen. Daß meiner Mutter Vermögen in Franckfurt sich verringre folgt aus der Lage; daß ich hier übel dran bin, der Nichtgeplünderte, weil man sich mit Geschencken und Gaben doch am Ende ins Gleiche setzen muß, ist eine eben so natürliche Folge. Darüber würde ich mich weiter nicht betrüben wenn ich nicht neben mir geliebte Figuren hätte, an die ich zu dencken genöthigt werde wenn Freund Hayn zunächst an meine Thüre klopft.

Sag ich es also geradezu! Um jene Wesen die mir so angelegen sind im Augenblicke auf irgend etwas anzuweisen hab ich nichts als das Haus das ich früher Ihrer vorsorglichen Güte verdancke und zu dessen Besitz mir im besorglichen Falle nur noch ein Letztes fehlt. Damals walteten Bedencklichkeiten ob, mir es eigenthümlich zuzuschreiben, sie sind schon durch die Zeit selbst ausgelöscht. Jedermann hält mich für den Eigenthümer, ich habe in glücklichen (jetzt möchte man beynahe sagen in Schlaraffen-) Zeiten, mehr als billig hinein verwendet, ich habe mich Ihrer Gabe würdig bewiesen daß ich es nicht zum Wohlleben, sondern zu möglicher Verbreitung von Kunst und Wissenschaft einrichtete und benutzte. Nun habe die derben Kriegeslasten deshalb getragen und es bedarf nur Ein Wort an Geh. R. Voigt um die Sache selbst im jetzigen Augenblick ganz in der Stille abzuthun. Sie kam bey Gelegenheit der Kriegssteuren zur Sprache, die ich abzutragen erbötig war. Dies ist also meine Bitte daß Sie mir das Gegebene geben, wofür ich mich doppelt und dreyfach danckbar zu erweisen hoffe. Es wird ein Fest für mich und die Meinigen seyn wenn die Base des entschiedenen Eigenthums sich unter unsern Füßen befestigt, nachdem es so manchen Tag über unserm Haupte geschwanckt und einzustürzen gedroht hat.

Hypochondrisch möchte ich nicht gern endigen, da es genugsam Anlässe zu traurigen Stimmungen giebt.

Gern sag ich deßwegen daß Carls-Bad mir sehr wohl gethan, daß ich keinen Haupt Anfall diesen Winter erlitten. Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Octbr an, auch etwas physisches das mir noch zu nahe steht um es ausdrücken zu können. Geb uns allen der Himmel Jahre um diesen Gegenstand in den Sehewinckel zu bringen.

Beym Sehen fällt mir ein und ich gedencke nicht ohne Rührung Ihrer Frage auf dem letzten Jagdgange nach meiner Farbenlehre. Ich lasse daran fortdrucken und zwar mit leidenschaftlichem Eifer; denn in den schrecklichsten Momenten war mir der Gedancke an den Verlust dieser und andrer Papiere das schmerzlichste. Confiteor und so die tausendfältigsten Wünsche.

Goethe.

1142.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

hätte so gern schon lange nach so manchen Übeln ein erfreuliches Wort zugerufen; aber erst heute gefällt es dem kleinen Ritter[1] seinen Wolfsgang in's Leben anzutreten. Er scheint gesund und wacker, brav wird er auch werden; denn so hat er sich schon verbunden mit der Mutter in jenen Schreckenszeiten gehalten.

Da man der bösen Tage sich oft erinnert; so ist es eine Erheiterung auch der guten zu gedencken und mancherley Epochen zu vergleichen, so fiel mir auf daß heute vor siebzehn Jahren mein August mich mit seiner Ankunft erfreute. Er läßt sich noch immer gut an und ich konnte mir Ew.

[1] Der Sohn des Herzogs und der Caroline Jagemann (Frau v. Heygendorff).

Durchl. Einwilligung aus der Ferne versprechen als ich, in den unsichersten Augenblicken, durch ein gesetzliches Band, ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande sich auflösen wird man zu den häuslichen zurückgewiesen, und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen sehen.

Blicken wir nach aussen; so sehen wir uns blos nach Ihnen um und wünschen daß Sie bald wieder in unsrer Mitte und an unsrer Spitze seyn mögen, nur von diesem Augenblick werden wir die Epoche unsrer Wiederherstellung datiren. Manches werden Sie von unsern Schicksalen vernommen haben. Durchaus werden Sie die Spuren des Übels geringer finden als die Einbildungskraft sie in der Ferne zeigt. So würde ich zum Beyspiel sagen können daß die unter meiner Aufsicht stehenden Besitzungen Ew. Durchl. fast unangerührt sind, wenn nicht gerade das was Sie besonders interessirt, Ihre Carten Sammlung besonders gelitten hätte.

Doch alles läßt sich verschmerzen wenn Sie uns bleiben und wir Ihnen, darüber kann niemand eine innigere Freude empfinden als der der Ihnen schon so lange und auf Zeitlebens angehört.

Weimar d. 25. Dec. 1806. Goethe.

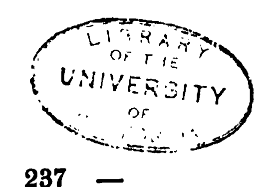
1143.[1]

An Cotta.

24. Dez.

In Hoffnung daß meine Sendung vom 8. December bey Ihnen glücklich angekommen seyn wird, schreib' ich

[1] Dieser Brief, der im Konzept Riemers vorliegt, ist nicht abgesandt worden; — am Tage darauf schreibt Goethe an Cotta: „Gestern dicktirte ich einen langen Brief



gegenwärtiges und leider zum erstenmal an Sie mit einer unangenehmen Empfindung. Dabey mache ich mir Vorwürfe, daß ich früher über einiges Unangenehme hingegangen bin, und sage das Gegenwärtige mit dem innersten Gefühl unsers guten Verhältnisses, und gerade um dieses Verhältnisses willen, weil es selbst darunter gewiß leiden würde, wenn das Wesen so fortginge.

Die Zeiten waren sehr dringend und doch ließ sich beynah bemerken, daß, nachdem „der Freymüthige“[1] im Herren selig entschlafen war, der böse Geist, der dort gegen Weimar waltete, sich geschwind nach Ulm[2] zog, und daß anstatt daß man unser Unglück respectirt hätte, von dorther sich allerley Albernheiten verbreiteten.

Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel[3] verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte die ich thue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ' es noch. Ich habe über das Blatt geschwiegen, weil diese Dinge leicht an mir vorüber gehen.

Man hat gedruckt, daß Napoleon der Herzogin Mutter die Visite gemacht habe, die zu der Zeit nicht in Weimar war; man hat von unserer regierenden Herzoginn eine unmögliche Absurdität gedruckt, daß sie den todten Prinz Louis gekränzt habe, und ich sehe daß ein Wiederruf dieser Elendigkeit ist veranlaßt worden. Nun finde ich in Nr. 352

---

an Sie, den ich aber zurückhalte weil es nicht gut ist über unangenehme Dinge weitläufig zu seyn.“ – Der Brief ist von Suphan im Goethe-Jahrbuch, Bd. XVI, publiziert worden.

[1] Kotzebues.

[2] In Cottas „Allgemeine Zeitung“.

[3] Es heißt darin u. a.: „Goethe ließ sich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit seiner vieljährigen Haushälterin, Dlle Vulpius, trauen, und so zog sie allein einen Treffer, während viele tausend Nieten fielen. Nur der Ununterrichtete kann darüber lächeln. Es war sehr brav von Goethe, der nichts auf gewöhnlichem Wege thut.“

einen Brief aus Weimar, wo die von einem Zeitungsredacteur niemals verantwortliche Note vorsteht, „aus einem von dem Verf. nicht zum Druck bestimmten Briefe“.

Wer ist denn also der Redacteur Ihrer Ulmer Zeitung, der immer Briefe erhält, die nicht zum Druck bestimmt sind, damit er ungefähr wisse, wie's in der Welt zugeht, der nicht so viel Sinn, Gefühl und Geschmack hat, zu wissen, was denn eigentlich davon und wie es allenfalls zu drucken ist.

Die niederträchtige Art, wie darinne Vulpius und Falk[1] behandelt werden,[2] tritt zwar nicht ganz aus dem Ton der allgemeinen Zeitung, wie sie zuletzt war; aber sie zeigt sich nun völlig, in dem was sie werden will. Ist es ein Gegenstand einer Zeitung, wie Individuen das sie betreffende Unglück aufnehmen? Und ist es die Zeit einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Bester, die Kritik die den Rinaldo Rinaldini verdammt, aufrufen?, wo bleiben, daß ich's gerade heraus sage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am besten fruchten? Und Falk mag seyn wie er will, so hat seine Resolution, als ein ganz unabhängiger Mensch, bey den französischen Instanzen sich als Dollmetscher thätig zu zeigen, der Stadt und dem Lande viel genutzt, und gereicht ihm bey denen, die die Sache innig kennen, zur Ehre. Ekelhaft ist es daher, wenn die gemeinsten Klatschereyen, die wir in Weimar aus guten Gesellschaften ablehnen, uns aus dem Brennspiegel einer Zeitung von Ulm her zurückgeworfen werden. Das Übel ist groß und unersetzlich genug, das wir leiden, und es wäre schlimm, daß wir es durch

---

[1] Joh. Daniel Falk (1768—1826), lebte seit 1798 als Privatgelehrter in Weimar.

[2] In Bezug auf Vulpius hieß es in der von Goethe zitierten Stelle: „Unserm famösen Romanfabrikanten V..s ist es auch scharf ans Leben, und seiner Frau ans Nothzüchtigen gegangen; aber wenn es traurig ist, dergleichen zu erleben, so ist es eine Wonne, ihn die Szene erzählen zu hören. In jenen Momenten ist die Gebärmutter seines Geistes, aus der schon so viele Räuber und Ungeheuer hervorgingen, gewiß aufs neue zu einem Dutzend ähnlicher Schöpfungen geschwängert worden, die in den nächsten Messen wie junge Ferkel herumgrunzen werden.“

unsre eigne Niederträchtigkeit noch verdienten. Wir wollen uns also nur zunächst an die persönlichen Folgen halten. Ich bitte Sie inständigst mir die Zeitung vom neuen Jahr an nicht mehr zu schicken: denn es ist mir abscheulich, etwas von Ihrem guten Willen zu erhalten was mich oder meine Umgebung verletzt und beleidigt. Zweytens folgt daraus, daß es mir und meinen Nächsten ganz unmöglich wird, an Ihrer neuen Tagesschrift auf irgend eine Weise Theil zu nehmen: denn es ist hier nicht von Weimar die Rede, das steht oder fällt im allgemeinen Unglück; wenn es aber so fort gehn soll wie bisher in andern dergleichen Blättern, daß der Mißwollende ein breites Feld hat, das im Allgemeinen zu entstellen, was im Besondern Schonung verdient, und daß man hernach den Beleidigten und Verletzten auch wieder ein Plätzchen einräumte, um ein Spalte gratis zu haben, und durch die Klatscherey und Nichtigkeit endlich doch einen Jahrgang zusammenbrächte; so würde ich das, was mich ganz allein glücklich macht, aufgeben müssen, wenn ich nur wüßte daß Ihr Morgenblatt in der Welt wäre. Wenn Sie in Hubers[1] Briefen abdrucken lassen, was er über mich gesagt hat, so ist das alles Dankes werth: denn es macht ihn und mich historisch; es sind vergangene Erscheinungen und vergangene Empfindungen, die dem, der übrig bleibt, oder denen, die übrig bleiben, belehrend und erfreulich sind. Wenn sich Ihr Redacteur aber in einer politischen Zeitung so weit vergißt, daß er Privatnachrichten einführt, die alsdann durch Zeitungen (weitergegeben werden), die sich selbst viel zu viel ehren, als daß sie mit solchen Klatschereyen anfangen sollten, wenn sie aber einmal gedruckt sind, eine Art von Recht haben, sie weiter zu verbreiten; so muß

---

[1] Ludw. Ferd. Huber, der 1798—1802 die „Allg. Ztg." redigiert hatte, war 1804 in Ulm als Landesdirektionsrat gestorben; seine Gattin Therese, Tochter des berühmten Philologen Heyne, Witwe Joh. Georg Forsters, starb 1829.

man sagen, daß Deutschland von einer innern Fäulniß weit schlimmer angegriffen ist, als von einer äußern Gewalt, von der man doch wenigstens einsieht was sie will und was sie kann.

Ich bin verdrießlich über mich selbst, nicht daß ich das jetzt sage, sondern daß ich Sie nicht früher aufmerksam gemacht habe.

Man weiß sehr gut, daß der Friede, wie das stehende Wasser, solches Ungeziefer hervorbringt; wenn es aber im Kriege erscheint, dann ist es erst recht ekelhaft.

Ich muß nur eilen diesen Brief zusammenzufalten und fortzuschicken: denn vielleicht hätte ich morgen Bedenken, und schwiege zu diesen Avanien wie zu andern. Aber unser Verhältniß ist mir zu lieb. Hätte ich das nicht vom Herzen, so könnte ein Krebsschaden daraus werden; ich würde Ihnen anrechnen, was Sie vielleicht nicht verschulden; ich würde Ihnen anrechnen, daß Sie einen kleinen bisher leuchtenden Punct Deutschlands, der doch auch Ihre Freunde und Genossen, Herdern, Schillern und mich beherbergt hat, wie es früh Nebenbuhler thaten, und wie es jetzt, ohne unser Gebet, das Unglück thun wird, mit zu trüben, zu verfinstern und zu vernichten suchen. Das was zwischen uns bürgerlich ausgesprochen wäre, würde bleiben; aber das Gemüthliche was ich am meisten schätze, würde sehr bald absterben, sehr bald, sag' ich: denn das Gemüthliche stirbt nicht in Graden ab, sondern gleich.

Ich bin alt genug, um mir dieser Folgen deutlich bewußt zu seyn. Thun Sie also was an Ihnen ist. Ich verlange von den Blättern, die Sie herausgeben, nicht mehr Schicklichkeit, als andre, die sich zu schätzen wissen, auch beobachten; und so mag das, was ich in ruhigern Zeiten mit ruhigerm Sinne vielleicht anders gesagt hätte, zu Ihnen gelangen und das Beste für unser gutes Verhältniß, woran mir allein gelegen ist wirken.

1144.*

An C. v. Knebel.

Dein Andenken zum neuen Jahr erscheint mir sehr freundlich, wozu die artigen Verse des Franzosen[1] mir liebliche Beylage sind. Es giebt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation nicht feind seyn können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrath Müller[2] erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedens-Document gekommen ist; so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja überCultivirten Nation hervortreten mußte. Man verläugnet sich das Ungeheure, so lange man kann, und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser[3] und seine Umgebung mit Naivität beschreiben hört, so sieht man freylich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht seyn wird. Ich hoffe dir bald davon zu erzählen.

Wenn das Schloß von Blessirten rein ist, wag' ich wohl einmal einen Besuch bey euch, denn ich möchte nicht eher hinüber kommen, bis ich Anstalt zur Reinigung und Wiederherstellung machen kann.

Der erste didactische Theil meines Farbenwesens ist bald abgedruckt. Er wird etwa 21 Bogen machen. Der zweyte, polemische wird etwa mit 10 abgethan seyn. Dazu

[1] Des Kommandanten.
[2] Der spätere Weimarer Kanzler Friedrich v. Müller.
[3] Persönlich hat Goethe Napoleon bekanntlich erst am 2. Okt. 1808 kennen gelernt.

habe ich das Manuscript schon zur Hälfte, nur bedarf es freylich noch einer tüchtigen Revision. Hubers Leben und Briefe[1] habe ich mit großem Antheil gelesen, und ich finde, daß sich aus diesen Characteren, Verhältnissen und Begebenheiten ein sehr interessanter Roman schreiben ließe, weil man alsdann herausheben könnte, was hier vertuscht werden mußte. Daß er mit mir weder als Schriftsteller noch als Mensch fertig werden kann, nehme ich ihm gar nicht übel. Er zeigt übrigens durchaus guten Willen gegen mein Wesen und Treiben; und ist es doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindert, die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfang gewahr zu werden...

Weimar den 3. Januar 1807. G.

1145.*

An C. v. Knebel.

...Der zweyte polemische Theil meines chromatischen Werks wächst auch zusehends. Es ist aber immer eine schreckliche Arbeit. Wenn sie fertig ist, wird man kaum glauben, daß man sie gemacht hat. Aus dem gröbsten bin ich durch; aber nun muß das alles noch einmal erst bedacht, redigirt, vieles nochmals durchexperimentirt und manches umgeschrieben werden. Indessen, wenn nur jeden Tag etwas geschieht, so sammelt sichs doch zuletzt, und ich treibe diese Arbeit mit desto mehr Lust, weil ich nach ihrer Beendigung an den historischen Theil der Farbenlehre gelange, den ich als ein Symbol der Geschichte aller Wissenschaften behandeln kann. Dabey kann ich denn freylich kaum an einen Termin denken, wann das alles fertig seyn soll. Doch das hat nichts

[1] 1806 herausgegeben von Therese Huber.

zu sagen. Wir leben ohnehin mehr, als man glauben sollte, außer der Zeit . . .

Die Vorstellung vom Tasso[1] hat einen sehr guten Eindruck gemacht, einen bessern als ich erwarten konnte. Vielleicht haben dir die Frauenzimmer davon geschrieben. Übrigens ist noch mancherley interessantes angelangt, das ich dir wohl einmal zu zeigen wünschte; z. E. eine unzweifelhafte Cellinische Medaille, die freylich etwas durch Übergoldung an Schärfe verloren hat, doch aber seine Kunst und Art noch recht gut erkennen läßt.

Laß mich bald wieder von dir vernehmen und sey mit den Deinigen von mir und den Meinigen aufs beste gegrüßt.

Weimar den 25. Februar 1807. Goethe.

1146.

An Kirms.

Herr Unzelmann tritt bey mir ein mit wunderlichen Reden, wie er einen Brief von seiner Mutter habe, die sich doch sonst um seinen Vater nicht bekümmert, daß sein Vater krank sey und daß die Gegenwart des liebenswürdigen Jünglings in Berlin erwünscht und nothwendig seyn möchte. Er bittet um einen Urlaub, da jetzt die stille Woche eintritt u. s. w.

Wenn irgend etwas von Bedeutung vorgefallen wäre, so würden Vater und Mutter mir wohl selbst schreiben; aber auf einen Brief hin, den er nicht einmal producirt, Urlaub zu geben, den wir so streng verweigern, würde nicht räthlich seyn. Wollten Ew. Wohlgeboren wohl der Sache ein wenig näher auf den Grund sehen.

Weimar den 10. März 1807. G.

[1] Am 16. Februar.

1147.

An Zelter.

Hierbey sende durch gute Gelegenheit die erste Lieferung meiner Werke. Ich hatte gehofft, daß sie Ihnen in friedlicheren Stunden zukommen sollten; allein da es doch auch in den schlimmsten Zeiten langweilige Stunden giebt, die man sich mit Lesen vertreiben mag, so kommen diese Bände vielleicht auch zur rechten Zeit.

Lassen Sie mich bald von sich hören. Von mir weiß ich nichts zu sagen, als daß ich die ruhigen Intervalle, die uns gegenwärtig gegönnt sind, so gut als möglich benutze, um der Vergessenheit und Vergänglichkeit zu entziehen, was ich gedacht und allenfalls geleistet habe.

Könnten Sie durch einige meiner Lieder aufgeregt werden, sie zu componiren, so würde mir das ein erfreulicher Beweis Ihres Daseyns und Ihrer Neigung werden.

So viel für dießmal, mit einem herzlichen Gruße von den Meinigen.

Weimar, den 27. März 1807. G.

1148.

An Heinrich Schmidt.[1]

Sie haben mir, werthester Herr Schmidt, durch Ihre Briefe viel Vergnügen gemacht, durch die Sie mich theils von dem Zustande der so wichtigen Entreprise ferner benachrichtigen und zugleich die vertraulichen Eröffnungen fortsetzen. Nunmehr tritt aber ein Umstand ein, über den ich mich

[1] Direktor des Fürstl. Esterhazyschen Theaters. Schmidt (1779—1857) war von Goethe zur Schauspielkunst gebildet worden.

auch ganz aufrichtig erklären möchte, damit ein wechselseitiges Vertrauen nicht etwa gestört werde. Madame Beck,[1] als die Anweisung jenes von Wien aus ihr zugestandenen Vorschusses hier ankam, behauptete, wegen des niedrig stehenden Curses nicht die sämmtlichen hiesigen Schulden auf einmal tilgen zu können, und verlangte, man sollte das ihr von fürstlicher Commission garantirte Capital noch fernerhin gestunden und ihr Frist geben, von Wien aus diese Posten zu bezahlen. Man schlug ihr dieses ab und sie trat nunmehr mit dem Gesuche hervor, daß man sie bey dem hiesigen Theater behalten möge. Hierauf wurde sie beschieden, daß, da sie einmal ihren Abschied genommen und mit der wiener Direction contrahirt, man sie nicht eher hier wieder aufnehmen werde, als bis sie von dort ihre Entlassung erhalten. Ich melde dieses nachrichtlich, damit kein Misverständniß entstehe, wenn Madame Beck über diese Sache nach Wien schreibt. Empfängt sie von dort hinreichenden Vorschuß, daß sie ihre hiesigen Schulden bezahlen kann, so wird man nicht anstehen, sie zu entlassen. Entläßt man sie dort, so wird man kein Bedenken haben, sie hier wieder anzunehmen, weil sie zwar eine sehr wunderliche Frau, doch eine sehr brauchbare Schauspielerin ist. Dabey versteht sich von selbst, daß sie bis zu ausgemachter Sache auf dem hiesigen Theater nicht auftreten, noch auch hier einige Gage erhalten kann. Haben Sie die Gefälligkeit, mir die dortigen Entschließungen zu melden.

Die verlangten Stücke lasse ich abschreiben und werde mir ein Vergnügen machen, damit zu dienen. Empfehlen Sie mich den Herren, die meiner mit Neigung gedenken, auf das allerbeste. Es sollte mir ein großes Glück seyn, wenn die Umstände mir erlaubten, bald eine persönliche

---

[1] Die ebenso wie der Schauspieler Haide für Wien in Aussicht genommen war.

Aufwartung zu machen. Wenn die Kriegsbewegungen mich nicht verhindern, so gehe ich nach Pfingsten ins Carlsbad und wünsche vorher noch einige Nachricht von Ihnen zu erhalten. Mich bestens empfehlend u. s. w.

Weimar, den 27. März 1807.

1149.

An Christiane v. Goethe.

Weimar den 30. März 1807.

Daß uns die liebe gute Mutter noch als Genien in Worten und Werken erkennt, freut mich recht sehr. Es ist mehr als jemals nöthig, genialisch zu seyn, wenn man nur einigermaßen leben und sich des Lebens erfreuen will.

Daß meine liebe Frau glücklich angekommen,[1] war mir sehr beruhigend zu vernehmen. Der Brief, der mir es meldet, kam ganz genau zur Stunde. Er überzeugt mich von dem, was ich voraussah, daß die Zusammenkunft erfreulich seyn würde.

Wegen künftiger Abenteuer werde ich wohl in Carlsbad ein Paar hübschere Pistolen kaufen müssen, die gegenwärtigen sind doch etwas zu colossal.

Auf die Erzählung des Vergangenen freue ich mich. Zum Schreiben mag sich unter den gegenwärtigen Umständen wenig Zeit finden. Dagegen will ich mit meinen Nachrichten etwas umständlicher seyn. Denn ich halte dafür, wenn man lange auseinanderbleibt, so soll man sich wechselseitig um das Detail des Lebens nicht bekümmern. Hofft man sich aber bald wieder zu sehen, so ist es gut, nicht aus dem Zusammenhange zu kommen.

[1] In Frankfurt, wohin Christiane laut Tagebuch am 23. März zu Goethes Mutter gereist war.

Zuerst also muß zum Lobe der Köchin gesagt werden, daß sie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Waare ankauft und sie mit Sorgfalt zubereitet, sodaß wir es uns jeden Mittag können wohlschmecken lassen. Am grünen Donnerstag hatten wir uns Kohlsprossen bestellt und Honig zum Nachtisch, um dieses Fest recht würdig zu feyern. August hatte selbst Eyer roth und hart gesotten. Da die Fastenbrezeln alle sind, so bäckt die Köchin allerley Torten und Kuchen, die ihr nicht übel gerathen. Ein Truthahn ist abgeschlachtet und andre gute Dinge sind im Vorrath.

Mit dem Keller geht es sehr ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu betrachten, ob ich etwa mich um ein Nößel irren möchte; und so wirst du die Tabellen mit dem Vorrath übereinstimmend finden.

Außer den beyden gewöhnlichen Gästen[1] haben wir noch Niemand zu Tische gesehen. Lorzing[2] hat das Buchstaben Kästchen abgeliefert, welches sehr schön gerathen ist. Dafür soll er auch auf den Truthahn eingeladen werden.

Mit der Elsermann und Deny war ich am grünen Donnerstag zu beyderseitiger großer Erbauung in den Treibhäusern. Und nun muß ich theatralische Neuigkeiten melden, weil bey diesem beweglichsten aller Wesen immer etwas neues und unerwartetes vorgeht.

Erstlich also ist heut Helene,[3] welche Oper Mittwoch wiederholt wird. Sonnabend Emilia Galotti, wozu der Elsermann ihr weißes Atlaskleid fertig ist, über das sie große Freude hat. Nun sind wir daran, ihr noch ein ächt italiänisches Morgenkleid zu den ersten Scenen zu erfinden und zuzurichten. Von Hofe her werden sich auch einige

[1] Laut Tagebuch „Dem. Elsermann und Deny“ (Schauspieler).
[2] Schauspieler Lorzing, später Gatte des Frl. Elsermann.
[3] Oper in drei Akten von Mehul.

Tunikas einfinden, damit das Einsiedelsche Stück[1] recht zum Glanz gelange. Es wird sich aber verzögern, bis du zurückkommst.

Haide hat um seine Entlassung gebeten und hat sie erhalten. Er geht mit vortheilhaften Bedingungen nach Wien, worüber denn der Nachwuchs höchlich erfreut ist. Reinholds[2] gehen auf Michaeli ab. Es war an ihnen nichts zu halten. Übrigens hat sich von Truppen und Einquartirung nichts merken lassen. Das einzige, was uns innerlich beunruhigte, war, daß der Frau Herzogin Mutter Durchlaucht drey bis vier Tage bedeutend krank waren. Nun aber hat sichs wieder gegeben und eine baldige völlige Herstellung ist zu hoffen.[3]

Unser ganzes Haus befindet sich wohl, August gloriirt über seinen Ritt nach Erfurt,[4] von welchem die Reiter schon vor Tische wieder zurück waren. Er hat sich gestern in einem neuen Starostenkleid gebrüstet.

Über das gute Wetter, das die vergangene Woche anhaltend war, haben wir uns besonders um deiner Reise willen gefreut. Jetzt schneit es wieder ein wenig. Wir wünschen die beste Witterung zur Frankfurter Messe und allem Zubehör; empfehlen uns allen Freunden, besonders der Frau Syndikus Schlosser, bitten um ein paar Zeilen manchmal und wüßten wenig mehr zu sagen.

Der Brief aus Eisenach ist zur rechten Zeit angekommen. — Mittwoch werden die Damen das erstemal

---

[1] „Das Gespenst", Einsiedels Bearbeitung von Plautus „Mostellaria", wurde am 29. April aufgeführt.

[2] Carl Reinhold und Frau; Reinhold veröffentlichte 1808 die anonyme Schmähschrift „Saat von Göthe gesäet dem Tage der Garben zu reifen".

[3] Diese Hoffnung bestätigte sich nicht; Anna Amalia starb bereits am 10. April.

[4] Bis dahin hatte er Christiane begleitet.

wieder bey mir zum Frühstück seyn. Bey Mad. Schopenhauer[1] war es ganz unterhaltend. Das junge Bertuchische Paar fand sich daselbst ein. Demoiselle Barbua hat mich nochmals zu mahlen angefangen. G.

1150.

An Christiane v. Goethe.

Weimar den 3. April 1807.

Obgleich heute kein Brief von Frankfurt angekommen, so will ich doch einen von hier abgehen lassen, um abermals zu melden, daß alles gut steht und daß man sich des schönen Frankfurt und alles guten, was dort zu genießen ist, mit Gemütsruhe freuen kann.

Die Herzogin Mutter ist wieder hergestellt und von dieser Sorge wären wir also befreyt. Von Krieg und Kriegsgeschrey hören wir auch kaum etwas weiter, als was August gelegentlich mit großem Triumph aus der Bayreuther Zeitung erzählt. Was die häuslichen Dinge betrifft, so ist das Spargelquadrat nebst den Rabatten umgegraben, obgleich die Witterung keineswegs günstig ist und wir wieder starken Schnee gehabt haben.

---

[1] Joh. Henriette Schopenhauer (1770—1838), bekannte Schriftstellerin, die Mutter des Philosophen. Sie war die erste gewesen, der Goethe seine Gattin zugeführt hatte. Frau Schopenhauer schrieb darüber ihrem Sohn: „Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie gewesen. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremde und Großstädterin traute er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, wie sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. Goethe selbst erklärte all seinen Freunden, die ihn beglückwünschen kamen: sie ist immer meine Frau gewesen."

Am Mittwoch ist die regierende Herzogin mit den Damen wieder zum erstenmal bey mir gewesen und ich hoffe diese Unterhaltung bis zu meiner Abreise fortzusetzen.

Die Oper Helene ist das zweytemal mit mehr Beyfall gegeben worden als das erstemal. Morgen bleibt es bey Emilia Galotti.

Zu dem neuen Maskenstücke ist durch Herrn von Einsiedels Verwendung von Hof her ein prächtiges Kleid für die Elsermann angekommen, weißer Krepp mit guten Silberflintern, Zickzack gestickt, so daß es von weitem wie Zindel aussieht, nur viel blendender. Wir haben es ihr gestern nach Tische angezogen und sie hätte sich gar nicht wieder auskleiden mögen. Sonntag theile ich das Stück aus. Die Aufführung wird sich aber wohl bis zu deiner Rückkunft verschieben.

Sonst ist von da und dorther manches Freundliche eingegangen. Das Vergnüglichste aber wird mir seyn, wenn du dich mit der lieben Mutter wohl befindest und glücklich wieder bey uns anlangst. Wenn du deine Ankunft genau bestimmen kannst, so wollen dir die Reiter wieder bis Erfurt entgegen kommen. Lebe recht wohl, empfiehl mich der lieben Mutter und den Freunden und laß bald wieder von dir hören.

G.

1151.*

An A. v. Humboldt.

Seit einigen Tagen zaudere ich, an Sie, verehrter Freund, zu schreiben. Nun will ich aber nicht länger aufschieben, Ihnen für den ersten Band Ihrer Reise auf das beste zu danken. Zu dem großen Geschenk des innern Gehalts kommt noch die freundliche Gabe ihrer Zuschrift, die nicht angenehmer und ehrenvoller seyn könnte. Ich weiß

gewiß den Werth eines solchen Andenkens zu schätzen und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie zu dem großen Antheil, den ich an Ihnen, Ihren Werken und Thaten nehme, noch auf eine so zarte Weise meinem Individuum eine persönliche Theilnahme an den Schätzen gönnen, mit denen Sie uns erfreuen . . .

Mich beschäftigt noch immer das Farbenwesen und der Druck des Werkes geht sachte fort. Der didactische Theil ist zurückgelegt, freylich zum größten Theil mehr Skizze als Ausführung. Jetzt bin ich auf den dornenvollen polemischen Pfaden. Es ist ein unfreundliches und auch undankbares Geschäft, Schritt vor Schritt, Wort vor Wort zu zeigen, daß die Welt sich seit Hundert Jahren geirrt hat. Indessen muß ich hindurch und freue mich im Voraus auf das breitere historische Feld, in welchem ich lebhaft vorwärts zu schreiten hoffe, wenn ich mich aus dem theoretischen stachelichten Labyrinth herausgewunden habe . . .

Durchlaucht der Herzog hat uns viel von Ihnen erzählt, von Ihrem magnetischen Garten und sonstigen Untersuchungen. Er ist recht eingeweiht in das, was Sie leisten und vorhaben.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen!

Weimar den 3. April 1807. Goethe.

1152.*

An C. v. Knebel.

Deine Bemerkung ist ganz richtig, daß wir für das Alter ein wenig zu weit auseinandergesät sind. Die Jugend mag sich wohl auseinander begeben, denn sie ist beweglich genug, um wieder zusammenzukommen. Auch sind die Zeiten so wie Herbst- und Wintertage, wo man gern näher zusammenrücken mag. In Humboldts Reisen haben mir des-

wegen jene Affen gefallen, die, sobald sie in eine kühlere Temperatur kommen, sich gleich in großen Schaaren enge zusammendrängen. Dabey sucht denn jeder in die Mitte zu kommen, um so warm zu sitzen als möglich; welches zu gar possirlichen Unterhandlungen Anlaß geben mag.

Ich weiß nicht, ob ich dir schon geschrieben habe, daß der Humboldtischen Reise erster Theil angekommen ist. Er enthält Vorschläge zu einer Geographie der Pflanzen, und ein allgemeines Naturgemälde der tropischen Länder. Es ist ein sehr gedrängtes gehaltreiches Werk, das von vielen Seiten interessirt. Da es besonders an die Einbildungskraft Anforderungen macht, so habe ich, da ein Durchschnitt, der ihr zu Hülfe kommen soll, noch nicht fertig und ausgegeben ist, einstweilen selbst eine ideale Landschaft skizzirt und nach dem angeschriebenen Maaß von 4000 Toisen, an der Seite, die Höhen der europäischen und amerikanischen Berge gegeneinander gestellt, auch deren Schneelinien und Vegetationshöhen bezeichnet; wodurch uns ganz wunderliche Verhältnisse anschaulich werden. Vielleicht schreibt dir deine Fräulein Schwester etwas davon. Denn ich habe diese Dinge zum Gegenstand meiner Vorlesungen gemacht, welche Mittwochs wieder angegangen sind und die ich bis zu meiner Abreise ins Carlsbad fortzusetzen hoffe. Wenn du uns besuchst, so wirst du gern daran Theil nehmen . . .

d. 4. Apr. 1807. G.

1153.

An Cotta.

Wir haben einen großen Verlust an unserer durchlauchtigsten Herzogin Amalia[1] erlitten. Ich melde Ihnen das

[1] Gestorben am 10. April. Goethe verfaßte die Trauerrede, die bei der Zeremonie des Begräbnisses verlesen wurde. Herzogin Luise schrieb ihrem Bruder

sogleich mit der Bitte, nichts in die allgemeine Zeitung noch in das Morgenblatt über diese treffliche Dame aufzunehmen, was nicht von mir kommt. Vielleicht wäre für die allgemeine Zeitung eine simple Anzeige, wie die beyliegende, das schicklichste. Für das Morgenblatt sende ich einen ausführlichern Aufsatz, wobey ich denjenigen zum Grund lege, der zu der Leichenfeyer bestimmt ist. Heute nicht mehr, in Hoffnung, Sie bald bey mir zu begrüßen.

Weimar den 13. April 1807. Goethe.

1154.

An Zelter.

Für die Composition des Liedes[1] danke ich zum allerschönsten. Es ist in den jetzigen Augenblicken sehr erquicklich, wenn man sich nur kurze Zeit in eine leichte lose Stimmung versetzen kann.

Das gesellschaftliche Spiel, wonach Sie fragen, besteht in folgendem: Man nimmt einen dünnen Span, oder auch einen Wachsstock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeit lang brennen; denn bläst man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt; denn sagt man so eilig als möglich das Sprüchelchen:

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,
Lebt er lang, so wird er alt,
Lebt er, so lebt er,
Stirbt er, so stirbt er.
Man begräbt ihn nicht mit der Haut,
Das gereicht ihm zur Ehre.

---

darüber: „C'est un beau morçeau et on voit avec étonnement, qu'elle jouit encore après sa mort du privilège, dont elle jouissait pendant sa vie, c'est à dire de celuici d'une grande réputation.“ (Mitgeteilt in Bojanowsky „Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar“).

[1] Des zuerst in den Werken 1788 gedruckten Gedichts „Stirbt der Fuchs rc.“

Nun giebt man die glimmende Kerze geschwind dem Nachbar in die Hand, der dasselbige Gesetzchen wiederholen muß; und das geht so lange fort, bis die Kohle bey einem auslischt, der denn ein Pfand geben muß.

Der Verlust unserer Herzogin Mutter ist bey so manchen andern zerrütteten und verruckten Verhältnissen sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig überhaupt, über nichts, also auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und eben thun und leisten, was noch möglich ist.

Sie wieder zu sehen wär' mein großer Wunsch; aber ich mag Sie nicht einladen. Mit meiner Gesundheit will es nicht recht fort, und ich eile gleich nach Pfingsten ins Carlsbad; komm ich zurück, so läßt sich vielleicht auf irgend eine Weise an eine fröhliche Zusammenkunft denken.

An meiner Farbenlehre wird sachte fortgedruckt; aber es geht wohl noch ein Jahr hin, bis ich fertig werde. Ich bin auf gar zu vielerley Weise unterbochen worden, ob ich gleich den Faden niemals ganz habe fahren lassen.

Gelegentlich meld' ich Ihnen, was ich von Ihren Compositionen meiner Lieder besitze; und Sie haben die Gefälligkeit, mir die fehlenden zu senden.

Leben Sie recht wohl! So viel für heute. Ehe ich weggehe, schreibe ich noch einmal, oder von Carlsbad aus.

Weimar den 4. May 1807.

1155.

An Zelter.

Ihrer Briefe, die nach einander ankommen, erfreue ich mich gar sehr und fahre fort, einiges zu erwiedern. Wie erwünscht wäre mir gewesen, Ihr Oratorium mit anhören

zu können: denn leider bin ich von Musik gar zu sehr abgeschnitten, und das Bißchen Operette, ob wir gleich mitunter recht gute Stimmen haben, wills doch auch nicht thun. Daher scheint auch in mir aller Sang und Klang verschwunden, so wie alle Imagination, die sich auf Musik bezieht. Vielleicht führt uns das gute Glück und ein vernünftiger Vorsatz bald wieder zusammen, und wir finden uns im Stande etwas in Gesellschaft zu arbeiten.

Daß Ihnen mein Elpenor Freude gemacht hat, ist mir höchst angenehm und der Zweck dieser Blätter nun schon erreicht. Doch ist vielleicht bey dem Beyfall, den Sie meinem Fragmente schenken, Ihre Neigung zu mir und meinem Wesen als mitwirkend anzusehen: denn ich gestehe gern, daß ich diese Arbeit selbst nicht mehr beurtheilen kann. Wenn etwas ins Stocken geräth, so weiß man immer nicht ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt. Gewöhnlich aber wirft man eine Abneigung auf etwas, das man nicht vollenden kann, als auf ein Ding, das uns widerstrebt und das wir nicht Herr werden können. Überhaupt habe ich bey Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja daß ich fast kein Interesse mehr daran habe. Das geht soweit, daß ich, ohne freundliche treu fortgesetzte Beyhülfe, diese zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte. Jetzt haben wir sie aber meist hinter uns und bis auf Einen kommen sie diese Tage sämmtlich in Cotta's Hände. Da mag nun weiter aus uns werden was da will, so wäre doch soviel gerettet. Ich freue mich zum Voraus auf den Spaß, den Ihnen der fortgesetzte Faust machen wird. Es sind Diuge darin, die Ihnen auch von musikalischer Seite interessant seyn werden.

Können Sie mir das Verzeichniß der von Berlin weggeführten Kunstschätze ertheilen, so geschieht mir ein Gefallen.

Wenn man nur weiß, wo sie aufbewahrt werden, so sind sie uns nicht verloren.

Leben Sie recht wohl und schreiben mir noch einmal vor Pfingsten und dann lassen Sie nach Carlsbad von sich hören.

Weimar den 7. May 1807. G.

1156.

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeboren

empfangen meinen lebhaften Dank für Ihren vertraulichen Brief, dessen Inhalt ich bestens zu benutzen gesucht habe. Unsre Regie wird sich gleich bey ihrer Ankunft[1] Ihren fernern gütigen Rath erbitten.

Einen Prolog habe ich nach Ihren Wünschen auch mitgegeben. Wollten Sie die Gefälligkeit haben, ihn durchzusehen und zu beurtheilen, ob er am Platz paßt, welches man in der Entfernung nicht so gut empfinden kann.

Da übrigens die älteren Schauspieler Ihnen schon bekannt sind und sich eher zu produciren wissen; so wollte ich Ihnen besonders unsere jüngeren empfehlen, den Nachwuchs, dessen Emporkommen uns bey der Lage unseres Theaters höchst angelegen seyn muß.

Demoiselle Elsermann, ein munteres Kind, von gutem Betragen, wird Ihnen gefallen und Sie vielleicht anlocken, ihr über diese oder jene Rolle etwas zu sagen. Sie hat etwas Manier von Berlin mitgebracht, worüber sie aber schon aufgeklärt ist und nur manchmal einer kleinen Erinnerung deshalb bedarf.

---

[1] In Leipzig, wo das Weimarer Theater gastierte. Die erste Vorstellung (Prolog von Goethe und „Don Carlos") fand am 24. Mai statt. Der erste Aufenthalt (25 Abende) dauerte bis 5. Juni, der zweite (18 Abende) vom 4. bis 31. August.

Die Herren Lorzing und Deny sind gute gesittete Leute, nicht ohne Talent und vom besten Willen. Da sie nunmehr in Routine kommen, so wird es auch mit ihnen vorwärts gehen.

Im Ganzen bin ich überzeugt, daß der Aufenthalt in Leipzig für unsre Gesellschaft sehr wohlthätig seyn wird, besonders wenn sich einige Kenner und Freunde zu Mittelspersonen zwischen ihr und dem Publicum machen wollen; welches höchst nothwendig ist, damit man sich bald wechselseitig befreunde und keine Mißverständnisse entstehen.

Ich wünsche, daß alles gut gehen möge, und daß Ew. Wohlgeboren zuletzt mit Zufriedenheit das Amt eines Epilogisten übernehmen möchten. Denn wenn man einen Prolog noch allenfalls in der Ferne schreiben kann, so darf der Epilog nur aus einer unmittelbaren Nähe entspringen.

Zu Ende dieses Monats geh' ich nach Carlsbad und hoffe dort für meine von Zeit zu Zeit sich wieder zeigenden Übel, wo nicht völlige Genesung, doch Linderung. Möge dieser mein Brief auch Sie von jedem Anfall befreyt antreffen. Gesundheit brauchte man wohl niemals mehr als gegenwärtig. Mich zu geneigtem Andenken empfehlend

Weimar den 12. May 1807. Goethe.

1157.*

An Christiane v. Goethe.

Montag früh um vier Uhr, also früher als du diesen Brief erhältst, fahren wir nach Carlsbad ab, und es ist mir denn doch lieb, daß wir von Jena wegkommen. Ich wußte wohl, daß ich nach allem Vergangenen einen Einstand geben mußte, und damit mag es denn auch gut seyn. Wenn ich wieder komme, werde ich mich schon besser in den gegenwärtigen Zustand finden.

Bleibe ja recht ruhig und vergnügt in deinem friedlichen Thal mit allen denen, die dich besuchen mögen und können. Es sieht in der Welt sehr toll aus, daß man Gott zu danken hat, wenn man auf einem stillen Fleckchen lebt. Was das Haus und Hauswesen betrifft, verlasse ich mich auf Dich in jedem Falle und gehe ruhig weiter . . .

Der Mutter Brief hat mich weit mehr erbaut als der Brief von Bettinen.[1] Diese wenigen Zeilen haben ihr mehr bey mir geschadet, als deine und Wielands Afterreden. Wie das zusammenhängt, auszulegen, dazu würde ich viele Worte brauchen.

Ich lege ein Blättchen bey, wegen einer Bestellung. Sey so gut und mache sie selbst, denn auf August, den ich demungeachtet herzlich grüße, kann man sich nicht verlassen . . .

Lebe recht wohl und gedenke mein. Wenn alles geht, wie es soll, so sind wir Montags Nacht in Schleiz, Dienstag in Hof, Mittwoch in Eger und Donnerstag in Carlsbad, wohin du uns mit deinen Gedanken folgen kannst. Lebe recht wohl, besorge die paar beyliegenden Sachen. Wie ich in Carlsbad angekommen bin, so wird gleich geschrieben.

Jena den 24. May 1807. G.

---

[1] Der Brief ist nicht erhalten. Bettina (Elisabeth) Brentano (1785—1859) hatte im April Goethe in Weimar kennen gelernt. Mit Bezug darauf heißt es im Brief von Goethes Mutter (16. Mai): „Da hat denn doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt, und Goethe gesehen — ich glaube im gegen gesetzten Fall wäre sie Toll geworden — denn so was ist mir noch nicht vorgekommen — sie wolte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen — vorigen Winter hatte ich ofte eine rechte Angst über das Mägchen — dem Himmel sey Danck daß sie endlich auf eine musterhafte art ihren Willen gehabt hat." — Wieland hatte Bettina mit folgenden Zeilen an Goethe empfohlen: „Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophien La Roches Enkelin wünscht dich zu sehen, l. Br., und giebt vor Sie fürchte sich vor dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman seyn, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß Sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun was Sie haben will — und es soll mich wundern wenn dirs nicht ebenso mit (ihr wie) mir geht. W. d. 23sten April 1807."

1158.*

An Charlotte v. Stein.

Die Gegenwart des lieben Breslauer Freundes[1] hat uns allen sehr viel Freude gemacht, und der Wunsch, ihn länger hier zu behalten, ist allgemein geblieben. Er hat mich durch sein gutes, natürliches, festes, verständiges und heiteres Wesen gar sehr erquickt und mir aufs neue gezeigt, daß die Welt nur ist, wie man sie nimmt; sie aber mit Heiterkeit, Muth und Hoffnung aufzunehmen, auch wenn sie sich widerlich zeigt, ist ein Vorrecht der Jugend, das wir ihr wohl gönnen müssen, weil wir es auch einmal genossen haben.

Ich finde mich zwar wohl, aber in Jena nicht behaglich. Der Unterschied gegen vorige Zeiten ist gar zu groß, das Alte ist vergangen und das Neue ist noch nicht worden. Doch regt sich so manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden kann. Die Gegend ist übrigens, bey diesem schönen Wetter, himmlisch wie immer und die Fruchtbarkeit dieses Jahres recht auffallend . . .

Grüßen Sie Ihre lieben Kinder bestens und gedenken Sie mein, indem ich von den heißen Quellen manches Gute hoffe.

Jena den 24. May 1807. G.

1159.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad, Donnerstags den 28. May,
am Frohnleichnamsfeste 1807.

Daß wir glücklich angekommen sind, will ich durch den rückkehrenden Kutscher sogleich vermelden.

---

[1] Kriegsrat Fritz v. Stein, der Mitte Mai mit Frau und zwei Kindern zum Besuch aus Breslau eingetroffen war.

Montags gelangten wir bis Schleiz, Dienstags bis Hof, Mittwoch bis Franzenbad und heute sind wir bey guter Zeit hier angekommen. Wir hatten das herrlichste Wetter, trockne Wege und also jeden in seiner Art so gut, als man ihn finden kann. Da wir uns nicht übereilten, so war es jeden Tag nur eine Spazierfahrt und wir konnten nach der Ankunft noch promenieren, Bekannte besuchen und uns umsehen; wie wir uns denn das Egerwasser gegen Abend noch vortrefflich schmecken ließen. An einem reinlichen Festtage sind wir hier in Carlsbad angekommen und haben lange nichts so friedliches und anmuthiges gesehen. Wir haben unser altes Quartier ledig gefunden und es sogleich bezogen.

Gegenwärtig sind erst 30 Curgäste angekommen und manche, wie es sich wohl versteht, angemeldet. Das Papiergeld ist seit einem Jahre, wie natürlich, sehr gefallen. Das Kopfstück steht zu 45 Kreuzer. Zwar erhöht man auch die Forderungen, doch, wie es immer geht, nicht in gleicher Proportion. Deshalb dieser für den Einwohner traurige Umstand dem Fremden, der baar Geld mitbringt, zum Vortheil gereicht.

1160.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 2. Juni 1807.

Da morgen die Post in jene Gegend abgeht, will ich ein Briefchen an dich vorbereiten und dir sagen, daß ich mich sehr wohl befinde; an Leib und Seele unvergleichlich besser, als da ich von Hause wegging. Wir haben zwar abwechselndes, aber doch im Ganzen sehr angenehmes Wetter, ein sehr hübsches heiteres Quartier in guter Lage. Bekannt-

schaften hab' ich auch schon gemacht und so wird das hiesige Leben nach hergebrachter Ordnung fortgeführt. Morgens um 5 Uhr stehe ich auf und gehe an den Brunnen. Zwischen 8 und 9 wird gefrühstückt; dann etwas geruht, angezogen, dictirt, wieder ein wenig spaziert und dann gegessen. Nach Tische wird im Zimmer gezeichnet, gegen Abend auf der Promenade und sonst die Zeit auf eine oder die andre Weise hingebracht. Das Essen ist leidlich, so auch der Wein; doch wird man eben nicht verführt, sich zu übernehmen. Morgen ist unsere erste Woche um und da wird Zahltag seyn. Bis jetzt haben wir sehr ordentliche Rechnung geführt. Heute ist Papier eingewechselt worden; da wir denn für 50 gute Gulden 103 Papiergulden erhalten haben. Über acht Tage sollst du erfahren, was uns eine Woche kostet.

Von Leipzig habe ich sehr gute Nachrichten. Herr Rath Rochlitz war so freundlich, mir einen recht umständlichen Brief zu schreiben. Durch Genast weiß ich die Einnahme, die auch nicht gering ist, und so ginge denn dieses Unternehmen recht schön. In den vier ersten Repräsentationen war die Elsermann noch nicht aufgetreten.

Hier ist noch wenig Gesellschaft und die leeren Alleen würden dir nicht gefallen. Doch werden manche Gäste erwartet. Von Spitzen habe ich noch nicht viel Kluges gesehen; aber einen neuen Einfall, der auf Wohlfeilheit angelegt ist, nemlich Grund mit Zacken, der recht gut aussieht; so habe ich auch weder ächte noch falsche Granaten bisher gesehen. Viele Läden sind noch zu, und ist alles erst im Anfang. Mehr will ich dießmal nicht sagen, damit der Brief nicht liegen bleibe. Von Achttagen zu Achttagen erhältst du Nachricht und ich hoffe, auch von Zeit zu Zeit etwas von dir zu erfahren. Lebe recht wohl und grüße Augusten zum schönsten.

G.

1161.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 18. Junius 1807.

Sowohl durch den Boten als durch Herrn von Herda habe ich von dir zwar kurze, aber doch erfreuliche Nachricht erhalten, daß Ihr wohl seyd und so gut als möglich eure Einsamkeit genießt.

Daß die Spitzen zur rechten Zeit angekommen sind, freut mich sehr. Die gezackten sind böhmische und die andern sächsische. Die Fabrikationen beyder Länder unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß jene schönere Muster haben und diese einen gleicheren Grund. Von schwarzen will ich dir noch etwas mitbringen.

Da einer von den Leuten des Herzogs Morgen nach Weimar gesendet wird, so schicke ich dir zugleich die Granaten mit, die ich dir angeschafft habe. Die kleinen sind ächt, die großen unächt und werden beyderseits zum Schmuck dienen, besonders so lange die Trauerzeit[1] währt. Übrigens will ich nun mit Kaufen ein Bischen inne halten. Die ordinären Ausgaben sind sehr mäßig und man kann nicht leicht wohlfeiler leben als hier; wenn man einmal eingerichtet ist. Nur ist die Verführung von allerhand hübschen Sachen so groß, daß man immer etwas einzuhandeln verleitet wird, besonders wenn man damit Freude zu machen denkt.

Von dem Gebrauch des Wassers kann ich noch immer Gutes sagen, und für die Zukunft habe ich auch bessere Hoffnung, da Doctor Kapp,[2] ein alter Freund und vortrefflicher Arzt, sich meiner annimmt, mein Übel wohl

[1] Um die Herzogin-Mutter Anna Amalia.
[2] Christ. Erhard Kapp aus Leipzig.

überlegt und, wie mir scheint, sehr gut beurtheilt hat. Hauptsächlich läuft alles auf eine sehr genaue Diät hinaus. Ich will noch etwa acht Tage trinken, dann pausiren und baden und was sonst noch weiter für gut befunden wird. Ich lebe übrigens hier ganz ruhig und vergnügt nach meiner Weise, so daß ich mich gar nicht wegsehne. Ihr werdet ja indessen wohl auch die Zeit hinbringen und es wird sich diesen Sommer für euch auch wohl noch ein Spaß aufthun.

Schlossern grüße vielmals, wenn er noch bey euch ist. Weiter wüßte ich nichts zu sagen, als daß der Courier, der dieses bringt, in einiger Zeit nach Carlsbad zurückkehrt. Mache daher ein Päckchen für mich zu rechte und ersuche ihn, daß er es bey dir abhole. Mit der Post schreibe ich bald wieder und hoffe, immer etwas gutes melden zu können.

G.

1162.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 24. Juni 1807.

Wie ich aus den verschiedenen Briefen, die wir gewechselt haben, ersehe, so gehen die Posten von hier auf Weimar und zurück noch immer sehr langsam; und weil man sich also Nachrichten und Entschlüsse nicht gut mittheilen kann, so will ich dir voraus sagen, wie ich es zu halten gedenke, damit du dich von deiner Seite darnach richten könnest.

Die veränderte Curart, nach dem Rathe des Doctor Kapp von Leipzig, schlägt mir sehr gut an und ich will den Gebrauch des Wassers auf diese Weise fortsetzeu. Dann soll ich baden, ohne zu trinken, und was weiter für An-

ordnungen werden gut befunden werden. Auf den Donnerstag sind wir 4 Wochen hier und ich habe Lust, auf alle Fälle noch 4 zu bleiben, weil ich für mich keinen angenehmern und vorteilhafteren Aufenthalt wüßte. Zugleich ist mir freylich sehr daran gelegen, noch hier am Orte zu beobachten, wie mir der Gebrauch des Wassers im Ganzen bekommt, und Doctor Kapp, der auch noch eine Zeitlang hier bleibt, Gelegenheit zu geben, daß er meine Zustände noch genauer beurtheilen könne. Er hat mir gerathen, wenn ich nach Hause komme, Spaawasser zu trinken, und ich schreibe deswegen von hier aus an die Mutter, daß sie mir eine Kiste verschreiben läßt: eine Bemühung, die Herr Nicolaus Schmidt, oder sonst ein Freund, gern übernehmen wird.[1]

Nun von dir und deinen Projecten zu reden, so siehst du heraus, daß du mit deiner Lauchstädter Tour auf meine Rückkunft nicht warten kannst. Ich gebe dir also folgenden Rath, daß du das Haus recht gut besorgest und bestellest, dich nach Jemand Soliden umsiehst, der in deiner Abwesenheit hereinzieht und etwa deine Stube und Alcoven bewohnt: denn ich bitte dich inständig, das Haus nicht etwa Augusten und den Mägden allein zu überlassen, weil uns daraus ein großer Verdruß zuwachsen könnte, der allen Spaß verdürbe und eine schlechte Nachkur gäbe.

Da nun die Schauspieler wahrscheinlich nicht lange dieß Jahr in Lauchstädt bleiben, so hinge es von dir ab, die Zeit zu nutzen und, sobald du es für gut fändest, hinzugehen, ohne daß du weiter bey mir anfragtest noch wegen meines Ausbleibens besorgt wärest. Es soll mir sehr angenehm seyn, wenn du dort gute Zeit hast und dich wieder

---

[1] Frau Rat schreibt am 9. Juli an Christiane: „Mit dem heutigen dato ist Fuhrmann Valentin Fräbel von Schmalkalden mit 50 Bouteillien Spaawasser nach Weimar abgegangen: mein Sohn hat mir von Karls baad aus den Auftrag gegeben Ihm Spaawasser zur Nach Cur zu überschicken welches ich hirmit gethan habe — Gott seegne das Carls baad und das Spaawasser!“

einmal auf alte Weise amüsirst. Seit der Einnahme von Danzig haben wir in unsern Gegenden nicht leicht etwas zu besorgen, und überhaupt bist du ja so nahe, daß du in einem Tage wieder zu Hause seyn kannst. Schreibe mir nur, wenn du weggehst und wie lange du ohngefähr auszubleiben denkst. Nur stelle Jemand, wie ich schon gebeten habe, im Hause an, wäre es auch nur, um mich dieser Sorge zu überheben.

Sonnabend den 27. Juni geht der Herzog von hier ab und ich werde alsdann erst wieder ein recht einsames und stilles Leben führen; auch hoffe ich noch manches zu thun, wenn nur erst die Trink- und Badekur vorbey ist und ich mich hier wie auf einem Lustort vergnüglich aufhalte.

Die Schauspielergesellschaft ist endlich auch hier angekommen. Wie sie im Ganzen bestellt ist, kannst da daraus abnehmen, daß in der Camilla unser alter Spitzeder den Herzog und Madame Weyrauch die Camilla gespielt hat. Übrigens ist die Tochter von Spitzeder ein recht hübsches Mädchen geworden, aus der wohl etwas zu machen wäre.[1] Von der Weyhrauchschen Tochter will ich nicht dasselbige sagen.

Die Granaten werden nunmehr glücklich angekommen seyn und ich hoffe, sie sollen nebst den Spitzen in Lauchstädt guten Effekt thun. August soll ein Paar Pistolen haben. Der Säbel wird schwerer zu finden seyn. Überhaupt haben sich die hiesigen Arbeiter gefürchtet, Waffen fertig zu machen, weil sie dachten, man könne sie ihnen, beym Ausbruch eines Krieges, ohne viel Complimente wegnehmen. Von den geschliffenen Glaswaaren bring ich etwas mit, sowohl für die

---

[1] An Kirms schreibt Goethe am 28.: „Für Spitzeders Tochter ist es wirklich Schade, denn wenn sie noch ein Jahr in diesen Verhältnissen bleibt, so ist sie wahrscheinlich verloren. Hunger und Kummer, keine Anweisung und keine Uebung, eine solche Lage für ein Kind, das wirklich etwas verspricht, ist traurig genug, doch ist nicht daran zu denken, daß man sie annehme, da alles, was sie kann und vermag, auch ohne sie recht gut bey uns geleistet wird."

Tafel als für den Theetisch. Denn was den letzten betrifft, so kannst du ihn künftigen Winter doch nicht ganz entbehren.

Lebe recht wohl und grüße alle Freunde. Von Lauchstädt aus kannst du schreiben. Denn über Leipzig kommen die Briefe von dort eher hierher als von Weimar. Lebe recht wohl und gedenke mein.

G.

1163.

An Christiane v. Goethe.

Durch Herrn Regierungsrath Voigt schicke ich dir ein Schwänchen zu deiner Reise nach Lauchstädt. Meine Absicht ist dabey, daß du diese Dinge theils zu eignem Gebrauch verwendest, besonders aber auch, daß du Personen, die dir gefällig sind, einige Artigkeit erzeigen mögest. Ich habe deshalb der Kleinigkeiten allerley zusammengepackt. Das Kästchen selbst solltest du der Elsermann schenken und mit dem Schmuck der falschen Granaten und des bunten Glases die Theaterfreunde ausputzen, auch mit dem Übrigen nach Belieben verfahren.

Augusten danke für seinen Brief, der etwas länger als gewöhnlich ausgefallen ist, und sage ihm, daß ein Paar sehr schöne Pistolen bestellt sind. Was aber den Säbel betrifft, so haben sie keinen mit metallener Scheide und wollen, wenn man sie bestellte, sehr hoch hinaus. Auch ist es eigentlich nur eine Offizierstracht. Die Säbel, unter denen man hier die Auswahl hat, sind mit damascirten Klingen, die freylich nicht blinken, mit schwarzen Scheiden, das Beschläge polirter Stahl oder verguldetes Messing. August soll mir zunächst seine Meinung darüber schreiben, auch was er für ein Gehänge dazu haben will.

Mit eigner Hand setze ich noch einige Worte hinzu. Ich befinde mich recht wohl und weil man nach Verordnung des Arztes gar manche Stunde des Tages nichts thun darf; so schleiche ich in den Boutiquen herum, handle Kleinigkeiten, wovon ich dir einen Transport überschicke. Wenn du nach Lauchstedt gehst; so mache es dir recht bequem und vergnüglich, nimm ein hübsches Quartier und sey überhaupt wegen des Aufwandes nicht ängstlich, wir wollen schon wieder was herbeyschaffen. Ich bin schon fleißig hier gewesen und werde es zunächst noch mehr seyn. Von dem was ich dir übersende behalte für dich was dir Freude macht, das andre verschencke an Personen denen du wohl willst und die sich gefällig gegen dich bezeigen. Lebe wohl, gedencke mein wie ich deiner gedencke.

Carlsbad d. 1. Jul. 1807.

Goethe.

1164.

An Christiane v. Goethe.

Deinen Brief vom 8. aus Lauchstädt erhalte ich heute am 14. Ich will gleich antworten und dieses Blatt mit der nächsten Post fortschicken, so erhältst du es noch zur rechten Zeit.

Es war mir sehr erfreulich, daß dich Herr Regierungsrath Voigt noch erreichte und dir das Schwänchen auf die Reise mitgeben konnte. Sey nicht zu karg mit dem Inhalt des Kästchens: denn ich bringe dir noch manches ähnliche mit. Grüße die Elsermann, danke für Ihren Brief und sag ihr, sie soll an mich denken, wenn sie sich im Spiegel besieht. Ich habe Mühe gehabt, einen so klaren hier zu finden, in den gewöhnlichen Kästchen sind sie meistentheils streifig.

Genieße deines Aufenthalts in Lauchstädt aufs beste. Auch habe ich nichts dagegen, wenn du auf einige Zeit nach Leipzig gehen willst. Was mich betrifft, so habe ich keine Lust hinzugehen. Ich wüßte mir keinen angenehmern und bequemern Aufenthalt als Carlsbad und werde wohl noch eine Zeitlang hier bleiben. Was sonst Jena für mich war, soll künftig Carlsbad werden. Man kann hier in großer Gesellschaft und ganz allein seyn, wie man will, und alles, was mich interessirt und mir Freude macht, kann ich hier finden und treiben. Wohlfeil ist es auch. Die willkührlichen, außerordentlichen Ausgaben betragen das meiste.

Sehr schönes Glaswerk habe ich angeschafft, das eigentlich auch nicht theuer ist; womit du Tafel und Theetisch zum schönsten ausputzen kannst; und sonst ist auch noch allerley Geld vertändelt worden für Sachen, womit ich aber doch dir und andern einige Freude zu machen hoffe.

Der Herzog ist noch hier und gedenkt, zu Ende der Woche abzugehen. Vielleicht kann ich durch seine Leute etwas nach Weimar bringen.

Mit meinem Befinden geht es sehr gut, besonders seit acht Tagen. Doctor Kapp von Leipzig und Dr. Mitterbacher von hier haben sich sehr viel Mühe gegeben, meine Umstände zu erforschen und, nachdem ich die eigentliche Brunnen Cur geendigt, mir eine Arzney verschrieben, die ganz wunderwürdige Wirkungen gethan hat. Ich befinde mich seit den letzten acht Tagen so wohl, als ich mich in Jahren nicht befunden habe. Wenn es dauerhaft ist, so wollen wir Carlsbad und die Ärzte loben. Indessen trinke ich noch alle Morgen von dem gelindesten Brunnen einige Becher mit Milch, wobey ich mich den ganzen Tag nach meiner Art beschäftigen kann. Carl macht seine Sache recht ordentlich und auch von dieser Seite sind wir besser dran als vorm Jahre. Um aller dieser

Ursachen willen werde ich noch hier verweilen, weil ich nun erst anfange, recht zu Hause zu seyn.

Du brauchst mir deshalb nicht wieder zu schreiben, bis du bestimmen kannst, wenn du wieder in Weimar seyn wirst. Dieses melde mir von Lauchstädt oder von Leipzig aus, weil von dorther die Briefe gar ordentlich ankommen. Ich schreibe dir alsdann gleich nach Weimar, damit du erfährst, wie es mit mir steht und was ich weiter vornehme.

Hier wird gezeichnet, gelesen, mineralogisirt und von Zeit zu Zeit eine Promenade gemacht. Das Wetter ist sehr schön, fast zu heiß. Gestern Abend hatten wir ein starkes Gewitter.

Unter die Menschen komme ich wenig; nur in sofern ich bey dem Herzog speise und von ihm in die Welt gezogen werde, sehe ich manchmal verschiedene Personen. In die Comödie komme ich auch nicht mehr. Nur die Wiener Stücke sind höchstens auszuhalten. Heute wird Fanchon gegeben; Madame Weyrauch macht das Leyermädchen und Spitzeder den Abbé.

Resident Reinhard[1] mit seiner Familie geht morgen ab, über Dresden, und kommt wahrscheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sey freundlich gegen sie, wenn sie dich besuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu sehen und kennen zu lernen. An ihm wirst du einen ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern du zu ihr einiges Verhältniß haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig; Eigenschaften,

---

[1] Karl Fr. v. Reinhard, 1761 in Württemberg geboren, war 1787 als Hauslehrer nach Bordeaux gegangen und hatte Anfang der neunziger Jahre in Paris eine Stellung im Ministerium des Auswärtigen erhalten; später war er u. a. Gesandter in den Hansastädten gewesen, in Hamburg hatte er Christine Reimarus geheiratet, deren Brief über das Zusammentreffen mit Goethe Frommann („Das Frommannsche Haus") mitteilt.

die du dir nicht anmaßest. Sie kennt Madame Schopenhauer und hofft, auch mit ihr in Weimar zusammen zu treffen. Mehr wüßte ich jetzt nicht zu sagen, als daß ich dich ersuche, die Herren Wöchner und die übrige Gesellschaft zu grüßen. Unserm berlinischen Kleeblatt gönne ich deine Ankunft in Lauchstädt. Aus den Relationen Genastens und des Herrn Rath Rochlitz konnte ich schon merken, wie es eigentlich mit ihnen stand. Es ist eben auch eine Prüfung, durch die sie hindurch mußten. Da sich Madame Beck als Gast bey der Gesellschaft aufhält, so kannst du ja wohl einleiten, daß die Hagestolzen gegeben werden. Lebe übrigens recht wohl in der Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens.

Abgeschickt d. 16. Jul. 1807. Goethe.

1165.*

An Christiane v. Goethe.

Deinen Brief, meine Liebe, datirt Lauchstädt den 14. July, habe ich am 21. erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, daß es dir wohlgeht. Es ist immer angenehm, an einen Ort wieder zu kommen, wo man in früherer Zeit vergnügt gewesen ist, in eine Gegend, wo man schon Verhältnisse hat und weiß, wie es daselbst beschaffen ist. Ich sende den gegenwärtigen Brief nach Weimar, daß er dich entweder daselbst empfange, oder kurz nach dir gleichfalls ankomme.

In meinem Zustand hat sich nichts verändert. Ich befinde mich sehr wohl und kann nunmehr hoffen, daß es dauern werde; wobey es nur darauf ankommen wird, in wiefern ich mich der Ordnung gemäß halten kann, von der ich nun einmal weiß, daß sie mir convenirt . . .

Da wir so unerwartet Friede haben, der sich wohl so bald noch nicht hoffen ließ, so wollen wir auf eine zwar

stille und bescheidene, aber um desto gemüthlichere Art unseres Lebens den nächsten Winter genießen. Richte dich darauf ein, daß wir unsere alte Gastfreyheit fortsetzen können. Für hübsches Geschirr, Tafel und Theetisch auszuputzen, ist gesorgt. Auch bringe ich dir eine silberne Thee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise, ohne sonderliche Kosten, gekommen bin. Der Herzog nemlich, als er wegging, verehrte mir einen Caminaufsatz von Bronce, der für jemand anders bestimmt gewesen war, und zuletzt beym Umtausch der Geschenke stehen blieb. Diesen vertauschte ich mit geringer Aufzahlung gegen jene Geschirre, die dir Vergnügen machen werden. Die Kette ist auch fertig und sieht sehr schön aus. Wenn ich Gelegenheit wüßte, schickte ich sie zum Geburtstag. Doch wird sie dir auch später Vergnügen machen.

Die Glaswaaren will ich einpacken lassen und mit dem Postwagen fortschicken. Ich adressire sie an Herrn von Hendrich, der sie dir hinüberspediren wird. Die wunderlichen Salzfässer werden dir besonders gefallen.

Die Pistolen für August sind auch angeschafft und so hätte ich denn ziemlich beysammen, was ich mitbringen oder schicken wollte. Ich wünsche, daß wir uns dessen zusammen erfreuen mögen.

Daß du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung bist und bleibst, ist mir sehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in diesem Zirkel entstehen, gar leicht vermieden, oder wenigstens viel schneller abgethan werden könnten, als gewöhnlich geschieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weise behandeln. Du kannst alle von mir grüßen und ihnen sagen, daß ich nur wünsche, meine Gesundheit möge auch diesen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernsthaft und anhaltend einer Anstalt annehmen könne, die so weit gediehen ist, daß es uns denn doch nicht leicht

Jemand nachmachen wird. Grüße alles zum schönsten und danke deinem Bruder für die Briefe, die er mir geschrieben, und laß mich erfahren, wie es dir in der letzten Hälfte des July ergangen ...

Carlsbad den 27. Julius 1807. G.

1166.

An Zelter.

Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der Französische Resident Reinhard, der zuletzt in Jassy gestanden und dessen Schicksale Ihnen gewiß im ganzen bekannt sind, wohl den ersten Platz einnimmt. Übrigens lebe ich denn doch sehr einsam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Übeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn Jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren seyn soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat; so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Carriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen.

Sagen Sie mir, mein Lieber, wie es mit Ihnen geworden ist. Ich habe tausendmal an Sie gedacht und an das, was Sie als Privatmann geleistet haben, ohne von Seiten der Reichen und Mächtigen unterstützt oder sonderlich aufgemuntert zu werden. Vielleicht ist das, was wir bey der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den Einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Recht zu thun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Theilnahme daran bewiesen hätte.

Diesen allgemeinen Reflexionen, welche freylich nicht zulänglich sind, und die ich wohl einmal mit Ihnen mündlich weiter ausführen möchte, füge ich eine besondere Bitte hinzu, um deren baldige Gewährung ich Sie freundlichst ersuche.

Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin; so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein dasind oder daseyn sollten. Nun haben wir von Schleswig wieder ein paar neue Leute, einen sehr guten Tenor und eine Art von Correpetitor bekommen, die ich noch nicht persönlich kenne, die aber gute und verständige Leute zu seyn scheinen.

Mit der Oper, wie sie bey uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich nun alle Woche einmal bey mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz

derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben. Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder gestochen, dergleichen findet. Auch Canons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie sollen immer in unserer Mitte seyn, geistig, und herzlich willkommen, wenn Sie persönlich erscheinen möchten. Schreiben Sie mir ein Wort hierher, denn ich bleibe noch 4 Wochen hier, und schicken mir ein Paket nach Weimar, damit ich gleich anfangen kann, wenn ich nach Hause komme. Leben Sie recht wohl und bleiben meiner dauernden Freundschaft gewiß.

Carlsbad, den 27. July 1807. G.

1167.

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeboren

haben mir durch Ihr letztes Schreiben abermals viel Vergnügen gemacht. Es war mir sehr erwünscht, zu hören, daß unser Theater sich seine Freunde in Leipzig erhält und seinen Gönnern daselbst keine Schande macht.

Ich will gern gestehen, daß mir diese Sache sehr am Herzen lag. Ich habe seit so vielen Jahren an diese Anstalt viel Zeit und Aufmerksamkeit und viele, wenigstens nicht im Augenblick gedankte, Mühe verwendet. Wie viel muß es mir daher werth seyn, daß wir an einem dritten und so bedeutenden Orte anerkannt und gebilligt werden. Was mich in Ihrem ersten sowohl als letzten Briefe besonders erfreut hat, war dieses Absondern des Guten vom Bessern, das höhere Behagen am Vorzüglichen und das Dulden des

Erträglichen. Die große Masse, weiß ich wohl, wird durch Vorurtheile regiert. Leider gehören aber gar zu viele zur großen Masse, und ein motivirtes Urtheil, das den Künstler vom Künstler, ja in verschiedenen Augenblicken von sich selbst unterscheidet, ist sehr selten.

Doch muß man gegen die Menge billig seyn. Sie bildet sich doch auch nach und nach und wird für manches empfänglich, was sonst gar weit von ihr abstand.

Daß meine eigenen Sachen gut gegeben worden und eine freundliche Aufnahme gefunden,[1] ist mir sehr angenehm. Die lange Zeit, die ich mich gedulden mußte, bis sie zu einer solchen Erscheinung gelangen konnten, hat mich nicht unempfindlicher gegen den Beyfall gemacht, und ich kann wohl sagen, daß ich es mit Rührung vernehme, wenn ich höre, daß die Mitschuldigen, die ich vor beynahe 40 Jahren in Leipzig schrieb, und die neueren Sachen, in die ich die Resultate meines Lebens zusammengedrängt habe, in sinnlicher Gegenwart auf ein größeres Publicum wirksam gewesen.

Haben Sie die Güte, unsere Gesellschaft auch bey der Rückkehr freundlich zu empfangen und zu fördern, und mir am Schlusse der sämmtlichen Vorstellungen noch ein Wort zu sagen, das mich aufrege, nächsten Winter aufs neue für diese Anstalt thätig zu werden.

Fahren Sie fort, meiner mit Neigung zu gedenken, und grüßen die Wohlwollenden.

Carlsbad, den 27. July 1807.

Goethe.

---

[1] Rochlitz hatte geschrieben: „Ihre Werke blieben die, wodurch sich die Gesellschaft am vortheilhaftesten zeigte und an welchen auch das hiesige Publikum den lebhaftesten, ja einen Antheil nahm, der wie es seyn muß, immer zunahm."

1168.

An Christiane v. Goethe.

Dein Brief vom zweyten August hat mir viel Vergnügen gemacht, indem ich durch denselben erfuhr, daß du wieder glücklich nach Hause gelangt bist und alles in gutem Zustande angetroffen hast.

Am 31. July schickte ich durch einen Boten einen Brief an August, worin ein Stückchen Spitze für dich lag; ferner gab ich demselben Boten ein Päckchen mit, worin zwey Salzfässer nach der allerneusten Mode befindlich waren. Ich hoffe, diese Sendung ist glücklich angekommen, so wie du wohl nun auch einen weitläuftigen Brief vom 27. July, den ich nach Lauchstädt schickte, nunmehr wirst erhalten haben. Denn aus deinem Briefe kann ich nicht vermuthen, daß er dir noch in Lauchstädt zugekommen sey. Erkundige dich darnach, denn es wäre mir unangenehm, wenn er verloren gegangen.

Wir haben hier noch immer das schönste Wetter und mein Befinden ist auch ganz gut. Ich kann mich sehr in Acht nehmen und auf mich Acht geben; welches jetzt die Hauptsache ist, damit ich sehe, wo es hinauswill und was ich von der Folge zu hoffen habe. Nun möchte ich aber auch Augusten einen Spaß machen, und der sollte darin bestehen. Den 19. oder 20. dieses geht von Jena eine Kutsche leer hieher, welche die Herren Fernow und Schütz abholen soll. Herr Frommann hat die Bestellung davon. Nun wünschte ich, daß August mit dieser Kutsche herführe. Fernow und Schütz gehen den 24. von hier ab, und ich würde durch sie den Wagen bestellen lassen, der mich abholen soll. August bliebe alsdann etwa 8 Tage bey mir und wir wären zusammen Anfangs September in Weimar. Du giebst ihm etwa 20 Thaler in Kopfstücken mit, die er

bey seinen 3 Nachtlagern nicht braucht. Es versteht sich, daß Herr Frommann, da der Kutscher ohnedem leer herfahren müßte, einen leidlichen Accord macht, daß August für eine Kleinigkeit herkommt, wie man sonst nur für ein Trinkgeld an die Kutscher eine Retour Chaise haben kann; wie ich dieses auch in einem beyliegenden Briefe an Herrn Frommann ausgedrückt habe.

Findet also August Vergnügen an dieser Reise, so mag er beyliegenden Brief abschicken, oder mag hinüberreiten und mündlich die Sache abthun. Das gegenwärtige Blatt nimmt Frau Stallmeister Böhme mit und du kannst es Freytag früh erhalten. Da sind noch immer 6 bis 7 Tage, ehe die Jenaische Fuhre abgeht. August soll nicht viel mitnehmen, aber doch Schuhe und Strümpfe und einen saubern Rock, daß er sich kann in ehrbarer Gesellschaft sehen lassen. Sollte er jedoch von seiner Thüringer-Wald-reise noch nicht zurück seyn oder sonst sich eine Ursache finden, warum Ihr seine Reise hierher nicht für räthlich hieltet, so ist das Ganze nur ein Vorschlag und keine Ordre; und er kann sich diesen Spaß aufs nächste Jahr versparen.

In einigen Tagen sende ich einen Kasten ab mit Glas-waaren, auf welchen oben Bücher gepackt sind. Wenn er ankommt, so packe ihn sorgfältig aus. Ich wünsche, daß alles ganz seyn möge, besonders die vorzüglich schönen Salatschalen. Die Einladungen nach Wien reißen gar nicht ab, auch nach andern Gegenden in Böhmen. Ich kann mich aber nicht entschließen, meine hiesige Ruhe mit einem andern Aufenthalte als mit Weimar zu vertauschen. Eben sowenig möchte ich jetzt nach Leipzig; doch ist mir's sehr angenehm, daß du dir daselbst gute Bekannten verschafft hast, und daß es dir überhaupt von der geselligen Seite in Lauchstädt wohl gegangen ist. — August muß nicht ver-gessen, sich einen Regierungs Paß geben zu lassen, worin

ausdrücklich vermerkt ist, daß er nach Carlsbad gehe, um die Cur zu brauchen. Ferner könnte er die Kofferdecke mitbringen, die bey allenfalls einfallendem Regenwetter immer ein nützliches Reisegeräth ist. Auch soll er uns drey Bouteillen rothen Wein mitbringen, damit wir auch wieder einmal etwas von jener Sorte genießen; dagegen wollen wir sie mit Melnicker angefüllt wieder zurückbringen. Weiter wüßt' ich nichts hinzuzusetzen als ein Lebewohl dir und allen Freunden.

Carlsbad den 10. August 1807. G.

Noch ein Paar Worte von eigner Hand um dir zu sagen daß mich herzlich verlangt wieder bey dir zu seyn, und daß ich mich indessen freue Augusten hier zu sehen. Mir ist daran gelegen ihn einige Zeit allein um mich zu haben, daß ich nur wieder einmal sehe wo es mit ihm hinaus will. Riemer geht vielleicht mit Fernow zurück und wir andern folgen bald.

Was deine Ausgaben betrifft; so mache sie nach deiner Überzeugung ich billige alles. Ich habe mir etwas von Leipzig kommen lassen, weil ich manches kaufte.

Übrigens bin ich fleißig gewesen, habe viel dicktirt[1] und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuscript zurück, an Romanen und kleinen Erzählungen. Auch darüber habe ich mir Plane gemacht. Wie mir denn überhaupt meine hiesige Einsamkeit manchen guten Gedancken zugeführt hat.

Ich lege abermals ein Endchen Spitze bey, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich und bereite mir einen geselligen Winter.

d. 10. Aug. 1807. G.

---

[1] Einige der kleinen, später in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ aufgenommenen Erzählungen.

1169.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad d. 23. August 1807.

August ist glücklich angekommen und freut und verwundert sich an den seltsamen Felsen, warmen Quellen und dergleichen, daß er sogar gleich angefangen hat, zu zeichnen und zu illuminiren, wobey er, wie es im Anfang geht, wo man noch nichts kann, große Freude hat.

Es ist höchst nöthig, daß du übers Jahr, wenigstens auf eine Zeit, auch mit hergehst, damit du wenigstens weißt, wovon die Rede ist, weil das ganze Carlsbader Wesen gar nicht beschrieben werden kann. Augusten schmeckt der Melnicker vortrefflich. Es ist so ein Wasserweinchen, das leicht hinunterschleicht und von dem man viel trinken kann. Wir haben ihm den Spaß gemacht, daß eine Harfenfrau, als wir bey Tische saßen, das famose Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ zu singen anfing, und was dergleichen Späße mehr sind. Übrigens aber ist es so leer hier, daß in den Sälen Abends kein Kronleuchter mehr angezündet wird und alle geselligen Vergnügungen aufhören. Die Natur ist aber so schön, das Wetter so gut und die Umgebung so ruhig, daß ich wohl noch gern ein Bischen hier bleiben mag. Ich habe den Kutscher bestellt, daß er den 5. September wieder hier seyn soll, so daß wir den siebenten nach Jena abgingen, und also in drey bis vier Tagen daselbst wären; da du denn bald nähere Nachricht haben solltest. Von einem Fall, der jedoch nicht wahrscheinlich ist, will ich zugleich sprechen. Es wäre nicht unmöglich, daß ich nach Töplitz ginge, da denn meine Begleiter allein nach Weimar zurückkehren würden. Ich habe zwar gar keinen eigentlichen

Trieb dazu; aber der Herzog hat hier mündlich, und jetzt wieder schriftlich, dergestalt darauf insistirt, daß ich ihn dort besuchen soll, daß ich noch nicht weiß, ob ich ablehnen kann und werde. Hiervon sagst du Niemandem nichts; ich sage aber nur gern das Mögliche, ja das Unwahrscheinliche voraus, damit es dir nicht einen unangenehmen Eindruck mache, wenn du etwa den Wagen ohne mich zurückkehren siehst. Denn auf der Post mag ich gar nicht nach Weimar schreiben, weil die Briefe gar zu lange ausbleiben.

Ich wüßte nun weiter nichts zu sagen. Erst wollte ich Herrn Fernow einiges an dich mitgeben; ich will es aber lieber selbst bringen. Ich befinde mich ganz leidlich, wenn ich von einem Tage zum andern mein Wesen treiben kann; aber zu irgend etwas außerordentlichem, wo ich nicht ganz mein eigner Herr bin, mag ich mich nicht entschließen. Lebe recht wohl.

G.

Ein Stück Spitzen folgt doch.

1170.*

An Carl Friedrich v. Reinhard.

Carlsbad, den 28. August 1807.

Ihren Brief von Dresden, mein verehrter Freund, erwartete ich mit Ungeduld. Nun ist es mir höchst erfreulich, zu wissen, daß Sie in eine Lage versetzt sind, in der Sie Ihre nächsten Wünsche befriedigen können, ohne die ferneren aufzugeben. Weiß ich Sie nur einmal als Präfect, so mache ich einen Reiseplan, Sie zu besuchen, dem Departement zu gratuliren und Ihnen zu einer schönen und weiter führenden Thätigkeit Glück zu wünschen.

Die Äußerungen des deutschen Großpapas und des französischen Juvenils[1] haben den Vorsatz, dasjenige, was ich zu sagen habe, geschwind aufs Papier zu bringen, in mir aufs neue belebt. Mit sich selbst und mit wenigen einig zu werden, ist ein sehr stolzer Wunsch, und also will ich schon zufrieden seyn, wenn er mir im Leben nur einigermaßen in Erfüllung geht. Auf die Nachkommen muß man doch auch etwas rechnen.

Die Redensweise des guten alten Herren ist gerade die, die mich in meiner Jugend aus den philosophischen Schulen vertrieb und zu dem Huronischen Zustand hindrängte, in dem ich mich noch befinde. Lassen Sie uns auch bey unserm Übrigens[2] verharren, denn ich mag wohl hinzufügen: Übrigens freue ich mich recht sehr darauf, Ihnen bald wieder etwas zu schicken . . .

Daß Sie den Tasso in Leipzig gesehen, ist mir sehr erwünscht. Sie haben dadurch ein Resultat gar vieler Bemühungen und Anstrengungen kennen lernen; und da die dramatische Kunst doch eigentlich nur ins Wasser schreibt, so ist es mir desto tröstlicher, daß sich diese Züge in Ihren richtigen Sinn und in Ihr theilnehmendes Herz einprägen konnten.

Indessen hat das mir so freundlich verehrte schöne Kästchen[3] sich gegen mich als eine Pandorenbüchse in gutem Sinne verhalten. Die Werke des Lafontaine, die alten und neuen Romane haben mich sehr unterhalten und aufgeregt. Besonders aber setzte mich Montesquieu in Erstaunen. Die ganze Geschichte unserer Zeit steht buchstäblich in seinem Werke. So finden die Ärzte schon im Hippokrates diejenigen

[1] Reinhard hatte Aeußerungen seines Schwiegervaters Reimarus und eines jungen Sekretärs Talleyrands über die Farbenlehre Goethe mitgeteilt.

[2] Mit diesem Worte hatte Reimarus sein Urteil über die Farbenlehre begonnen.

[3] Eine französische Reisebibliothek enthaltend.

Krankheiten genau beschrieben, an denen sie ihre Patienten immerfort sterben lassen.

In Ihrem Urtheil über Corinna[1] hat mich Ihr treffender Geradsinn abermals sehr gefreut. Sie lassen ihr vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, und das, was Sie tadeln, möchte ich nicht in Schutz nehmen. Nur gestehe ich gern, daß ich gegen dieses Werk wie gegen alles Hervorgebrachte nachsichtiger und schonender verfahre, indem schon Talent erfordert wird, auch das, was nicht recht ist, hervorzubringen. Und so verschmelzen sich vor meiner Ansicht die Fehler ins Gute, wie es ja bey Betrachtung der Individuen auch der Fall ist, an denen wir immer zu loben und zu tadeln finden, und die wir zuletzt doch lieben müssen. Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht.

Ihr Brief aus Weimar ist mir nun auch zugekommen und hat mir große Freude verursacht. Wir können es als eine gute Vorbedeutung unseres künftigen Verhältnisses ansehen, daß Ihnen unsere Zustände so klar geworden sind, daß die Personen in Weimar meist beysammen waren, die unser Daseyn ausmachen. Bald darauf sind mehrere verreist, und später würden Sie das Local sehr leer gefunden haben. Auch unsern Weimaranern wünsch' ich Glück zu der Bekanntschaft eines Mannes, den ich so sehr schätze und von dem ich so oft werde zu reden und zu erzählen haben. Wohl ist jetzt eine Zeit, da man sich an wechselseitigem Andenken und Zutrauen theilnehmend und hoffend aufrecht erhalten muß.

Daß Ihnen meine Wohnung und die Meinigen bekannt und lieb geworden, ist mir besonders erfreulich, weil mich Ihre Einbildungskraft nicht immer in den drey Mohren[2] aufzusuchen braucht. Wenn Sie am Rheine glücklich angelangt

---

[1] „Corinna" von Frau v. Staël war vor kurzem erschienen.
[2] Goethes Carlsbader Wohnung.

sind, so ersuche ich Sie um eine Beschreibung, oder noch lieber um eine Zeichnung Ihrer Wohnung und der umliegenden Gegend, damit ich die Erinnerung früherer Zeiten wieder auffrischen und mich im Geiste zu Ihnen in das schöne heitre Land begeben könne. Der herrliche Nachsommer und Herbst muß sich am Main und Rhein unendlich schön zeigen.

Ich schließe meinen Brief mit einer Betrachtung, die eine Stelle des Ihrigen rege macht. Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Menschen gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte seiner Absicht hervor. Er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit, und da die Welt wo nicht gerecht, doch wenigstens gleichgültig ist, so läßt sie sichs gefallen, nach und nach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja es ist sogar im Publicum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im Ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu seyn, um gelegentlich zu seinem Vortheil zu erscheinen; wobey es denn freylich hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritisch werden und der böse Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann.

Verzeihen Sie die Wiederholung einer Betrachtung, die Sie schon selbst gemacht haben. Wir hören aber doch auch wohl gern dasjenige, wovon wir überzeugt sind, von einem Fremden wiederholen . . .

G.

1171.

An Adam Heinrich Müller.[1]

Carlsbad, den 28. August 1807.

Indem ich Ihnen, mein werthester Herr Müller, Ihre Vorlesungen zurückschicke, möchte ich diese Hefte gern mit etwas Freundlichem und etwas Bedeutendem begleiten. Das erste wird mir leicht, das zweyte im gegenwärtigen Augenblicke schwer; doch können Sie ja selbst wissen, was ich Ihnen auf beyde Weise zu sagen hätte. Der Schauspieler fühlt nicht lebhafter, daß er eines wohlwollenden Zuschauers bedarf, als wenn er eben abtreten will, der Dichter, wenn das Stück zu Ende geht; und so will ich gern bekennen, daß es mich sehr freut, an Ihnen einen wohlwollend Theilnehmenden zu wissen und zu hinterlassen. Die Welt thut ihr Möglichstes, uns gegen Lob und Tadel gleichgültig zu machen; aber es gelingt ihr denn doch nicht, und wir kehren, wenn wir günstige und zugleich im Ganzen mit unsern Überzeugungen zusammentreffende Urtheile vernehmen, immer gar zu gern aus unserer Resignation zum Genuß zurück.

Über Amphitryon[2] habe ich Manches mit Herrn von Gentz gesprochen; aber es ist durchaus schwer, genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beyden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so giebt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

---

[1] Geboren 1779 in Berlin, seit 1805 in Dresden schriftstellerisch thätig, hatte Goethe seine Vorlesungen über dramatische Poesie im Manuskript gesandt. Im Jahre darauf verband er sich mit Kleist zur Herausgabe des „Phöbus“.

[2] Von Kleist.

Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf. Nur schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin; wie er es denn selbst in dieser stationären Proceßform auf das wunderbarste manifestirt hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk seyn. Das Manuskript will ich mit nach Weimar nehmen, in Hoffnung Ihrer Erlaubniß, und sehen, ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sey.[1] Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler, und auf diese Rolle kommt es vorzüglich an. Die andern sind eher zu besetzen.

Mögen Sie mir künftig von sich oder von Andern manchmal etwas mittheilen, so soll es mir immer sehr angenehm seyn. Und nun noch einen Wunsch. Wenn Sie Ihre Betrachtungen, was in der deutschen Literatur geschehen, geschlossen haben, so wünschte ich, Sie bildeten uns auch eine Geschichte heraus, wie in der deutschen Literatur gedacht und geurtheilt worden. Wir stehen jetzt auf einem Punkte, wo sich das auch mit einer gewissen Freyheit übersehen läßt, und beydes hängt gar genau zusammen, weil doch auch die Hervorbringenden wieder urtheilen, und dieses Urtheil wieder ein Hervorbringen veranlaßt.

Verzeihen Sie, wenn ich in einem Briefe verfahre, wie man es im Gespräch eher thun darf, und füllen Sie die

[1] Kleists „Zerbrochener Krug“ wurde am 2. März 1808 in Weimar gegeben; eine Wiederholung hat unter Goethes Direktion nicht stattgefunden.

Lücken aus, die zwischen dem, was ich gesagt habe geblieben sind.

Die Bekanntschaft des Herrn von Haza,[1] der das Gegenwärtige mitzunehmen die Gefälligkeit hat, ist mir sehr angenehm gewesen. Ich wünsche recht wohl zu leben und manchmal von Ihnen zu hören. G.

1172.

An Zelter.

Sie sind ein trefflicher Freund! Wie ich nach Hause kam, fand ich die Gesänge, und schon ist der Anfang zur kleinen Singschule gemacht. Wir werden nach und nach die Sänger des Theaters und unsere Choristen herbeyziehen, auch Personen aus der Stadt, und sehen, wie weit wir kommen. Hübschen Raum haben wir im Theatersaal.

Ihre abermalige Einladung macht mir das Herz schwer. Daß ich Ihre Anstalt nicht schon habe kennen lernen, ist unerlaubt; aber ich habe schon seit mehreren Jahren ein gewisses Kleben am Wohnort, das vorzüglich daraus entspringt, weil in mir noch so viel aufgeregtes und doch unausgebildetes liegt. Da habe ich das ganze Jahr zu thun, um nur hie und da ins Klare zu kommen, meine Gesundheits- und die Zeitumstände nicht mitgerechnet. Doch würden mich diese ohne jenes weniger abhalten. Aber ich fürchte mich, wenn man es genau besieht, vor neuen Einwirkungen und Aufregungen, und entbehre daher mit Willen manchen Genuß.

Der Beyfall, den unser Theater in Leipzig erhalten, macht mir Lust und Muth, mich der Sache diesen Winter

[1] Der Müllers Manuskript überbracht hatte.

wieder lebhaft anzunehmen. Wir sind bey dieser Gelegenheit für unser Ausdauern belohnt worden, und wollen mit Zutrauen und Hoffnung auf dem alten Wege fortgehen; und so kann auch die niederträchtigste, detractive Opposition, wie wir sie früher von Berlin her erfahren müssen, nichts ausrichten.

Auch ist mir Ihre Ausdauer, mein werther Freund, immer vor Augen. Nur ist freylich zu fürchten, daß, wenn Sie nach Italien gehen, der herrliche Bund so vieler Jahre sich auflösen werde. Natürlich und lustig ist es, daß sich Ihre Samenkörner so weit und breit herum und auch an die Theetische disseminirt haben. Schaffen Sie mir doch ja von solchen Gesangweisen: denn diese möchten gerade für unsern Schnabel gerecht seyn.

Von dem, was ich sonst thue und treibe, schweig' ich und hoffe bald von meinem stillen Fleiße einige Früchte mittheilen zu können. Leben Sie recht wohl und senden mir manchmal auch ein Lied. Auch solcher kleinen Productionen würde ich jetzt eher genießen können, besonders wenn Sie ein leichtes Accompagnement für die Guitarre dazu setzen wollten, deren ich jetzt mehrere um mich habe.

Weimar den 15. September 1807.

1173.

An F. H. Jacobi.

Von deiner Rede[1] hatte ich schon in Carlsbad gehört und mir sie zu lesen gewünscht. Desto erfreulicher war es, durch deine Sorgfalt sie bey meiner Rückkunft in Weimar zu finden.

---

[1] „Ueber gelehrte Gesellschaften, deren Geist und Zweck", die Jacobi als Präsident der Akademie in München am 27. Juli gehalten hatte.

Wir sind dir alle, besonders aber wir andern in den besorgten protestantischen Ländern, großen Dank schuldig, daß du diese wichtigen Angelegenheiten so tüchtig und mächtig zur Sprache brachtest und dich zu der Großmeisterstelle deines academischen Ordens durch einen Kampf mit den schlimmsten Ungeheuern legitimiren wolltest.

Soll ich nun, wie es sich unter uns ziemt, über die Ausführung meine Gedanken sagen; so ist dir der Anfang weniger geglückt als die Folge und das Ende. Im Streite gegen die Philister und Nützlichkeitsforderer bist du zu bitter und mitunter ungerecht. Aus Leidenschaft verwickelst du dich in Tropen und Gleichnisse, die nicht deutlich werden, ob wir andern gleich, die deines Sinnes sind, alles recht gut verstehen und dir beystimmen. Freylich kann ich begreifen, daß dir dieses Geschlecht den Kopf sehr warm machen muß. Leid' ich doch als Poet und Künstler schon so lange Zeit von ihnen. Sie sind aber Legion, und man muß sie gewähren lassen, allenfalls nur sie hänseln, wie ichs von Zeit zu Zeit auch gethan habe. Würdest du dich wohl über Kinder ärgern, die lieber in einem Kirschgarten herumnaschen, wo ihnen die Beeren ins Maul hängen, als in einem jungen Fichtendickicht spazieren, das erst in hundert Jahren Enkeln und Urenkeln Vortheil und Freude bringen soll?

Desto vollkommener ist dir, wie mich dünkt, alles übrige, ja der Hauptsieg gelungen, und man darf wohl sagen, daß du dich aufs vortrefflichste gehalten hast. Dieses dein Heft, und der sonderbare Artikel im Mercure de France vom 15. August können uns wieder einigermaßen über unsere Zukunft beruhigen. Führe nur fort, was du so glücklich angefangen hast. Gebe dir der Himmel leibliche Gesundheit und langes Leben, um dein Vorgesetztes recht zu gründen und auszuführen.

Von dem, was ich thue, ist nicht gut reden. Ich spinne meine alten Fäden langmüthig fort und hie und da wird ein neuer angeknüpft. Schenke dem, was etwa öffentlich davon erscheint, deine Aufmerksamkeit.

Viele Grüße von mir und den Meinigen an dich und deine Schwestern. Sende mir doch von Zeit zu Zeit etwas mittheilbares aus deinen Acten. Lebe wohl und liebe mich wie von jeher.

Weimar den 16. September 1807. Goethe.

1174.

An Rochlitz.

So ist denn unser theatralisches Unternehmen in Leipzig glücklich vollendet, mit Ehre und Vortheil belohnt, und was mir gleich lieb ist, ich sehe unsre Schauspieler nach dieser Epoche froher, williger, thätiger, und hoffe sowohl für uns einen unterhaltenden Winter als auch künftig für Leipzig eine neubelebte Sommerunterhaltung. Denn wir haben mancherley artige und mitunter seltsame Dinge vor uns, an denen wir uns zu üben gedenken.

Haben Sie, mein werthester Herr Rath, den besten Dank für Ihren freundlichen Antheil. Ich weiß die stille geräuschlose Behandlungsart recht gut zu schätzen, mit der Sie den unsrigen nachzuhelfen wußten. Wenn es mit dem Epilog eine Irrung gab, so bin ich vielleicht selbst daran Schuld, weil ich mich nicht deutlich erinnere, ob ich unserer Regie deshalb geschrieben habe,[1] mich auf einen natürlichen

[1] Goethe hatte Rochlitz früher brieflich aufgefordert, einen Epilog für die Schlußvorstellung der Weimarer Truppe in Leipzig zu schreiben. Die Regie aber hatte sich einen Epilog von Mahlmann, dem Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt“ schreiben lassen, der dann auch gesprochen wurde.

Gang der Sache und auf Ihr Einwirken, wie bey dem ersten Abschied, verlassend. Auch dafür nehmen Sie Dank, was Sie gewollt, gethan und verschwiegen.

Ihre Briefe nehme ich manchmal wieder vor mich und habe sie schon öfter gelesen. Sie dienen mir zum Leitfaden in dem täglichen Theaterlabyrinth, das einer der wunderlichsten Irrgärten ist, die ein Zauberer nur erfinden konnte. Denn nicht genug, daß er schon sehr wunderlich gepflanzt ist, so wechseln auch noch Bäume und Stauden von Zeit zu Zeit ihre Plätze, so daß man sich niemals ein Merkzeichen machen kann, wie man zu gehen hat.

Leider ist hier in Weimar die sondernde Kritik nicht sehr zu Hause. Man nimmt alles zu sehr im Ganzen. Stücke, Schauspieler, Aufführung, alles wird entweder gebilligt oder gemißbilligt, wobey denn Vorurtheil und Laune herrschend werden, und man sich weder des Lobes recht erfreuen, noch den Tadel sehr zu Herzen nehmen kann.

Daher ist es mir unendlich viel werth, daß unsere Schauspieler wenigstens gewahr geworden, daß eine solche Kritik existirt, welche die Mängel begünstigter und die Tugenden gleichgültiger, ja unbegünstigter Personen zu würdigen weiß. Ich selbst werde diesen Winter das Schauspiel öfter besuchen und meine innern und äußern Sinne zu genauerer Prüfung schärfen. Denn ich gestehe gern, das hiesige Publicum machte mir durch willkührliche Zuneigung und Abneigung oft so böse Laune, daß ich, je mehr ich mir in den Proben Mühe gegeben hatte, desto weniger Lust fühlte, der Aufführung selbst beyzuwohnen. Nun aber, da mich eine Stimme von außen her aufregt und bestätigt; so werde ich wieder eine Weile auf meinem Wege strecklings fortgehen und mich der Resultate vielleicht selbst erfreuen.

Die gute Aufnahme meiner Stücke hat mir eine besonders angenehme Empfindung gemacht. Ich dachte wohl, daß sie

auch einmal Epoche haben könnten, aber nach der Lage des deutschen Theaters glaubte ich's nicht zu erleben. Artig ist es, daß sogar das kleine Schäferspiel,[1] das ich 1768 in Leipzig schrieb, auch noch auftauchen mußte und gut empfangen ward.

Nochmals vielen Dank, den ich gerne mündlich abgestattet hätte, wenn ich nicht, da mir die Brunnenkur ganz wohl bekommen ist, mich vor einer allzuraschen Geselligkeit gefürchtet hätte. Jetzt will ich sehen, ob ich meine stille Nachkur auch zu Ihrem und Ihrer Mitbürger künftigem Vergnügen benutzen kann.

Leben Sie recht wohl, und wenn es möglich ist, so besuchen Sie uns diesen Winter.

Weimar d. 21. Sept. 1807. Goethe.

1175.

An C. F. v. Reinhard.

Weimar den 28. September 1807.

Sie haben mich nunmehr, verehrter Freund, durch drey Briefe erfreut und mir dadurch das Andenken an die schönen Carlsbader Tage lebhaft erneuert. Einen von mir abgesendeten werden Sie kaum erhalten haben. Leider war er von Carlsbad nach Jena zu lange unterwegs geblieben. Er ging von da etwa den 10. dieses nach Cöln ab.

Daß ich hier von Ihnen reden höre, daß Sie mit Herrn von Wolzogen zusammengekommen sind, daß Sie die Unsrigen in Paris treffen, das alles macht mir Sie abwesend gegenwärtig und läßt mich ein bleibendes, ja ein näheres Verhältniß hoffen.

[1] „Die Laune des Verliebten."

Tausend Dank sey Ihnen gesagt, daß Sie sich meines Farbenwagstücks von Zeit zu Zeit erinnern und hie und da ein gutes Wort dafür aussprechen wollen. Leider kann ich Sie nicht sogleich in den Stand setzen, um in Paris davon öffentlich im Institut Erwähnung zu thun. Zwar denk' ich immer an einen Prospectus, den man französisch und deutsch mit dem Werke herausgeben könnte. Nach Ihrem Rath wäre das Historische zur Einleitung, das Polemische kurz und bündig, wie man an die Newtonische Epoche käme, so wie alles übrige polemische, gegen die epicureische Vorstellungsart und sonst am gehörigen Orte, zwar kurz aber hinreichend aufzustellen. Dazu gehört aber Sammlung und ich muß mich in meiner hiesigen Lage, die mir, bey einem fast viermonatlichen Außenbleiben, einigermaßen fremd geworden ist, wieder zu fassen suchen. Könnten Sie jedoch einstweilen hier und da ein gutes Vorurtheil für die Sache erregen und mir irgend Jemand anzeigen, der schon vorbereitet wäre, und den Prospectus freundlich aufnähme und ihn austheilte, wenn ich ihn ihm sendete; so wäre für die Folge viel gewonnen. Ich gedulde mich schon achtzehn Jahre in dieser Sache und kann wohl noch einige Jahre zusehen.

Eigentlich aber ist das Schlimmste, daß Hauy,[1] der nach Verdienst in großem Ansehen steht und, so viel ich weiß, ein kluger, leise auftretender, einflußreicher Mann ist, der des Kaisers Gunst hat, daß dieser in seinem Compendium der Physik die Newtonische Theorie nächst viel andern als ein himmlisches Palladium aufgeführt und sie zur Norm beym Schulunterricht in den Lyceen aufgestellt hat. Aus Erfahrung weiß ich nun sehr wohl, daß ein Gelehrter das, was er einmal hat drucken lassen, nicht leicht zurücknimmt, sondern wenn er ja eines bessern überzeugt wird, seine

---

[1] Der Mineraloge Prof. René Just Hauy (1743—1822).

Meinung nur nach und nach verschwinden läßt, und eben so nach und nach das rechte unmerklich unterschiebt, wodurch denn die Welt gewissermaßen nicht gebessert wird, weil eine gewisse Indifferenz von Wahrheit und Irrthum auf diesem Wege entstehen muß. Dergleichen Fälle sind mir viele bekannt und ich fürchte sehr, daß die Franzosen, indem sie mit Gewalt die rein weißen englischen Musseline von Häfen und Marktplätzen abhalten, sich noch lange mit diesem schmutz- und aschenweißen theoretischen Schleyer das Haupt verhüllen werden.

Indem Sie Herrn Ebel[1] einigen Antheil an dieser Unternehmung einflößten, so haben Sie mir eine große Gefälligkeit erzeigt. Ich hatte schon längst Ursache, ihn wegen seiner Kenntnisse und seines Charakters zu schätzen. Wir beriefen ihn sogar einmal, als einen Schüler Sömmerings, zur Professur der Anatomie; welche vortheilhafte Stelle er aber auf eine sehr edle Weise ausschlug. Viel kommt darauf an, wie lange Sie in Paris bleiben und was ich von Ihnen und durch Sie vernehme. Versäumen Sie die Gelegenheit nicht, wenn ein Courier von den unsern herausgeht, damit ich, bey den übrigen nicht so ganz heitren Aspecten, wenigstens persönlich etwas erfreuliches zu erwarten habe.

Im Ganzen habe ich jedoch, wie ich gern gestehen will, seit einiger Zeit wieder guten Muth. Es scheint, daß die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzulange ertragen kann. Die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt ja auch sogleich die Thätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau besieht, die Hoffnung in jedem Augenblick realisirt wird.

In diesem Sinne habe ich ein Vorspiel zu Eröffnung unsres Theaters geschrieben, wo ich Gewalt und Vertilgung,

[1] Der Frankfurter Arzt Joh. Gottfr. Ebel (1764—1830).

Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe. Vielleicht gebe ich es bald ins Morgenblatt, da es Ihnen denn auch wohl zu Gesicht kommt.

So viel sey vorsorglich geschrieben und hingelegt, da man einen Eilboten von Paris erwartet, der Ihnen auf seiner Rückkehr dieses Blatt bald genug zubringen wird.

Goethe.

Im Konzept hat der Brief noch folgenden Schlußsatz: Herr Geheimerath Voigt, der sich Ihnen empfiehlt, verspricht mir Gegenwärtiges bald und sicher nach Paris zu schaffen, und ich schließe daher früher als meine Absicht war. Seitdem obiges geschrieben worden, ist es mir ganz leiblich gegangen. Nach und nach, wie es gegen den October zu gehen pflegt, findet sich die Gesellschaft wieder zusammen. Übrigens sieht es, leider in einem andern Sinne, herbstlich bey uns aus. Manche Blätter des hiesigen dreyßigjährigen Gesellschaftstammes fallen ab und die Glieder der bisherigen Generation verlöschen. So ist Fräulein Göchhausen, Hofdame, ihrer Gebieterin der Herzoginn Mutter nachgefolgt. Nicht weniger ist bey andern Lebenden und Dauer versprechenden der Humor falb, und gar mancherley Ansichten beschleunigen einen moralischen Winter. Ich halte mich so gut ich kann und wünsche auch Ihnen das beste in dem herrlichen Paris um dessen Anblick ich Sie beneide. Weimar den 27. September.

1176.*

An C. v. Knebel.

Diese Zeit über habe ich immer gehofft, meine Jenaischen Freunde zu besuchen. Indessen haben mich manche Theater-Sorgen und Besorgungen, darauf des Herzogs Krankheit und das böse Wetter abgehalten. Nun bin ich in allerley

Arbeiten gerathen, die ich nicht unterbrechen mag. Dank daher, daß du mich etwas von dir hören lässest.

Den Prolog,[1] oder vielmehr das Vorspiel, sende ich hierbey, und bitte nur, daß du es nicht aus Händen gebest, auch mir dasselbe Sonnabends wieder zurücksendest.

Leider erhältst du nur den Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann. Alles, was auf den sinnlichen Effect berechnet war, geht ab; und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Contraste, die hier aufgestellt wurden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitere Sternerscheinung Jeden erfreulich erinnerte, was man unserer vortrefflichen Fürstin vor'm Jahre schuldig geworden, an die zweyte glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Übergang gefällig an; und die hülfreiche ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der gefällige Friede stellte sich dem Ernst anmuthig entgegen; und dadurch daß die vier Personen durch zwey Schauspielerinnen vorgestellt wurden, welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit. Wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, Ihr ergebenen Herzen in sanfter Rührung entließ.

Ich freue mich, durch diese extemporirte Arbeit, denn ich habe sie in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt, durchaus einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben. Ich wünsche, daß du beym Lesen und Vorlesen etwas ähnliches empfinden und erregen mögest.

Jacobi's Rede sollst du den Sonnabend erhalten. Es ist ein Wort zu seiner Zeit, ob sich gleich in mancher

---

[1] „Vorspiel zur Eröffnung des weimarischen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie."

Rücksicht dabey manches erinnern läßt. Man muß sich in die Lage setzen, in der er sie schrieb, und die Verhältnisse beachten, die ihn umgeben ...

Lebe recht wohl, gedenke mein, und laß manchmal von dir hören.

Weimar den 7. October 1807. G.

1177.

An Cotta.

Sie erhalten, mein werthester Herr Cotta, das am 19. September aufgeführte Vorspiel, für das Morgenblatt, mit einer Nachschrift, welche ich hinterdrein abzudrucken bitte.

Indem ich ihnen nun von der ästhetischen Seite, was wir haben und hervorbringen, gerne mittheile, auch sonst von andern öffentlichen Dingen einiges nachkommen soll; so muß ich nochmals ausdrücklich bitten, das, was unsre politische Existenz betrifft und nicht von mir kommt, von Ihren Blättern abzuweisen.

Wir sind niemals politisch bedeutend gewesen. Unsre ganze Bedeutung bestand in einer gegen unsre Kräfte disproportionirten Beförderung der Künste und Wissenschaften. Von andern Seiten sind wir jetzt so wenig und weniger als sonst. So lange also der Zustand von ganz Deutschland sich nicht näher entscheidet, haben alle, besonders die kleinen Staaten, Ursache zu wünschen, daß man sie ignorire; und absurde Nachrichten, welche die Unruhe besoldeter Nouvellenschreiber, der Müßiggang und der böse Wille erfindet und verbreitet, wenigstens von solchen Anstalten nicht aufgenommen werden, mit denen man in guten Verhältnissen steht, und welche zu befördern man selbst geneigt ist. Verzeihen Sie, daß ich dieses Punktes wieder erwähne. Es ist aber eine jetzt mehr als jemals bedeutende Sache.

Die mir in Ihrem letzten Brief zugesicherte Sendung erwarte ich mit Vergnügen. Ich befinde mich ganz leidlich und bin in meinen Arbeiten ungestört, so daß ich hoffen kann, diesen Winter manches zu fördern.

In Hoffnung guter Nachrichten von Ihrer Seite empfehle ich mich zu geneigtem Andenken.

Weimar den 7. October 1807.

Goethe.

1178.

An Carl Unzelmann.

Durch ein Contract- und Pflichtwidriges Betragen des hiesigen Hofschauspielers Herrn Unzelmann sieht sich Fürstliche Commission veranlaßt, gegen denselben strafend zu verfahren; und zwar, wegen Erscheinung auf auswärtiger Bühne, mit achttägigem Hauptwach-Arrest, und wegen Übertretung des Urlaubs, mit Verkümmerung seiner Gage auf die Zeit der Verzögerung seiner Wiederkunft.

Wie man demselben dieses nun hiermit eröffnet; so hofft man zugleich, daß er durch sein künftiges Betragen und Bemühen den von ihm begangnen großen Fehler wieder gut zu machen suchen werde.

Weimar den 5. November 1807.

Commissio.

1179.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihr festtägiger Brief, mein verehrter Freund, hat auch mir einen Festtag hervorgebracht. Ich mag mich gar zu

gern durch Sie nach Paris versetzt sehen, das ich wohl in der Wirklichkeit schwerlich betreten werde. Übrigens haben wir alle Ursache unsere innern Familien- und Freundesfeyertage recht fromm zu begehen: denn was die öffentlichen Feyerlichkeiten betrifft, so theilt sich die Welt wirklich in eine Tages- und Nachtseite, und leider befinden wir uns auf der letztern.

Von meinem Befinden, an dem Sie so freundlich Theil nehmen, will ich gleich voraussagen, daß es ganz leidlich ist, daß ich bey einer gleichen Diät mich in einem ziemlich gleichen Zustande erhalte, arbeiten kann und noch mehr thun würde, wenn ich nicht so zerstreut würde durch das Theater, das, als ein Repräsentant der Welt, die Rechte seines Urbildes behauptet, und durch Fremde, deren mehr oder weniger erwünschte Besuche einen lebhaften Reisezirkel durch mein Haus führen.

Das chromatische Geschäft, das mir durch Ihre gütige Theilnahme doppelt interessant wird, habe ich auch wieder angegriffen, aber noch kein Manuscript zum Druck befördern können. Nach der langen Pause, und nach unsern Unterhaltungen, komme ich an die Sache mit einer Frischheit des Blickes, die mich an dem vorgearbeiteten manches aussetzen läßt. Was zunächst zum Druck bestimmt war, habe ich wieder umgearbeitet, und die Sache soll gewiß durch diesen neuen Anlauf gewinnen. Doch ist sowohl zum polemischen als zum historischen Theil manches studirt, gefunden und disponirt worden, daß wenn der Faden nur wieder einmal angedrillt ist, die Spule schon rasch wieder fortschnurren soll.

Haben Sie tausend Dank für die Verwendung in dieser Sache, und zwar für den doppelten Vortheil, den Sie mir bringen; einmal, daß Sie etwas leisten und vorwärts führen, was ohne Sie nicht geschehen wäre; sodann, daß Sie mir eine Vorstellung, einen Begriff von Zuständen geben, von denen ich wohl eine Ahndung aber keine Anschauung hatte.

Da Ihre lebhafte Geschäftsthätigkeit durch jedes Hinderniß eine neue Anregung erhält, so entspringt uns gewiß zuletzt ein Resultat, das uns selbst überrascht. Schon das Interesse der verschiedenen Menschen kennen zu lernen in einer Sache, die uns selbst beschäftigt, ist höchst bedeutend. Inwiefern Villers[1] sich der Sache annehmen mag, wird sich zeigen, wenn er sie näher kennen lernt. Ich meines Theils gestehe gern, daß ich, was die Ausbreitung dieser Lehre und Vorstellungsart in Frankreich und also auch in der übrigen Welt betrifft, nunmehr mein ganzes Vertrauen auf Sie setze. Sie machen sich mit den Hauptpuncten gegenwärtig so bekannt, daß der polemische und historische Theil Ihnen in wenigen Wochen gleichfalls angehören wird, und daß Sie aus der Revision die bedeutenden Berichtigungen, Erläuterungen und Aufklärungen geschwind ergreifen und ins Ganze verarbeiten werden. Ich scheue mich gar nicht diese Hoffnungen zu haben, vielmehr freue ich mich, daß Ihre Thätigkeit in der jetzigen Epoche einen Stoff findet, an dem sie sich üben mag, und daß der Stoff, den Sie dessen würdig finden, mich selbst so sehr interessirt und uns beyde in lebhafter Verbindung erhält . . .

Wie Cuvier die Sache nehmen wird, kann nicht anders als von Bedeutung seyn. Ich weiß, daß er der neuen deutschen Methode bey Behandlung der organischen Natur nicht ganz günstig ist, und daß er da nur Zufälliges erblicken mag, wo wir Gesetzliches zu sehen glauben. Da nun diese Differenz in der Maxime unendlich ist, so kann man sich auch im Einzelnen, selbst wo man zusammentrifft, nicht vereinigen . . .

Hätte ich mit diesem Blatte nicht gezaudert und es in Weimar gelassen, so käme es früher in Ihre Hände, indem

[1] Ch. Fr. Dom. de Villers (1765—1815), der um die Kenntnis der deutschen Litteratur, besonders Kants in Frankreich sich verdient gemacht hat.

in diesen letzten Tagen die Communication unvermuthet lebhafter geworden. Doch hoffe ich, es soll sich bald eine Gelegenheit finden, und so mögen denn meine besten Grüße und Wünsche zu Ihnen hinübergehen. Ich sitze hier auf den Trümmern von Jena und suche meine eigenen Trümmer zusammen. Ehe ich von hier weggehe, hoffe ich einige Bogen der polemischen und historischen Abtheilung des Farbenwesens gedruckt zu sehen. Noch einiges andre hoffe ich fertig und bey Seite zu kriegen und mich soviel als möglich einiger Thätigkeit zu freuen. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und lassen mich bald wieder etwas hören. Die Berufung unseres Johannes von Müller nach Paris und das Gerücht von seiner Anstellung im Königreiche Westphalen hat viel Sensation gemacht und den guten Deutschen einige Hoffnung über ihren künftigen Zustand gegeben. Was mich betrifft, so mag ich gern erwarten ohne zu hoffen und bin schon zufrieden wenn ich meinen Tag leidlich und nicht ganz unnütz zubringe. Nochmals meine besten Wünsche aus dem stillsten Winkel Deutschlands in die lebhafte Hauptstadt des Erdbodens.

Jena den 16. November 1807.

Goethe.

1180*

An Charlotte v. Stein.

Aus meiner tiefen Einsamkeit und Stille muß ich doch auch melden, wie es mir geht, besonders da ich etwas interessantes zu überschicken habe. Beykommende Schrift[1] werden Sie mit Vergnügen lesen. Sie ist voller Verstand,

[1] A. W. Schlegels Schrift gegen Racine unter dem Titel: Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripides (Paris 1807).

Einsicht in die Sache und Kühnheit. Der Verfasser greift die Überwinder des Continents auf ihrer empfindlichsten Seite und in ihrer eignen Manier sehr lebhaft an. Seine Landsleute sind lange schon überzeugt, daß er Recht hat, und es verdient alle Aufmerksamkeit, wie die Franzosen es aufnehmen werden, und was sie diesen Gründen entgegenzusetzen haben.

Meine Arbeiten gehen ganz sachte fort. An einigem was ich vorbereite, werden auch Sie, verehrte Freundin, Theil nehmen können. Anderes wird auf Hoffnung hin geschrieben und gedruckt. Die Gegenwart stimmt selten zum Gegenwärtigen. Was neben einander existirt, scheint nur zum Streite berufen zu seyn. Für einen Autor ist daher eine tröstliche Aussicht, daß alle Tage neue künftige Leser geboren werden.

Haben Sie doch die Güte mir zu sagen, wie es mit der Hand Durchlaucht der Herzogin geht. Der Anblick derselben hat mich beunruhigt und aus den Ärzten ist nichts zu bringen. Man weiß niemals, ob sie etwas geheim halten, oder ob sie selbst nicht wissen woran sie sind. Ich bitte mich Durchlaucht vielmals zu empfehlen und die Schlegelsche Schrift mitzutheilen.

So ruhig es mir hier nach meinen Zwecken und Wünschen geht, so wünschte ich mich doch manchmal nach Weimar zu versetzen. Besonders sind die Abende hier unendlich lang . . .

Behalten Sie mich in einem freundlichen Andenken, bis ich wieder mit meinen Zauberkreisen angezogen komme.

Jena den 19. November 1807. G.

1181.

An Anna Elisabeth v. Türckheim.

Ihr lieber Brief, verehrte Freundinn, kam zu spät, Ihr Herr Sohn schickte mir ihn von Dresden. Er war bey mir gewesen, ohne daß ich's wußte er sey es. Ich verwechselte die beyden Familien, ähnliches Nahmen, und hielt ihn von der andern. Aber auch so, als mir ganz fremd, hat er mir sehr wohlgefallen, das zweytemal kam ein Regenguß gelegen, der ihn lange bey mir festhielt. Ich machte mir Vorwürfe ihn nicht bey Tische behalten zu haben, da es eben an der Zeit war, denn ich empfand eine wahrhafte Neigung zu ihm. Mit Ungeduld erwarte ich den andern Angekündigten schon lange vergebens, ich wünschte bey diesem nachzuholen was ich bey dem ersten versäumte.

Zum Schluß erlauben Sie mir zu sagen: daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle. Leben Sie wohl und ruhig nach so vielen äußern Leiden und Prüfungen, die zu uns später gelangt sind und bey denen ich oft Ursache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken. Nochmals ein Lebewohl mit der Bitte meiner zu gedenken.

Ihr ewig verbundener
Goethe.

Weimar d. 14. Dec. 1807.

1182.

An Zelter.

Erst konnte ich, mein Bester, von Ihnen nicht genug verlangen, erbat mir bald dieses bald jenes, ich plagte Sie

mit meinen Commissionen, da Sie ohnehin genug zu thun haben; und da nun alles angekommen ist, Gesänge, Preiscourant, Rübchen: so mache ich's wie die erhörten Beter und wende mich ohne weiteren Dank von dem Geber zu den Gaben.

Ich will das nicht entschuldigen, denn zu ein paar Zeilen an einen Freund gäbe es immer Zeit; allein ich bin seit meiner Rückreise aus dem Carlsbad so wunderlich von der Gegenwart geklemmt worden, als wenn ich für jene vier Monate, die ich wie ein abgeschiedener Gymnosophist auf ungetrübter Bergeshöhe zugebracht, wieder büßen sollte. Zwar ist mir nichts unangenehmes wiederfahren; doch drängte sich so manches Liebes und Unliebes heran, daß meine Kräfte, weder physisch noch moralisch, recht ausreichen wollten.

Endlich dachte ich auch die zweyte Sendung meiner Werke an Sie abgehen zu lassen; sie ist aber bey mir selbst noch nicht angekommen, nicht einmal in vollständigen Aushängebogen, sonst hätte ich die einstweilen geschickt, insofern sie etwas Neues enthalten.

Mein kleines Singechor, das freylich noch kaum über vier Stimmen hinausgeht, bildet sich schon recht hübsch und wirkt auch schon auf das Theater zu. Kurz vor meiner Abreise ist es durch eine junge weibliche Stimme, die man fast einen Alt nennen könnte, sehr ausgeschmückt worden. Dürfte ich Sie gelegentlich um das Schillersche Punschlied bitten. Es ist davon leider bey mir nur eine Stimme übrig; die andern sind verschleppt.

Werner,[1] der Sohn des Thals, ist seit zwölf Tagen hier bey uns in Jena. Seine Persönlichkeit interessirt uns

---

[1] Zacharias Werner, der sein Drama „Der Sohn des Thals" mitgebracht hatte. An F. A. Wolf schrieb Goethe: „Werner der Thalsohn ist auch bald vierzehn Tage hier. Seine Persönlichkeit hat uns in seine Schriften eingeführt. Durch

und gefällt uns. Er liest von seinen gedruckten und ungedruckten Arbeiten vor und so kommen wir über die seltsamen Außenseiten dieser Erscheinungen in den Kern hinein, der wohlschmeckend und kräftig ist.

Soviel, mein liebster, für dießmal. Ich packe ein, um wieder nach Weimar zu gehen. Hier ist es mir ganz gut geworden, und was Sie wohl nicht rathen würden, ich bin ins Sonettenmachen hineingekommen. Davon schicke ich Ihnen gelegentlich ein Dutzend, mit der einzigen Bedingung, daß sie Niemand sieht und daß keine Abschrift genommen wird. Möchten Sie aber eins davon componiren, so würde es mich recht glücklich machen. Ich mag gar zu gern meine Productionen auf Ihrem Elemente schwimmen sehen. Sagen Sie mir bald wieder etwas, wenn es auch nicht viel ist. Ein Freundeswort ist in diesen trüben und kurzen Tagen doppelt erfreulich.

Geheimerath Wolf hat uns mit einem trefflichen Hefte über das Studium des Alterthums[1] beschenkt, das einen großen Reichthum enthält und an alles erinnert was wir wissen, und uns freundlich andeutet was wir weiter noch wissen und wie wir das alles behandlen sollen. Ein nochmaliges Lebewohl.

Jena den 16. December 1807.

G.

---

seinen Vortrag, seine Erklärungen und Erläuterungen ist manches ausgeglichen worden, was uns schwarz auf weiß gar schroff entgegenstand. Es ist in jedem Sinne eine merkwürdige Natur und ein schönes Talent. Übrigens läßt sich auch bey diesem Falle sehen, daß der Autor, wenn er einigermaßen vom Geiste begünstigt ist, seine Sachen selbst bringen uud reproduciren solle."

[1] Darstellung des Alterthums", erschienen in Wolfs und Buttmanns „Museum der Alterthumswissenschaft" und Goethe gewidmet.

1183.

An Johanna Frommann.[1]

Theuerste Freundinn,

Für eine recht hübsche Brieftasche hoffte ich Ihnen zu danken, nun überrascht mich eine sehr schöne, die mir ein außerordentliches Vergnügen macht. Dank! den besten Dank! daß Sie mich auf ewig vor der Versuchung gerettet haben, meine liebsten Papierschätze, wie Beyreis seinen Diamanten, wie Werner seine Sonette, auf eine wunderliche Weise zu verwahren und zu produciren. Eben diese Sonette[2] voll feuriger himmlischer Liebe sind nun an der einen Seite des Portefeuilles eingeschoben, die sich auf diesen Gehalt schon sehr viel einzubilden scheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig als an der andern Seite, durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warme und treues Wohlmeynen und Lieben eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wie's zutrifft. Sehr angenehm ist mir dieses Zusammensammeln und anreihen, in der Hoffnung bald etwas davon mittheilen zu können. Da es aber sehr ungewiß ist wann ich wieder zu dem Glück gelange, so mache ich einen Versuch dasjenige, was Sie an mir durch Nadelstiche gethan haben, durch Lettern und Sylben zu erwiedern. Nehmen Sie die alten Bekannten freundlich auf, ich hoffe das Übrige bald nachsenden zu können.

Wie schmerzlich es war, unsre Erwartung Sie hier zu bewirthen auf einmal getäuscht zu sehen, sollten Sie mit-

[1] Gattin des Buchdruckers Fr. Frommann, geb. 1765.

[2] Werners Sonette waren für Goethe Veranlassung geworden, sich mit dieser Dichtungsart zu beschäftigen.

empfinden. Möge doch die Sorge für die liebe Allwine[1] sich immer vermindern und der dauernde Besitz dieses guten Kindes Ihnen immer mehr zugesichert werden. Gestern Abend, zu Augusts Geburtstag, habe ich Sie sämmtlich hergewünscht, die theatralischen Freunde spielten ein kleines Stück wovon ich die Affiche beylege. Es war sehr artig. Auch sende ich einen Zettel angebotner Sämereyen. Wir lassen alle Jahre aus dieser Handlung kommen und sind sehr wohl damit zufrieden. Mögen Sie auch etwas bestellen, so verschreibe ich's gleich mit. Hierbey bin ich nicht so ganz uneigennützig als Sie glauben könnten, diesen Sommer hoffe ich manches davon bey Ihnen zu genießen. Bey Bischoffs ist für mich eingemiethet und ich werde einmal ganz ernsthaft ein Bewohner von Jena seyn. Das Schloß soll hergestellt, das Museum heruntergeschafft, die obere Etage wohnbar eingerichtet werden. Was werde ich nicht alles dabey zu thun haben und mir zu thun machen. Leben Sie recht wohl mit den lieben Ihrigen. Verzeihen Sie meine Schreibseligkeit, sie überfällt mich noch seltner als die Redseligkeit. Ich schließe und packe ein, in Hoffnung Herrn Frommann Gegenwärtiges mitzugeben. Viel Empfehlungen an das Seebeckische werthe Paar. Unterstützen Sie meine Bitte bey Minchen.[2] Das Packet bringt Herr Frommann.

W. den 26. Dec. 1807.

Goethe.

---

[1] Frommanns kleine Tochter, die am Typhus erkrankt gewesen war.

[2] Minna Herzlieb (geb. 22. Mai 1789), die bei Frommanns als Pflegetochter Aufnahme gefunden hatte. Manche Züge der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ hat Goethe diesem anmutigen Mädchen entlehnt. Ihr gilt die zehnte der Sonetten, in der es heißt: „Lieb Kind! Mein artig Herz!“ sowie die 17. Sonette (Charade); auch Werner hatte den Namen Herzlieb in Sonettenform besungen.

Register.



1. Nummern der Briefe an:

2. Nummern der Briefe aus:

3. Goethes Schriften:

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten.)

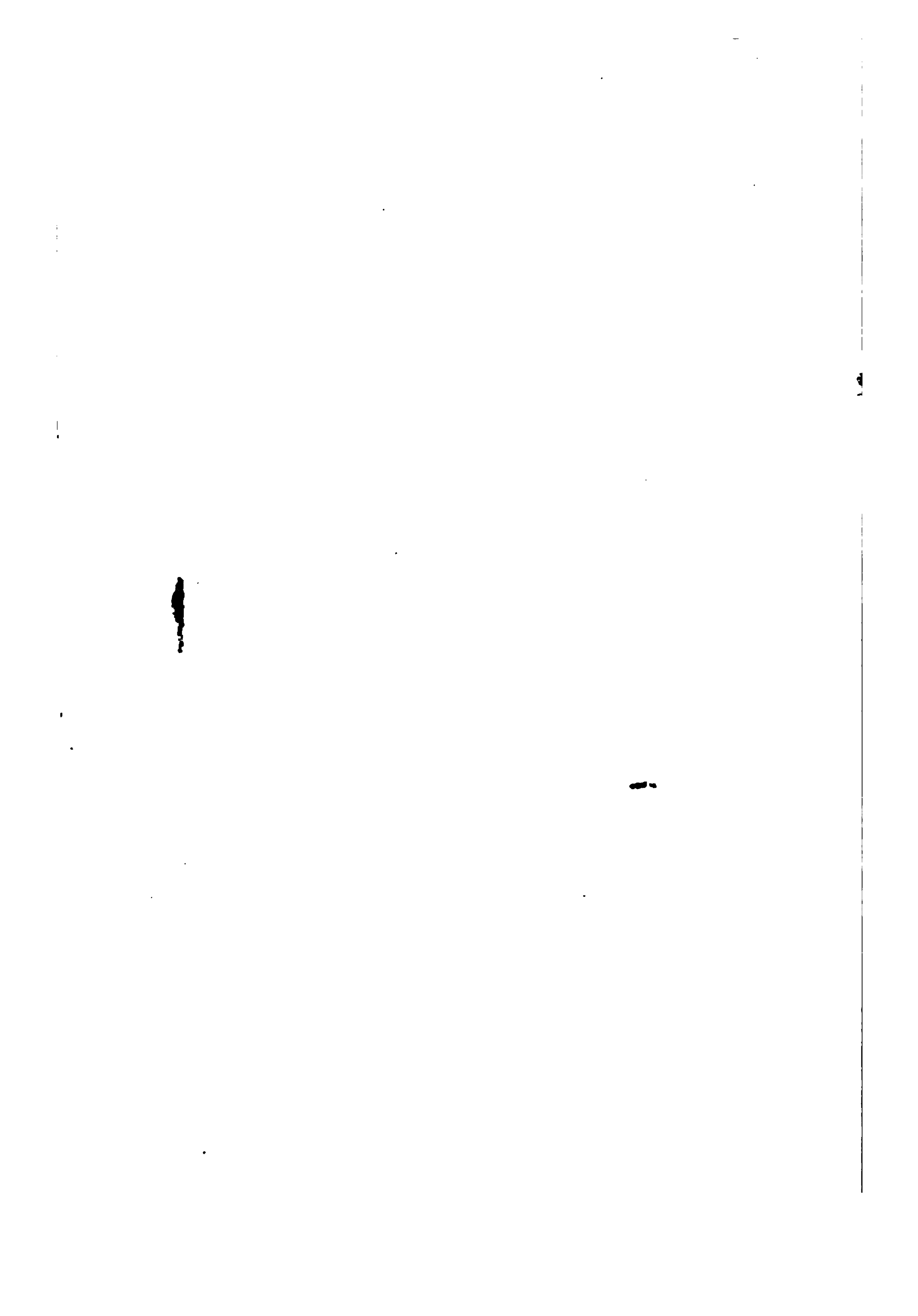
4. Personen- und Sachregister:



5. Litteratur.

Goethes Briefe und Tagebücher. Sophien-Ausgabe, Weimar.
Goethe-Jahrbuch. 24 Bde. Herausgeber Ludwig Geiger.
Goethes Tag- und Jahreshefte.
Goethe und Carl August. Studien zu Goethes Leben von H. Düntzer. 2. Auflage, Leipzig 1888.
Briefe von Goethes Mutter. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1891.
Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Bde. Leipzig 1851.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3 Bde. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1901.
Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1887.
Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratranek. Leipzig 1876.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/34.
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Carl Schüddekopf und Oscar Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.
Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Lillis Bild geschichtlich entworfen von Graf F. E. v. Dürckheim. 2. Aufl. von A. Bielschowsky. München 1894.
Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin 1897.
Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1903.
Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von Fr. J. Frommann. 3. Aufl. Stuttgart 1889.






B000851047